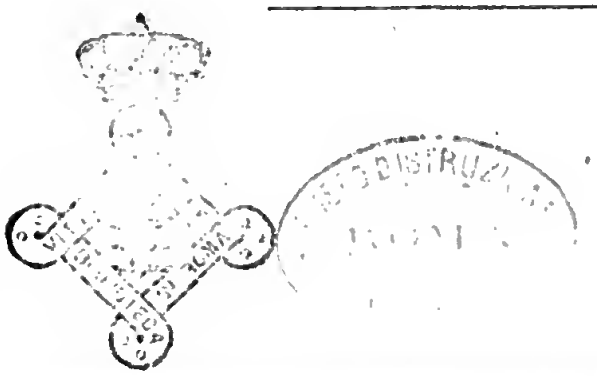
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE RÉSERVE
252
3 G
36

Die

Universität Göttingen.

Aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt.



Leipzig:
Otto Wigand.

1842.

Um Göttingens Gegenwart ganz zu begreifen, müssen wir auf seine Vergangenheit zurückblicken, und auch diese würde unverständlich sein, fingen wir mit dem Jahre 1734 oder 1737 an. Es sei uns also erlaubt, einen Schritt weiter auszuholen. Wir halten keinen Blick in die Vergangenheit für überflüssig, wenn er zum Verständniß der Gegenwart beitragen kann.

So kräftig die Keime auch waren, welche die Reformation zu einer rascheren Entfaltung des gesammten Lebens in den deutschen Boden gepflanzt hatte, so groß und kühn selbst die Thaten eines Luther und Hutten, so waren doch durch wilde Religionskriege und andere ungünstige Verhältnisse diese Keime so sehr zu Boden getreten, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts kaum zu hoffen stand, eine gewöhnliche Pflege werde sie wieder emporrichten, und der gewöhnliche Sonnenschein des Friedens werde ihnen Früchte entlocken.

Namentlich waren all' die vielen Pflanzschulen der neuen Bildung, welche sich die Reformation in den Universitäten mit so großem Eifer gesetzt hatte, theils verdorrt, theils versumpft. Statt daß frisches Leben und freie Regsamkeit von dort ausgegangen wäre, sank man in scholastische Spitzfindigkeiten zurück. Der Wissenschaft war jede Flüssigkeit geraubt, indem sich die Theologie an die Spitze derselben gestellt hatte, die statt auf dem wahrhaft protestantischen Geiste Luther's weiter zu bauen, zu Dogma und Tradition erstarrt war. Durch das ganze 17. Jahrhundert zog sich eine spitz-

findige unwiſſenſchaftliche Polemik der Concordiſten und Nicht-concordiſten. Die proteſtantiſche Theologie kämpfte durch Daniel Hoffmann und eine Menge polternder Kanzelredner gegen jede geſunde Vernunft. Da kam eine neue Anregung, von einer Seite, von der man in unſern Tagen nur Verdumpfung, Unfreiheit in Wiſſenſchaft und Leben erwarten darf, von Seiten des Pietismus, durch Spener, der ſchon 1686 ſeine collegia pietatis in Dresden eröffnet hatte. Das größte Verdienſt Spener's und ſeiner Anhänger iſt, daß ſie ihre Sprache nicht aus dem lateiniſchen Schmutz des Mittelalters ſchöpften, wie Schloſſer kräftig ſagt.

An ſie und die Vertreibung Thomaſius' knüpft ſich die Gründung der Univerſität Halle. Was von dort geſchehen iſt, die theologiſche Scholaſtik zu ſtürzen, die Religion von einer drückenden und erſtickenden Theologie zu befreien, iſt an einem andern Orte in dieſen Blättern ſchon beſprochen. Aber der Pietismus, da er nicht aus einem lautern Triebe nach Erkenntniß und Wahrheit entſprungen war, ſondern mehr aus einem unbeſtimmten Gefühle, verwechſelte bald die äußere Form des Frommſeins mit dem Weſen der Frömmigkeit, und verketzerte jede auf Philologie, Kritik, Geſchichte und Philoſophie gebaute Theologie bald eben ſo ſehr, als ſeine eigenen Strebungen früher von den Orthodoxen verketzert waren. Die Philoſophie war nur in wenigen Kreiſen heimiſch, auf Univerſitäten am wenigſten. Leibnitz hatte über ſeine Zeitgenoſſen wenig vermocht, und dies nicht ohne ſeine Schuld, da er es verſchmäht hatte, durch den Gebrauch von Luther's Sprache ſich ein deutſches Publikum zu ſchaffen, wie Locke ſich ein engliſches geſchaffen hatte. Thomaſius hatte ſich durch den Gebrauch der Mutterſprache unſterbliches Verdienſt erworben, doch war er mehr Juriſt und Praktiker, der es noch ſehr gegen

Hexenprocesse und andere Ausgeburten des Aberglaubens und der Tyrannei zu thun hatte, als mit der Philosophie selbst. Wolf wurde aus Halle vertrieben durch die Theologen. Und in Berlin wurde kaum nach Leibnitz's Tode der durch ihn gegründeten Akademie der Wissenschaften aufgegeben, Kobolde zu fangen und dafür zu sorgen, daß durch Constellation des Jupiter und der Veneris kein Unglück im Lande geschehe.

Was namentlich die Organisation der protestantischen Universitäten selbst anbetraf, so übte die theologische Facultät noch immer das strengste Aufsichtsrecht über die anderen Facultäten, deren Professoren auf den Protestantismus förmlich beeidigt waren. Mit der größten Eifersucht überwachten die Theologen namentlich die sogenannten Humanisten, von dunkler Ahnung beseelt, daß von dieser Seite her ihrem Einfluß und Treiben Verderben drohe. Der Einfluß der Theologen wäre noch viel verderblicher geworden, wären sie noch wie im 17. Jahrhundert ausschließliche Rathgeber und Vertraute der Fürsten gewesen. Vielmehr waren es diese jetzt, die als summi episcopi durch die Theologen sich einen Einfluß auf die Universitäten anmaßten, den sie bis dahin nicht besessen hatten. Den Facultäten war zwar noch das Recht der Vocation geblieben, allein die Landesfürsten übten das Recht der Confirmation aus, indem sie die Functionen der Rectoren der Universitäten übernahmen, und als solche drängten sie nicht selten den Facultäten wider deren Willen Lehrer auf. Obgleich die Anstellungen der Professoren in der Regel nur für zehn Jahre abgeschlossen waren, so trug das Recht der Vocation doch wesentlich dazu bei, den Universitäten einen eigenthümlichen stehenden Typus einzuprägen. Jede Universität unterschied sich von der andern durch eigenthümliche, meist scholastische Lehransichten und Meinungen, und schloß sich, so viel nur immer an ihr

lag, förmlich zunftmäßig ab. Es wurden nur solche Lehren vorgeschlagen, die sich zu denselben Ansichten, wie die, welche die Facultät ausmachten, bekannten, so daß so ziemlich jede Facultät und jede Universität sich aus sich selbst ergänzte. Deshalb waren denn auch die polemischen Verhältnisse meist Sache der Corporation gegen eine andere Corporation, an denen auch die Studirenden mit Eifer Theil nahmen, nicht wie bei uns Sache der Einzelnen.

Das Verhältniß der Studirenden war in wissenschaftlicher Beziehung ein gedrücktes und unfreies. Regelmäßige Examina in den Vorlesungen, außerdem pedantische Disputatoria. Dagegen suchte der Student in der Unsitte des Pennalismus und anderer Rohheit, die ihm seit den Verwilderungen des 30jährigen Krieges geblieben war, das Palladium der akademischen Freiheit zu bewahren. Es ist beinahe unglaublich, welche Mißhandlungen die Pennäle oder Schulwürmer von den Scholarchen zu ertragen hatten, und erklärlich, wie Menschen, die Jahr und Tag so geknechtet waren, ihre Rache in ähnlicher Tyrannei ausließen oder ewig Knechte blieben.

Die freiere Gestaltung der Universitäten schreibt sich erst seit der Begründung der Universität Göttingen her. Göttingen ist sich von Anfang her bis jetzt ziemlich gleich geblieben, während alle in späterer Zeit entstandenen Universitäten nach seinem Beispiel gegründet, die älteren nach seinen Einrichtungen umgeformt sind. Wenn Göttingen in unserm Jahrhundert von anderen Universitäten überflügelt ist, so ist daran lediglich sein starres Festhalten am Empirismus und Gelehrsamkeit, wie die Geringachtung der wahren Wissenschaft die Schuld.

Die Gründung der Universität Göttingen selbst verdankt Deutschland, das ihm viel verdankt, einem glücklichen Gedanken des Freiherrn Gerlach Adolph von Münchhausen. Dem chur-

hannöverschen Hause stand gemeinschaftlich mit Braunschweig das Rectorat der im letzteren gelegenen Universität Helmstädt zu. Diese Universität war, wie die meisten protestantischen Universitäten Deutschlands, hauptsächlich durch den Einfluß der theologischen Facultät so zum Verfalle gekommen, daß jeder vermögende Hannoveraner es vorzog, in Jena, Halle oder auf holländischen Universitäten seine Studien zu absolviren. So hatte auch Münchhausen (geb. 1688) 1707 zu Jena, 1710 zu Halle, 1711 zu Utrecht studirt, war nach abermaligem Besuch und zweijährigen Reisen 1714 als Ober-Appellationsrath in Dresden angestellt, im folgenden Jahre aber als solcher in sein Vaterland nach Celle berufen. Kaum war derselbe 1727 wirklicher geheimer Rath in Hannover geworden, als er in Georg II. und dessen Räthen den Gedanken erweckte, seinen Erblanden eine eigene Universität zu geben. Göttingen, die ehemals reiche und mächtige Stadt des Hansebundes, verdankte es seiner sonst unvermeidlichen Verarmung und der besseren, Deutschlands Mitte näheren Lage, daß es dem im Rathe des Königs vielfach protegirten Lüneburg vorgezogen wurde. Denn es war gänzlich unwirthlich und weniger zu einer Universität eingerichtet als irgend eine Stadt des Landes. Am 13. Jan. 1733 erhielt die zu gründende Universität durch Carl VI. die erforderlichen Privilegien, schon 1734 wurden die ersten Vorlesungen gehalten, aber erst am 17. Septbr. 1737 erfolgte die feierliche Inauguration.

Daß Münchhausen sich von vorn herein klar des Zwecks bewußt gewesen wäre, eine Universität zu gründen, welche gelehrte Brauchbarkeit und humanistisch-philologisch-historische Studien der Philosophie gegenüber vertrete, wie dies später, selbst noch zu Münchhausen's Zeiten, in Göttingen als Princip aufgefaßt ist, läßt sich nicht behaupten. Denn die Philo-

ſophie hatte zu der Zeit gar noch nicht eine ſolche Bedeutung erlangt, daß es hätte nöthig ſcheinen können, im Gegenſatz zu ihr ein Gegengewicht zu ſetzen. Freilich war Münchhauſen lediglich ein Empiriſt; welcher Staatsmann im Jahre 1730 wäre es aber nicht geweſen? Aber er wollte doch ein freieres, vielſeitigeres Studium, verbunden mit weltlicher Ausbildung, Sitte und freiem Anſtand, wie es bis dahin keine Univerſität bot.

Er war zunächſt bemüht, die Mängel der damaligen Univerſitäten, die er aus eigener Anſchauung kannte, zu vermeiden. Als ein Feind der ſcholaſtiſchen controverſen Theologie, wie des Pietismus, den er in Halle ſchon in ſeiner Schwäche und Entartung geſehen hatte, wollte er am wenigſten, daß die theologiſche Facultät irgend ein Uebergewicht über den übrigen Facultäten gewönne. Er wollte aus ſeiner Univerſität keine zunftmäßig abgeſchloſſene Corporation machen und vindicirte daher das Recht der Vocation lediglich der Regierung. Um Vielſeitigkeit zu befördern, Zunftmäßigkeit und landsmannſchaftliches Aneinanderſchließen der Lehrer möglichſt fern zu halten, berief er die Lehrer aus allen Gegenden, aus England (Tompſon), aus Holland (Sellius), aus Elſas (Roederer), aus der Schweiz (Haller und Huber), aus Ungarn (Segner), aus Schleſien (Gebauer), aus polniſch Preußen (Maſcov, Achenwall, Leß), aus Schleswig (Cruſius), aus Schweden (die beiden Murray), aus Weſtphalen (Büſching, Pütter, Seiz), aus Heſſen (Claproth), aus Frankfurt (Senkenberg), aus Erfurt (Albrecht, Reinhard, Vogel), aus Schwaben (Cotta), aus Franken (Feuerlein, Ayrer, Scheid, Meiſter, Gesner, Gatterer), aus Sachſen (Richter, Fritſch, Koeler, Käſtner, Heyne, Klotz, Dietze), aus Preußen (Treuer, Selchow, Büttner, Böhmer, Michaelis), aus Mecklenburg (die Gebrüder

Beckmann), aus Holstein (Operin), aus Lübeck (Mosheim), aus Bremen (Kulencamp), Männer ziemlich von allen protestantischen Universitäten. So konnte sich nicht, wenigstens nicht zunächst und nicht so leicht, ein Cliquenwesen bilden, wie es auf anderen Universitäten herrschte. Die aus so verschiedenen Provinzen und Ländern zusammengeführten Elemente mußten, seiner Meinung nach, durch Gleichheit der Lage und des Interesses verbunden, ein Ganzes bilden, das der freien Entwicklung der Wissenschaften mit einem guten und reinen Tone voranläutete. Daß unter diesen Gelehrten so viel kleinliche Häkeleien und Vorrangsstreitigkeiten stattfinden würden, so daß nur Haller großartig und wissenschaftlich dastände, hatte er nicht möglich gedacht. — Münchhausen behielt es der Regierung vor, die Statuten der Universität von Zeit zu Zeit zu verbessern. Die Universität erhielt eine eigene Gerichtsbarkeit, die Studirenden Freiheit über Wohnung und Collegia, die Professoren nicht nur unbedingte Lehrfreiheit, sondern auch Druckfreiheit. Kein Professor in Göttingen ist bis auf den heutigen Tag irgend einer Censur unterworfen, eine unschätzbare Freiheit, von der die göttingenschen Professoren in unserm Jahrhundert weder in reiner Wissenschaft, noch in Politik und Geschichte, den Gebrauch gemacht haben wie früher Michaelis, Schlözer und Spittler.

Die nach Göttingen berufenen Lehrer zogen bald Schüler aus allen Gauen nach sich. Diese standen sich Anfangs ganz fremd und vereinzelt einander entgegen, und so kam es, daß auch die Unsitte des Pennalismus nie in Göttingen eingewurzelt ist. Orden und Landsmannschaften fehlten zwar später nicht.

Will man im Leben der göttinger Universität Zeitabschnitte machen, so bieten die Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege, so wie die Zeit nach den Freiheitskriegen, die beste

Gelegenheit zu Einschnitten dar. Nicht als wenn diese politischen Angelegenheiten einen so großen Einfluß auf den Geist und das Wesen der Universität gehabt hätten, sondern weil vom siebenjährigen Kriege an die höchste Blüthe der Georgia Augusta anhebt, welche im Anfange unsers Jahrhunderts, das freilich einige Zeit hindurch durch äußern Glanz, durch eine Reihe alter berühmter Männer und eine große Anzahl Studirender sich auszeichnet, immer mehr abfällt, so daß, als über Deutschland ein neues Leben gekommen war, Göttingen dasteht kalt, ohne Begeisterung, mit vollendet ausgebildetem Princip des Egoismus und des Empirismus ohne Philosophie, mit dem im Leben nichts Großes mehr geschaffen werden kann. Es wird nicht gefordert werden dürfen, daß Alle aufgezählt werden, die in Göttingen gelebt und gelehrt haben, mögen ihre Verdienste um einzelne Theile empirischer Wissenschaft auch groß und gewichtig sein. Wir wollen durch diesen historischen Rückblick mehr ein Fundament für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Universität gewinnen, als eine Geschichte derselben liefern, und können deshalb nur die charakteristischen Momente der Entwickelung Göttingens hervorheben. Eine Geschichte der göttinger Gelehrsamkeit findet sich so reichhaltig bei Pütter, Saalfeld und Oesterley, daß, wer über solche belehrt sein will, dort suchen mag.

Münchhausen wollte nicht mehr als eine Universität, auf der brauchbare Staatsdiener erzogen werden könnten, Staatsmänner, Richter, Advocaten, Aerzte, Prediger, Schulmänner, und das war Alles, was er in damaliger Zeit wollen konnte. Deshalb war es zunächst die juristische Facultät, auf die er seine größte Sorgfalt richtete. G. Chr. Gebauer, Treuer, Schmauß, Brunquell, Reinhard, Mascov, Senkenberg lehrten schon 1734 und 1735. Zu diesen kamen noch Ayrer, Wahl,

G. L. Böhmer, J. Ch. Claproth, Riccius, Becmann, Waldeck. Treuer war mehr Hiſtoriker, Lehrer der Moral und Politik, Schmauß, ein Curioſitätenkrämer, Lehrer des Völkerrechts. Mascov mußte die Univerſität bald verlaſſen, da er ſich an Gebauer thätlich vergriffen. Brunquell ſtarb bald nach ſeiner Ankunft. Claproth war für Naturrecht thätig, von Selchow las über Wechſelrecht und zuerſt über Privatrecht der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande.

An der Spitze der Lehrer des Civilrechts ſtand Gebauer, der die elegante Jurisprudenz von Leipzig nach Göttingen verpflanzte. Elegante Jurisprudenz hieß damals Alles, was nicht practiſch war, es mochte Nutzen haben und zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Geiſtes beitragen oder nicht, z. B. wenn Drapp über den wahren Namen der Römerin, welche fr. 1. §. 5. D. III. 1 erwähnt wird, 21 Schriftſteller und faſt lauter Matadore citirte. Alle juriſtiſche Kunſt dieſer Eleganten beſtand in vielem und ſeinem Diſtinguiren, worin namentlich Becmann groß zu ſein ſich rühmte; alles juriſtiſches Können darin, zu jedem Rechtsſatze eine Unmaſſe Citate zu wiſſen. Eine andere Richtung, welche in Göttingen durch Senkenberg und Andere vertreten war, nannte ſich zwar auch elegant, ſagte aber: „ad galantissimum pertinet germanistam se profiteri.“

So viel dieſe Art der Germaniſten in unſeren Tagen von den eigentlichen Civiliſten und den hiſtoriſchen Germaniſten geſchmäht worden, und ſo mancherlei Verwirrung ſie offenbar angerichtet, indem ſie die deutſchen Rechtsinſtitute nach römiſchen Analogieen erklärten und bearbeiteten, ſo verdankt ſie ihren Urſprung doch einer patriotiſchen Ahnung von dem Unzureichenden des römiſchen Rechts und der noch nicht erſtorbenen Kräftigkeit vieler deutſcher Rechtsinſtitutionen, und

dieſe Germaniſten ſind es vorzüglich geweſen, die zu dem Reſultate des preußiſchen Landrechts geführt haben.

Die Jurisprudenz beſtand damals aus einem ungeheuern unverarbeiteten Stoff, den man kaum weiter wälzen konnte. Dies waren die Juſtinianiſchen Compilationen, die Gloſſen, Gloſſen zu den Gloſſen, eine ungeheure Menge von Meditationen und Deciſionen über einzelne Fälle, welches man ohne jegliche Sonderung der eigentlichen Beſtandtheile zu einem ſcheinbaren Ganzen verarbeitete. Man konnte dieſem Wuſte ſchon kaum anders mehr beikommen, als daß man ſich hier und da auf einem einzelnen Punkte einniſtete, und dann entſtand auf ſolcher Stelle ein Auswuchs von Meditationen und Abhandlungen, wie an den Pflanzen, in welche ſich gewiſſe Inſekten einbohren. Man las Inſtitutionen über Heineccii elementa juris, Pandekten nach Böhmer, des Canzlers jus digestorum und nach dem kleinen Struv. Das war auch der Standpunkt der göttinger Civiliſten, der erſt in der nächſten Periode durch Hugo eine Reform erlitt. Die Hunderte von Diſſertationen und Meditationen, welche die oben angeführten Juriſten geſchrieben, ſie verſtauben und vermodern in den Bibliotheken, kaum daß hier und da ihre Titel angeführt werden. Nur ein Werk des mühſamſten Fleißes und der eifrigſten Sorgfalt hat ſich erhalten und wird Werth behalten, ſo lange das römiſche Recht ſich erhält — die Gebauerſche Ausgabe des corpus juris civilis, in welcher die editio vulgata mit der Norica und Florentina mit Hilfe des Brinkmannſchen Nachlaſſes genau verglichen und neben einander geſtellt iſt.

Daß Ch. F. Meiſter, der Erſte, der den Wolfiſchen Schematismus auf das Criminalrecht anwandte, es vorzüglich war, der von Göttingen aus die poena extraordinaria bei unzureichendem Beweiſe zu ſo verderblichem Anſehen in Deutſch-

land brachte, weiß ihm gewiß das Leben wie die Wiſſenſchaft nicht Dank.

Eine glückliche Acquiſition ganz im Sinne deſſen, was Münchhauſen damals ſchon bewußter für Göttingen wollte, machte er 1747 an dem 23jährigen im Weſen und Rechte des heiligen römiſchen Reichs wie im Privatfürſtenrechte wohlerfahrenen Pütter. Dieſer eiferte ſofort mit jugendlichem Muthe von ſeinem ſichern Profeſſorenſitze herab mit einer „Patriotiſchen Abbildung des heutigen Zuſtandes bei dem höchſten Reichsgerichte, worin der Verfall des Reichsjuſtizweſens ſammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts und die Mittel, demſelben vorzubeugen, erörtert wurden."

Pütter war aber kein Mann der Freiheit, nicht etwa mit Juſtus Möſer und v. Moſer zu vergleichen, er war Egoiſt und ängſtlich, es mit Münchhauſen zu verderben, in dem Grade, daß er bei ihm anfrug, ob es nicht übel werde gedeutet werden, wenn er die Reitbahn beſuche. Er war aber ein Feind jedes juriſtiſchen Unrechts und hatte den Muth, es offen zu bekämpfen, wo er es fand. Das, worauf er ſeinen ganzen Scharfſinn und ſein ganzes Leben verwendet hatte, das deutſche Reich war plötzlich aus der Welt, ohne daß er recht begreifen konnte wie. Damit war der beſte Inhalt ſeines Wiſſens und Könnens zur Antiquität geworden und er verlor darüber die klare Geiſteseinſicht, wurde kindiſch und ſchwach.

Nicht minder gut als für die Jurisprudenz hatte Münchhauſen für die Medicin geſorgt, obgleich auch hier Göttingen das Unglück traf, den Anatomen Albrecht noch vor der Inauguration durch den Tod zu verlieren und die Profeſſoren Hamberger und Wedel mit Gewalt in Jena feſtgehalten zu ſehen. Dagegen konnte mit Recht von Albrecht von Haller geſagt

werden, daß er allein eine ganze Akademie der Wissenschaften ausmache, obgleich er seine Studien und Forschungen in Göttingen nur auf Anatomie, Physiologie und Botanik beschränkte, hierin aber neue Bahnen brach, so daß länger als 50 Jahre auf der Grundlage gefußt wurde, die er diesen Wissenschaften gegeben. Alle übrigen Mediciner dieser Periode sinken neben ihm ins Unbedeutende zurück.

Beinahe sollte man glauben, daß Münchhausen absichtlich die theologische Facultät so schwach besetzt habe, um ihr jeden Einfluß zu rauben. Wer kennt und nennt noch Oporin, Magnus Crusius, Heumann, Ribor (den Wolfianer), Feuerlein, ihre Dissertationen, die Heymannsche Poecile oder seine Sylloge (von 1000 Seiten)? Gegen den Unglauben zu eifern, gehörte damals zu einem guten Theologen, und Oporin that es in allen seinen Schriften, ja die Facultät stand nicht an, den Professor Hollmann, einen gutmüthigen und unschuldigen Philosophen aus der Wolfischen Schule, zum öfteren wegen heterodoxer Meinungen bei dem Curatorio zu verklagen. Allein Münchhausen war nicht der Mann, der solchen Umtrieben geneigtes Gehör schenkte. Er setzte vielmehr 1747 Mosheim als Canzler der Universität an die Spitze der theologischen Facultät, Mosheim, von dem bekannt war, daß er ein Feind sei des üblichen Verketzerns und des nichtsnutzigen Schulgezänks.

Mosheim wird Vater der Kirchengeschichte genannt, weil er auf philologisch-historischem Wege die Kirchengeschichte mehr noch als Arnold von den Fesseln der lutherischen Orthodoxie, die ihr seit den magdeburgischen Centuriatoren angelegt waren, andererseits aber auch von dem krankhaften Einfluß der hallischen Pietisten befreite. Von viel größerer Wichtigkeit für die Theologie war aber noch die Berufung des der philosophischen

Facultät zugehörenden Professors Michaelis. Schlosser's meisterhafte Charakteristik, der wir hier folgen, stellt ihn in Beziehung auf theologische Aufklärung an dieselbe Stelle, die Justus Möser für politische Aufklärung einnimmt. Michaelis brachte zuerst ein neues Licht in das herrschende Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Exegese und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären suchte. Er forderte, um das alte Testament zu verstehen, Kritik des Textes, Erforschung der genauen Bedeutung der Worte, Bekanntschaft mit den arabischen Dialekten, den Gebräuchen und der Poesie des Orients. „Mehr als irgend einer unserer anderen Theologen, auch der späteren, sagt Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts, hat Michaelis in der Fülle seiner Redseligkeit und in der vielseitigen Richtung seines Geistes und seiner Thätigkeit für Göttingen die bisher weltlich ganz stumpfen, durch Dogmatik gegen jede Kenntniß der Natur und des Menschen gleichgiltiger gemachten Theologen, denen er Orakel war, in den Stand gesetzt, die biblische Lehre mit den Erfindungen und Entdeckungen der neuern Zeit zu verbinden, von jüdischen und mönchischen Grillen zu reinigen. Er redete von Wallerius und von Linné, von Naturwissenschaft und Politik, er wandte Montesquieu auf die Mosaische Gesetzgebung an, handelte von Ackerbau und Pferdezucht, von allen politischen und ökonomischen Wissenschaften, und seine derben Späße im Collegium trafen die dummen Orthodoxen oft sehr unsanft, warum ließen sie sich nicht warnen?" —

Michaelis, durch die Engländer auf seinen Weg gebracht, wußte recht gut, wie er mit der Dogmatik daran war, allein er war zu klug, zu ehr- und geldsüchtig, um es ganz mit ihr zu verderben, erwähnte seiner Vorgänger in England und

Frankreich nur, so weit er es ohne Heterodoxie konnte. Erhoben gleich die Theologen auch gegen ihn Klagen, so fand er nicht nur bei Münchhausen Schutz, sondern er konnte sich auch in der That nur auf seine wahrhaftige Orthodoxie berufen. Denn aus Klugheit zog er sich vor den Consequenzen seiner Lehre zurück und protestirte feierlichst gegen die Consequenzen des ehrlichen Semler.

Das ist nun bis heute der Standpunkt der göttingenschen Theologie geblieben, daß sie aus Klugheit oder auch aus Schwäche auf dem halben Wege stehen geblieben ist, sich nie zu einer entschiedenen Ansicht herausgebildet hat, einem Rationalismus zugethan, der ängstlich besorgt war, es ja nicht mit der Rechtgläubigkeit zu verderben. Pietismus und Mysticismus haben nie in Göttingen Verbreitung und Lehre gefunden. Wie von dort aber gegen Semler, Reimarus und Andere gekämpft wurde, so gegen alle philosophischen Aufklärer und Ausleger bis auf Strauß. —

Die philosophische Facultät hatte an Hollmann einen Metaphysiker, der zugleich Physik las und abwechselnd auch Logik. Zum speculativen Denken verführte er Keinen. Die Historie war von Koeler vertreten, einem schlichten Compilator, obgleich er vom Kaiser seiner „ausbündig schönen Schriften wegen" mit Gnaden und Ehren überhäuft wurde. Er schrieb 1741 eine Ehrenrettung Johann Gutenberg's wegen Erfindung der Buchdruckerkunst, die, mit den vorjährigen Schriften zur Gutenbergsfeier verglichen, recht deutlich zeigt, welchen Fortschritt die Geschichtschreibekunst in einem Jahrhundert gemacht hat. Physik und Mathematik waren durch Lowitz, Astronomie durch Tob. Mayer, dem seine Mondtafeln durch England und Frankreich einen weit verbreiteten Ruf verschafften, Geographie durch Franz und Büsching vertreten, welcher letztere

von Münchhausen durch völlige Portofreiheit und Eröffnung officieller statistischer Nachrichten zu seiner Erdbeschreibung unterstützt wurde. Ueberhaupt wurde für Staatenkunde u. s. w. in Göttingen von Anfang an viel gethan, ja Archenwall las nicht nur über die Staatsverfassungen der vornehmsten europäischen Staaten, über Staatsklugheit, Staats- und Völkerrecht, sondern auch ein sogenanntes Zeitungscollegium über Staatsneuigkeiten.

Recht glücklich und stolz war Münchhausen vor allem darauf, daß er Joh. Math. Gesner für seine Tochter Göttingen hatte gewinnen können, den Grundgelehrten, welcher schon den Faberschen Thesaurus völlig umgearbeitet herausgegeben. Gesner, in dessen Geiste Heyne später fortarbeitete, ist es vorzüglich gewesen, der dem, was man Philologie nennt, als unumgänglich nothwendige Schule der Bildung und des Geschmacks, eine Verbreitung und Anerkennung in Deutschland zu verschaffen wußte, welche der Gelehrtenbildung eben so förderlich als der Bildung für den Staat und das Leben nachtheilig geworden ist und den unseligen Zwiespalt, der sich zwischen Wissen und That in unsern Tagen offenbart, vor Allem befördert hat. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es damals etwas Heilsames war, Humanitätsstudien an den Alten zu machen, damals, wo eine breite Scholastik Alles verflacht hatte, wo Ernesti und Gesner selbst das Studium der griechischen Sprache erst wieder in Aufnahme bringen mußten, wo von dem Geiste, der in den Alten wehte, auch nicht die geringste Spur im Unterricht und im Leben fühlbar war. Der Fehler ist nur der, daß man an dem, was sich zu seiner Zeit als gut und heilsam erwies, zu ängstlich haften blieb und es für alle Zeit für heilsam hielt.

In diesen ersten Zeitraum der Universität fällt die Stif-

tung der Societät der Wissenschaften, wie die der Göttinger Gel. Anzeigen. Die Einrichtung der ersteren ging lediglich von Albrecht von Haller aus. Nicht aus Feindschaft wurde Philosophie ausgeschlossen, sondern gleich der Theologie und Jurisprudenz, weil man sich auf das Praktisch-Nützliche und Anwendbare beschränken wollte. Die Feindschaft gegen die Philosophie entwickelte sich erst später nach 1784, als die Metaphysik eine Bedeutsamkeit sich vindicirt hatte, zu der man 1751 noch keine Möglichkeit einsah. Erst Heyne, und vorzüglich Ernst Brandes fingen damals an, die Tendenz zum „Wahren, Gründlichen, Ersprießlichen," das Göttingen und die Societät bewahrt habe, „der metaphysischen Sectirerei" entgegenzustellen. Wir kommen darauf später zurück. Bedenkt man, daß damals in Deutschland nur ein einziger Philosoph, Wolf, existirte, und daß das materielle Wissen, was sich von Göttingen aus entwickelte, in der That seine Vorzüge vor dem Formalismus der Wolfischen Schule hatte, so kann man Münchhausen keinen Vorwurf machen, daß er nicht etwa Wolf, den nach Marburg verschlagenen, nach Göttingen berief, noch Haller, daß er zu der physikalischen, der mathematischen und der historisch-philologischen Classe nicht auch noch eine metaphysische setzte. Hätte übrigens Münchhausen den großen Umschwung der Dinge noch erlebt, den die Kantische Kritik der reinen Vernunft in der Wissenschaft hervorbrachte, wer weiß, ob er den „Wassersuppen-Philosophen Göttingens," wie Lichtenberg sie nannte, nicht einen Kantianer beigesellt hätte.

Schon im Jahre 1738 waren durch Nimwehr die „Göttingenschen Zeitungen" gegründet, 1745 übernahm Haller die Redaction und seit 1753 die Societät der Wissenschaften den Verlag und die Aufsicht derselben. Diese Blätter haben sich

denn auch dem, auf das Hiſtoriſche und Philologiſche, Phyſik und Naturwiſſenſchaften gerichteten Streben Göttingens eng angeſchloſſen, vielfach nützliche Kenntniſſe verbreitet, ohne je tief in wahre Wiſſenſchaft und Leben einzugreifen. Daß ſie über das, was in den Wiſſenſchaften geſchehen, treu und ausführlich referirten, namentlich ſchon zu Haller's Zeiten auf engliſche und franzöſiſche Litteratur eben ſo viel Aufmerkſamkeit verwendeten als auf deutſche, iſt ihnen als Verdienſt anzurechnen. Auch ſie nahmen aber zur Philoſophie erſt eine feindſelige Stellung an ſeit 1784.

In die zweite Periode fällt die wahre Blüthenzeit Göttingens, leider nur in den kurzen Zeitraum von 1770 bis 1790. Im erſten Zeitabſchnitt war es die religiöſe Aufklärung, die von Göttingen ausging. — Gottl. Jakob Plank und Spittler ſetzten das von Michaelis begonnene Werk zwar fort, aber ängſtlich ſorgend, ein gewiſſes Maß nicht zu überſchreiten und vorſichtig auf hiſtoriſchem Wege die Löſung von Fragen ſuchend, die dort ſchwerlich gefunden werden möchte.

Man war in London und in den ariſtokratiſchen Kreiſen Hannovers ſo orthodox, daß man an Herder's Berufung, die von Georg Brandes eingeleitet war, Anſtoß fand. Das allein wäre für die göttinger Profeſſoren ſchon hinreichend geweſen, ſich zu mäßigen. — Es geſchah noch immer Vieles für Kirchenhiſtorie und Dogmengeſchichte, aber es konnte ſich daran nicht mehr ein Epoche machender Fortſchritt knüpfen. Dieſer knüpfte ſich an die Staatswiſſenſchaften, welche von Göttingen aus zuerſt mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Das war das Herzblatt, um welches ſich die Blüthe Göttingens ſchloß, die Brücke, welche aus dem Studium der Vergangenheit in die Praxis der Gegenwart führte. Die Bedeutung, welche Göttingen für die Entwickelung des

deutschen Geistes gewonnen hat, ist wesentlich hier zu suchen, der Ruhm und Ruf Göttingens knüpft sich freilich noch außerdem an eine große Menge berühmter Namen, so wie an Fortschritte in einzelnen Wissenschaften. — Man wird es hier nicht erwarten, daß wir alle die Männer aufzählen, welche sich durch ihre Gelehrsamkeit auszeichneten, oder sonst einen großen Namen sich gemacht hatten. Viele von ihnen verdienten des Rühmens nicht, daß man bei ihren Lebzeiten machte, und ist von all ihrem Wissen nichts übergeblieben, was noch heute in der Wissenschaft oder im Leben fortwirkte.

Wir wollen unser Augenmerk vielmehr vorzüglich auf den Geist richten, in welchem Göttingen weiter geführt wurde und der sich aus der Universität entwickelte. Da treten denn zwei Männer hervor, an deren Thätigkeit und Einfluß sich mehr oder weniger Alles anknüpft, was von 1770 bis 1805 in Göttingen geschah und was den Charakter der Universität scharf ausprägte. Das waren Heyne und Ernst Brandes.

Aus Heyne's Portrait schaut so deutlich eine Niedergedrücktheit hervor, daß wir vor dem Gedanken erschrecken, diesen Mann an die Spitze eines großartigen Instituts gestellt zu sehen, und Heyne's Leben verbürgt uns, daß wir uns nicht irrten. Mangel war der früheste Gespiele seiner Jugend, unter Verachtung und Bedrückung verflossen seine Kindes- und Jünglingsjahre. In die Nähe der ungeheuern Verschwendungen des Grafen von Brühl gestellt, litt er Hunger. Er hatte sich für den Staat ausgebildet und sah doch alle Wege zum Dienst für den Staat sich verschlossen, weil er — arm war. Das erfüllte ihn mit Trostlosigkeit. Die beständige Sorge für das Nächste, für die Existenz erdrückte höhere Strebungen für das Ganze, ließ dem begeisternden Hoffen auf ein Ideal keinen Raum. Es fehlte ihm nicht die Liebe zur

Menschheit, aber der Glaube an sie und ihre Zukunft. Selbst als er äußerlich sicher gestellt war, blieb ihm die Erinnerung an das Ungemach seiner Jugend und ängstigte ihn die Zukunft seiner selbst, wie seiner Kinder. Das ganze Menschenleben schien ihm ein thörichtes Spiel. Man höre, was er am 26. August 1792 an seinen Schwiegersohn, Georg Forster, schrieb: „Im Grunde geht Alles so, wie es unter Menschen gehen kann, gegangen ist und gehen wird, wenn noch einmal 6000 Jahre verflossen sein werden. Das Leben des klügsten Menschen besteht aus einem Gewebe von Unvollkommenheiten, Thorheiten, Uebereilungen, Kurzsichtigkeiten, und die ganze Gesellschaft bleibt vielleicht in ewiger Minderjährigkeit. Das ist mein Credo."

Eine solche Lebensansicht mußte zu dem gröbsten Egoismus führen. Wenn wir solchen bei Heyne aber nicht finden, sondern die größte Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit, so war das weniger durch seine Ueberzeugung als sein Gemüth bedingt. Aber ohne den freien Blick in die Zukunft, ohne Begeisterung für dieselbe, blieb all sein Thun und Lassen im Bereiche des Nützlichen, Brauchbaren. Wir wollen Heyne in keinem Punkte zu nahe treten. Er war, wie schon 1791 von einem unbefangenen Kopfe, einem Ungar Ribini (im letzten Worte über Göttingen) ausgesprochen war: „ein geschmackvoller Gelehrter, der dem Studium der Philologie eine für die neueren Zeiten so vortheilhafte Richtung gegeben hat." Dieser Ungar sagt gewiß Alles, was zu Heyne's Lobe gesagt werden kann: „Er hat gezeigt, wie man dem für so Viele todten Buchstaben des Alterthums Geist und Leben abgewinnen könne, eine Bemühung, die, wenn sie großen Köpfen auch kein neues Licht anzündet, doch den heilsamen Nutzen gehabt hat, in den düsteren Köpfen der Mittelgattung

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

einige Strahlen der Erleuchtung aufgehen zu lassen. Der großen Köpfe sind wenige, Bildung that an ihnen nur das Geringste, sie arbeiten sich aus sich selbst herauf, aber die Mittelmäßigen bedürfen eines Führers, wenn sie nicht ganz unbrauchbar werden sollen, und sie können gewiß keinen bessern haben, als Heyne ist. Wenn er auch keinen Gronov, keinen Wesseling gezogen, so erinnern Sie sich an die große Menge brauchbarer Schullehrer, die wir ihm verdanken, an den Einfluß, welchen die Bildung dieser auf die Bildung so vieler jungen Leute hat, und machen Sie dann den Schluß, was Heyne für das Wohl der Menschheit gethan hat."

Heyne hat in der That sehr großes Verdienst um die Philologie; er hat aus ihr, die bis dahin lediglich ein verständiges Sprachstudium war, eine wahre Alterthumskunde gemacht, und zur wahrhaft humanen Anwendung derselben im Leben unendlich viel gewirkt. Diese Wirksamkeit hat er jedoch mehr als Journalist und Lehrer geübt, als durch seine Herausgabe des Virgils. Eben so verdankt die göttinger Bibliothek seiner unermüdlichen Thätigkeit die große Brauchbarkeit, die sie vor allen Bibliotheken der Welt auszeichnet.

Allein bei allen diesen Verdiensten können wir nicht umhin, einzugestehen, daß er einen anhaltend nachtheiligen Einfluß auf die Gestaltung Göttingen's gewonnen hat. Es fehlte ihm nicht nur jeder heitere der Zukunft vertrauende Sinn, sondern es fehlte ihm jede Liebe, Neigung und jedes Verständniß der Philosophie. Vielleicht war daran ein kleines Ereigniß aus seinen Studienjahren nicht ohne tiefere Einwirkung, zumal da er in seinem Alter dasselbe für wichtig genug hielt, es in seiner Biographie aufzuzeichnen. Er, der ärmlich Gekleidete, wurde in einem philosophischen Collegium bei Winkler mit Scharren und Gelächter empfangen. Er besuchte seitdem

nie ein philoſophiſches Collegium. Der giftige Pfeil, den pennaliſtiſche Rohheit auf ſein weiches Gemüth eindrückte, drang tief und machte ihn zu einem Feinde der Philoſophie. Denn wer vermiede nicht den Salon, in welchem ihn Verhöhnung empfinge, möchte auch die Unterhaltung die intereſſanteſte ſein. — Heyne kannte nur eine Ausbildung des Geiſtes, die von der claſſiſchen Litteratur ausging und als höchſte Stufe dahin zurückführte. Wiſſenſchaft im einzig wahren Sinn hielt er für Spiel und glaubte im vollen Ernſt, das Wahre, das Gute, das Schöne laſſe ſich nur durch das Alterthum und aus dem Alterthum erkennen. Dieſer eine Grundirrthum hat unendlich viel dazu beigetragen, Göttingen lediglich dem eleganten Empirismus in die Arme zu führen, der dort als Götze verehrt wird. —

Als Heyne 1763 auf Rhunken's Empfehlung nach Göttingen berufen wurde, war David Michaelis dort der Allesvermögende, der erſte Bibliothekar, der beſtändige Secretär der Societät, Director des philologiſchen Seminars, Profeſſor der Beredtſamkeit, Rather und Leiter aller Univerſitätsangelegenheiten. Allein Michaelis war nicht uneigennützig, nicht aufopfernd, ihm fehlten die Tugenden, die ſolche Stellung erforderte, ja ein maßloſer Ehrgeiz und eine ſchmähliche Liebe zum Gelde verunreinigten viele ſeiner Rathſchläge. Er hatte Münchhauſen zu imponiren gewußt, konnte aber nie ſein Vertrauen erwerben, Münchhauſen fürchtete ihn, aber liebte ihn nicht, er hieß in ſeine Briefen an Heyne immer nur: „ein Gewiſſer" — „der Mann, den Sie wohl kennen." —

Heyne war anderer Natur, „er hatte," wie Heeren ſagt, „lernen müſſen, Menſchen zu ertragen und zu gewinnen. Schmeidig eingehend in die Aeußerungen des Premierminiſters, ungemein thätig, discret und verſtändig in Geſchäftsſachen,

ohne Nebenabsicht das Wohl der Universität im Auge habend, gewann er bald das ganze Vertrauen desselben, das in demselben Maße Michaelis entzogen war. Münchhausen entzog sich, so gut dies heimlich geschehen konnte (offen wagte er es nicht), dem Einflusse und Rathe Michaelis. Vorschläge zu Besetzungen von Professuren, mochten sie von Michaelis oder Pütter kommen, wurden Heyne zur Begutachtung übersendet. Wäre eine gewisse Uebersicht des Ganzen, Uneigennützigkeit, Billigkeit, Haß des Parteigeistes, Eifer für den Ruhm und Glanz der Universität, allein hinreichend gewesen, die Zügel der Georgia Augusta zu halten und diese selbst mit sicherer Hand der Sonne zuzulenken, keinen besseren Händen hätten diese anvertraut werden können als denen Heyne's. Heyne aber sah nicht die Sonne selbst, er sah nur den warmen Sonnenschein, der auf Griechenland und Italien lag, üppige Blüthen und Früchte hervortrieb, und lenkte dahin.

In derselben Richtung wurden auch noch von anderer Seite die Rosse der Georgia getrieben. Referent in Universitätssachen war schon bei Münchhausen's Lebzeiten Georg Brandes, der Hofrath, ein Freund und Verehrer Winkelmann's, ein Liebhaber der alten Kunst, wohlbewandert in der alten Litteratur. Auch er glaubte, wahre humanistische Gelehrsamkeit sei nur in und durch die Philologie zu gewinnen. Die Michaelische Bibelübersetzung und Pütter's juristische Deductionen erschienen ihm als etwas sehr Untergeordnetes gegen den Geschmack an den Alten. Allein er hegte keinen Haß gegen die Philosophie, er achtete Lessing höher, als man dies zu Göttingen gewohnt war, und er war es, der Herder dorthin ziehen wollte. Sein Sohn Ernst hat dagegen mit feindseliger Absicht die Philosophie von Göttingen fern gehalten und die dort aufblühende politische Freisinnigkeit gefesselt.

Ernst Brandes hatte seit seiner Jugend in der Atmosphäre der haute volée Hannovers gelebt, seine Denkart, Lebensweise und Sitten gehörten ihr an. In dem Augenblicke, wo er ausstudirt hatte, ward er auch schon als Referent im Ministerium angestellt. Auf einer Reise nach England (1785) „wagte" er es, Burke, den damaligen Oppositionsmann, zu besuchen, schmiegte sich dessen Grundsätzen an und erwarb sich nicht nur die Freundschaft desselben, sondern das Versprechen, als undersecretary of State nach England berufen zu werden, wenn Burke in das Cabinet träte. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er 1785 seinem Vater bei Führung der Universitätsangelegenheiten beigeordnet und trat nach dessen Tode 1791 ganz in seine Stelle. Diese hatte aber seit Münchhausen's Tode eine viel wichtigere Bedeutung bekommen. Die Curatoren der Universität folgten einander im schnellen Wechsel, und keiner unter ihnen war der Leitung der Universität ganz gewachsen oder mochte darauf die Zeit und Mühe verwenden, wie Münchhausen. Referent in Universitätssachen zu sein, hieß so viel, als diese Angelegenheiten allein leiten. Wir wollen den Einfluß, den Ernst Brandes übte, näher verfolgen. Seine Worte: „Gott behüte uns, daß die Philosophie der Zeit Modestudium in Göttingen wird, aber es liegt viel daran, daß wir einen sehr denkenden Kopf haben," welche Heeren durch eine Autobiographie zu verewigen gewiß absichtlich auswählte, sind oft genug gegen die göttingensche Eleganz und die dort aufgehäufte Masse von Gelehrsamkeit zurückgeschleudert worden. Wir können kaum eine schlagendere Kritik des von Brandes und allen seinen Nachfolgern in Sachen der Philosophie befolgten Systems geben, als das Lob, welches ihm von Rehberg gespendet ist. Rehberg wollte selbst als

geheimer Cabinetsrath, noch gern Philosoph sein, er kritisirte Kant, Fichte, Reinhold nicht ohne verständigen Scharfsinn, aber er hat nie die höhere Bedeutung der Philosophie erkannt. Hätte er sich mit dem Rufe eines wohlwollenden, dem Fortschritt im staatlichen Leben huldigenden Staatsmanns begnügt, man hätte ihn auch vielleicht den Philosophen beigezählt, aber er durfte nie in der Biographie Brandes (gesammelte Schriften Band IV. S. 416) aussprechen:

„Von dem Jahre 1784 an drohte die Metaphysik, gleich dem erstickenden Winde der arabischen Sandwüste, alle wissenschaftliche Bildung zu verdorren. Eine neue Lehre ward mit eben der Wuth, und oft mit ähnlichen Mitteln verbreitet, als bald nachher neue staatsrechtliche Ansichten und Grundsätze. Die Curatoren mehrerer Universitäten ließen sich von der Begierde, einen glänzenden Ruf des Augenblicks und dadurch größere Frequenz zu erhaschen, zum Nachgeben verleiten. Durch solche eigennützige und kleinliche Politik kann eine Lehranstalt eine Pest der Nation werden. Es gehörte ein sehr festes Zutrauen zu eigener Einsicht dazu, dem Ungestüme zu widerstehen, womit neue Lehren aufgedrungen werden sollten. Brandes, dem die eigentliche wissenschaftliche Philosophie fremd war, erkannte um so viel sicherer, wohin die Behandlung derselben, welche jetzt aufkam, führen würde. Er drang darauf, es müsse auf den gefährlichen Vortheil eines Rufs, in Göttingen sei auch die neue Weisheit nicht fremd und werde neben der alten gelehrt, verzichtet werden. Die alte Maxime ward befolgt, den ruhigen Fortgang aller wissenschaftlichen Untersuchungen zu befördern und jeder Bewegung zu wehren, die ihn stören könnte. — In Göttingen waren nie, weder Wolfianer, noch ungestüme Reformatoren der Theologie, keine Brownianer oder andere

Sectirer in der Medicin oder in den Naturwissenschaften angestellt. So auch jetzt kein metaphysischer Prophet. Man hat bald die wohlthätigen Folgen dieser Enthaltsamkeit gefühlt: und wenn es noch jetzt eine bedeutende Zahl von Gelehrten und praktischen Freunden der Wissenschaften in Deutschland giebt, die sich von einfachen Ansichten und unbefangenem Untersuchungsgeiste leiten lassen, so hat gewiß dies einen nicht geringen Antheil daran, daß einer Denkart und Gesinnungen, die man an andern Orten verhöhnte, in Göttingen eine Zuflucht offen gelassen ist, wo sie nicht bloß geduldet wurden, sondern ihre Würde behaupteten. Die dort angehäufte Masse von Kenntnissen und Mitteln, sie zu vermehren, und das Gewicht einer Corporation, welche nicht allein durch die Bemühungen und Verdienste einer langen Reihe der ausgezeichnetsten Männer, sondern durch die Harmonie im Tone des Ganzen, zu solchem Ansehen gelangt war, imponirte einer großen Zahl, die durch das betäubende Geschrei der Gegner irre gemacht werden sollte."

Zu diesen Grundsätzen nun stimmte Heyne's Ansicht vollkommen. Lichtenberg schrieb am 24. December 1787 an Georg Forster, er möge bei seinem Schwiegervater Bürger als Professor der Philosophie empfehlen: „Mich schmerzt nur, daß man glaubt, er lege sich erst auf Philosophie. Nein, ein gewisser Grübelgeist, der sich nichts weis machen läßt, ruht schon auf ihm, so lange ich ihn kenne, und er war von jeher Feind der geschmolzenen Wassersuppenphilosophie, die hier fast allgemein gespeiset zu werden anfing."

Als Forster gegen Heyne deshalb äußerte, früher oder später müsse Göttingen doch einen Lehrstuhl für Kantische Philosophie haben, antwortete dieser: „das sei eben so wenig zu bewirken als zu rathen, dann sei man wieder auf dem

Wege der Secten. Man müsse warten, bis die erste Gährung sich gesetzt habe, und sehen was auf dem Boden sitzen bleibe."

Und wer war der denkende Kopf Göttingens, der Brandes genügte? Der bescheidene Philosoph Feder. Es erkannte dieser in seiner Metaphysik den Satz von dem zureichenden Grunde nur deshalb für richtig an, weil er eine Folge der Uebereinstimmung „aller Erfahrung" sei. Feder bekämpfte „die sonderbare Kantische Philosophie, deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und der Sprache sein könnte," indem er behauptete, daß es schlechterdings keine andere Nothwendigkeit der menschlichen Erkenntniß und Wahrheit gebe, als diejenige, die sich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe. —

Meiners mag gar nicht unter den Philosophen aufgezählt werden. Als man Bouterweck 1797 als Professor anstellte, hatte derselbe sein Kantisches Fieber schon ausgetobt. Er war einem bescheidenem Rationalismus zugethan, da die Philosophie ihm nur die Aufgabe zu haben schien, „durch apodictische Trennung des Scheins von der Wahrheit das Räthsel der Dinge und der Bestimmung des Menschen zu lösen, so weit dies selbstständig durch die menschliche Vernunft geschehen könne."

Uebrigens neigte sich Bouterweck mit größerer Liebe der Aesthetik zu, und zeigte sein geringes Vertrauen zu der Philosophie dadurch, daß er dieselbe in einer gewissen Unabhängigkeit von der Philosophie psychologisch zu begründen suchte.

Als Herbart 1805 Professor der Philosophie wurde, war die Kantische Philosophie schon lange nicht mehr die Philosophie der Zeit, sondern fast Antiquität, und Herbart mußte bald darauf sein Werkchen „Ueber meinen Streit mit der

Modephiloſophie dieſer Zeit" ſchreiben. Wir kommen auf Hrn. Herbart zurück.

Es könnte merkwürdig ſcheinen, daß dieſe Abneigung gegen die herrſchende Philoſophie auch in die weſtphäliſche Zeit mit hinübergenommen wurde und ſich von Hannover nach Caſſel verpflanzte. Allein es wird dies weniger merkwürdig ſein, wenn man bedenkt, daß ſich an Fichte die ſtolze Erhebung Deutſchlands eng anſchloß, und daß man von Deutſchheit und Männerſinn am Hofe Jérome's nichts wiſſen wollte. So wurde denn 1810 Gottlieb Ernſt Schulze von Helmſtädt hierher verpflanzt. Schulze hatte damals ſchon ſeinen rohen Skepticismus, welcher die Möglichkeit jeder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß leugnete, verlaſſen, neigte ſich der Lehre Jacobi's zu und beſchäftigte ſich nur mit einer „durch die bewährten Regeln der Naturforſchung vorgeſchriebenen Unterſuchung des Urſprunges der Wahrheit, Bildſamkeit und Eingeſchränktheit der menſchlichen Erkenntniſſe."

Zum ſpeculativen Denken hat er Niemanden verleitet, und war genöthigt ſeine trockenen Vorleſungen über Anthropologie und Logik durch Späße und Zötchen zu würzen. Er lehrte bis 1833.

Noch in einer andern Beziehung übte aber Brandes ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Univerſität und machte ſie des Rufes verluſtig, der zehn Jahre früher ihr höchſter geweſen war, desjenigen nämlich, der freieſten und ungeſtörteſten Discuſſion über Staatsſachen, wie freier Publicität. Den Profeſſoren wurde zum Theil direct die Freiheit, ohne Cenſur drucken zu laſſen, genommen, was aber noch ſchlimmer war, Brandes lehrte ſie auf hofmänniſche Weiſe, durch Ermahnungen, Schmeicheleien, Warnung und Drohungen: „die Umſtände beurtheilen, auf welche jetzt nothwendig Rückſicht

genommen werden müßte" oder wie Rehberg es diplomatisch andeutet: „auf die persönlichen Gesinnungen und Vorurtheile des Monarchen und derer, welche Einfluß auf ihn hatten, zu achten und dem Strom der Volksstimme auszuweichen, welcher sie in entgegengesetzter Richtung vorwärts treiben wollte."

Wir müssen hier der Männer erwähnen, die unendlich viel für Göttingen, mehr aber noch für Deutschland gethan haben.

Käſtner hatte die Scheu vor einer gewissen Oeffentlichkeit, nämlich der, wo es sich um Persönlichkeiten, Dummheiten ꝛc. handelte, überwunden. Schlözer aber war es, der die seit zwei Jahrhunderten fest vermauerte Pforte öffnete und Publicität auch in Sachen des Staats brachte.

Schlözer, ein geborener Franke, war nicht ohne Heyne's Zuthun, jedoch auf Michaelis' Vorschlag, von Petersburg nach Göttingen berufen. Er war ein strenger, heftiger Mann, in welchem Freiheitsliebe ungestüm brauste. Was er für die Geschichte gethan, hat bleibend nachgewirkt, und obgleich es uns leicht als etwas Gewöhnliches, sich von selbst Verstehendes erscheint, so muß man einen Blick in die Geschichtsschreibung vor 1770 werfen, wo uns eine geistlose Anhäufung von Namen und Jahrszahlen entgegenstürzt, um zu würdigen, was Schlözer gethan hat. Er gab der Geschichte eine neue Gestalt, indem er Politik hineintrug und Erfindungen, Fortschritte der Kultur, der Verfassung und Gesetzgebung über den Wechsel der Throne, der Dynastieen und kriegerische Ereignisse setzte, von denen er mit Recht sagte, daß sie bloß Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst seien. Er war es, der zuerst den Arabern, Türken, Mongolen den ihnen gebührenden Platz anwies und gegen die bis zum Lächerlichen getriebene Ueberschätzung des Alterthums auftrat. Er war es, der zuerst darauf aufmerk-

sam machte, wie bei Classificationen in der Urgeschichte der Völker die Sprache das Unterscheidende sei. —

Größer aber noch als um die Geschichtswissenschaft sind seine Verdienste als Politiker um Publicität. Er begründete unter dem Namen Briefwechsel ein Journal, das sich zur Aufgabe setzte, die Geheimnißkrämerei, welche von den auswärtigen Angelegenheiten auf die innern übertragen war (es gab Höfe, wo man sich sogar den guten Morgen heimlich ins Ohr sagte) und selbst rein statistische Angaben zu verbergen strebte, zu zerstören, das für Preßfreiheit, für Publicität der Justiz, gegen Intoleranz, Jesuitismus kämpfte, das jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit ohne Scheu ans Licht zog, das jedem Unterdrückten seine Spalten zur Vertheidigung öffnete. Als Schlözer 1782 den Namen Briefwechsel mit dem der Staatsanzeigen vertauschte, sagte er in der Vorrede:

„So lange noch der Altar steht, den George und seine gleich unsterblichen Staatsbeamten der noch hier und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenossen (gewißlich auch der Nachwelt) mächtig gestützt haben: so lange — aber auch nicht länger — soll der Briefwechsel oder, wie er seit Ostern heißt, sollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgesetzt werden."

Diesen Altar zu zertrümmern, hat Ernst Brandes das Seinige gethan und dafür bei der hannoverschen Aristokratie in großer Gunst gestanden.

Lesen wir heute die Staatsanzeigen, so werden nur noch einzelne Aufsätze unser Interesse erregen. Allein wenn ein Aufsatz wie der „über den zürcher Kriegsfond" (Briefwechsel Band VI., S. 57—61) den Tod Waser's veranlassen konnte, ein Aufsatz, der lediglich statistische, in Deutschland kaum ver-

ständliche Notizen enthielt, so erklärt sich die unendliche Wichtigkeit dieses Journals. Als Waser (dessen Geschichte leider noch nicht aufgeklärt ist, für dessen Unschuld aber an der Unterschlagung eines öffentlichen Documents, die ihm zur Last gelegt wurde, das Zeugniß von Johannes von Müller bürgt) an Schlözer diesen Aufsatz gesendet, antwortete dieser: „Ihr Helvetien ist bisher immer eine stille Polyphenushöhle. Alles geschieht hinterm Vorhange, Keiner thut's Maul auf, und die Herren sprechen immer von Freiheit dabei! Raus damit, wer ein gutes Gewissen hat. Publicität ist der Puls der Freiheit. Mache nur ein muthiger Mann die Probe bei Ihnen. Erstaunen wird man erstlich, dann (vergeblich) inquiriren, zuletzt werden alle Menschen sagen: gedruckt muß werden, das hätten wir selbst eher thun sollen."

Allein die Züricher hatten ein prächtiges Mittel gefunden, den Leuten die Mäuler zu stopfen; im März 1780 wurde Waser's Aufsatz dort bekannt, am 27. Mai 1780 wurde er hingerichtet, ein Opfer der Publicität. Schlözer schrie auf und rief den Himmel zur Rache. Noch 1783 (Heft XIII.) wiederholte er: „Waser's Blut raucht noch und wird und muß rauchen, so lange es Geschichte giebt." — Wir fügen 1841 hinzu, daß die Blutschuld, welche auf Zürich liegt, noch immer nicht getilgt scheint, wie das Ende der Straußischen Berufung zeugt. Merkwürdig wiederholen sich dabei die Namen jener Aristokraten, deren Väter Blutrichter Waser's waren. —

„Publicität ist der Puls der Freiheit." Deutschland begriff das. Allenthalben wurden Briefwechsel und Staatsanzeigen begierig verschlungen. Maria Theresia konnte auf einen Vorschlag, der ihr im Staatsrathe gemacht wurde, äußern: „was würde Schlözer dazu sagen?" Joseph II. wie Georg II.

schützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürsten und Prälaten, deren lichtscheues Thun und Treiben ans Licht gezogen wurde.

Welche Verbreitung dieses Journal fand, ist daraus zu ersehen, daß es Schlözern jährlich ein reines Einkommen von 3000 Thlrn. abwarf (an Honorar für die einzelnen Beiträge dachte damals Niemand) und seinen Verleger reich machte, obgleich er für den Bogen 40 Thaler an Schlözer zahlte.

Schlözer war nicht ohne politische Einseitigkeit, er hatte eine große Abneigung gegen Alles, was Republik hieß, und beschuldigte daher nicht nur die Amerikaner eines ungerechten und undankbaren Betragens gegen die Engländer, sondern glaubte auch noch 1782, die Nordamerikaner ständen an einem Abgrunde von Anarchie und oligarchischer Despotie. —

Indessen war die französische Revolution hereingebrochen, Schlözer hatte den ersten Schritten der französischen Nationalversammlung lauten Beifall gespendet, ja noch 1791 scheute er sich nicht drucken zu lassen: „die declaration des droits de l'homme et du citoyen sei ein Codex der ganzen, durch allgemeine Cultur sich der Volljährigkeit nahenden europäischen Menschheit." — Allein er, wie die meisten seiner Zeitgenossen, waren der Beurtheilung so stürmisch einander überholender Ereignisse nicht gewachsen. Schlözer namentlich beurtheilte die Dinge zu sehr nach engherzig statistisch-ökonomischen Principien, er berechnete z. B. die Summen, welche Frankreich durch die Emigrationen verloren gingen und im Auslande verzehrt würden, und sein Haß gegen alles Oligarchische veranlaßte ihn, eher Auszüge aus Schriften gegen die Revolution mitzutheilen, als solche, die dafür sprachen. Deshalb wurde er denn von den Demokraten als servil ausgeschrieen, ohne den Beifall der Aristokraten gewinnen zu können. Denn be-

kanntlich bestand die Welt damals aus diesen zwei Parteien. Jedem freimüthigen Worte eines Volksschriftstellers wurde ein böslicher Sinn untergelegt und ihm die Absicht angedichtet, Deutschland zu revolutioniren.

Namentlich wehte von Hannover ein scharfer, in Göttingen alles verdorrender, aristokratischer Wind, der selbst Spittler's Mantel etwas auf die Seite warf, zu der sich der Rehberg's schon länger gedreht hatte. Nach einem Briefe Heyne's, der durch seinen Schwager, Ernst Brandes, aus guter Quelle schöpfte, ging die aristokratische Partei damals mit nichts Geringerem um, „als die Universitäten Göttingen und Halle langsam eingehen zu lassen," weil sich daselbst doch zu viel demokratische Elemente fänden.

Man machte Schlözer trotz der offenbar aristokratischen Tendenz, in welcher er seine Staatsanzeigen hielt, allerlei Vorwürfe, namentlich, daß er seine Censurfreiheit zur Privatrache gebrauche. Schlözer, der sich nichts bewußt war, als gegen den durch kein Gesetz erlaubten Zwang der Stationsscheine im Hannoverschen zu kämpfen, wollte sich verantworten, Heyne trat dazwischen: „schreiben Sie in Ihrer gewöhnlichen Weise, so geräth Alles in Flammen" — dann räth er die Beschwerde ganz zu unterdrücken: „er werde seinen Schwager (Ernst Brandes) dadurch nur in Verlegenheit setzen." — Schlözer zeigte Schwanken und Schwäche, und man nahm ihm die Censurfreiheit, verbot ihm unbedingt die Herausgabe der Staatsanzeigen oder einer andern periodischen Schrift. Das geschah 1796.

Als er im gleichen Jahre eine Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen schrieb, die er Brandes bogenweise zur Censur geschickt hatte, erhielt er unter dem 1. Novbr. ein Rescript

des Curatoriums, deſſen Inhalt mitzutheilen wir uns nicht verſagen können:

„Wie wir ohnehin uns verſichert halten, daß ihr dergleichen Aufſätze im Druck nicht bekannt machen werdet, ohne ihn vorher zur Cenſur an uns eingehändiget zu haben, vertrauen wir auch zu euch, daß ihr mit ſchriftlichen Ausführungen von ſo häklicher Art und ſolchem weiten Ausſehen, euch ohne vorgängige Anzeige bei uns nicht werdet befaſſen wollen, da ihr nicht zu wiſſen vermöget, inwiefern das vielleicht ſeiner königl. Majeſtät Verhältniſſen entgegen ſei, und alſo mit eurer Eigenſchaft als Allerhöchſt Ihrer Diener und Unterthan ſtreitend ſein könnte.“

Seit der Zeit war es alſo mit der vielgerühmten Lehr- und Cenſurfreiheit, die Münchhauſen ſeiner vielgeliebten Tochter als ein Palladium hinterlaſſen, vorbei. Göttingen mußte ſinken, mochte man von der Maſſe der dort vorhandenen Gelehrſamkeit noch ſo viel Rühmens machen. Ein göttinger Profeſſor ſoll von einem wiſſenſchaftlich geſchichtlichen Werke, ehe er es beginnt, unterthänigſte Anzeige beim Curatorium machen und anfragen, ob er über ſolchen Gegenſtand auch ſchreiben dürfe! Hört!

Wir wollen Ernſt Brandes keineswegs beſchuldigen, daß er zu ſolchem Verfahren Veranlaſſung gegeben, allein es war ſeine Pflicht, was irgend möglich zu thun, daß ein ſolches Reſcript nicht erlaſſen wurde. Brandes ſelbſt aber rühmte in ſeiner Schrift über den gegenwärtigen Zuſtand der Univerſität Göttingen (1802) den Gebrauch des Oberaufſichtsrechts von Seiten der Regierung. Er ſagt Seite 139:

„Gerade durch eine weiſe zeitige Einmiſchung der höchſten Oberaufſicht kann es am beſten verhütet werden, daß

der Vortrag gelehrter Forschungen nicht von tadelnswürdigen, Aufsehen erregenden Aeußerungen begleitet, sondern geräuschlos die Bahn ruhiger Untersuchungen verfolgt werde." —

Im Jahre 1800 erhielt Schlözer zwar auf Fürsprache des Ministers von Steinberg die Censurfreiheit wieder, aber die Herausgabe eines politischen Journals blieb ihm untersagt. Dagegen machte es dem damals 70jährigen Manne unendliche Freude, daß 1802 ihm Alexander von Rußland ein faible marque de son estime (zu dem Werthe von 2000 Thalern) nebst Orden und Adelsdiplom übersenden ließ.

„Grand Dieu!" schreibt er an seinen Sohn, „so spricht ein Kaiser, ein Kaiser von Rußland mit einem Professor! Ich will es Dir nur gestehen, daß mich keine je widerfahrene Ehre so gefreut hat, als diese, zumal das adelige Wappen."

Welche Kraft durch das von Hannover aus beobachtete Verfahren in Schlözer erstickt und niedergehalten war (er widmete die letzte der russischen Geschichte), beweiset sein Schmerz bei Deutschlands Schmach und Preußens Fall im Jahre 1806. Ein Brief, zum Druck bestimmt, lautete:

Jetzt, ungefragt verkauft, vertauscht, verkuppelt man uns wie Heerden, und unempfindlich für deutsche Ehre, gefühllos selbst für alle Menschenwürde, heucheln wir, jubeliren wir, illuminiren, singen Te Deum und tanzen wir noch dabei! — Lies, wenn Du kannst und Dir Dein deutsches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutschen Stadt bei Ueberreichung der Stadtschlüssel vom Oberbürgermeister. — Wir Deutschen sind zwar in unserer jetzigen Lage arme Schafe, die sich blindlings von Einzelnen leiten lassen müssen, aber sind im Ganzen,

als Nation, noch immer gesund; die Anzahl der Drehkranken unter uns ist unendlich klein — wie? wenn uns das Schicksal einst andere Leithämmel gäbe? Laß Dir durch Voß das lateinische Kraftgebet der seligen Dido im Virgil in eben solches Kraftdeutsch (nur nicht in Hexameter) übersetzen exoriare aliquis und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutsche sogenannte Männer schweigen, so müssen Weiber, Mädchen und Jungen schreien." —

Und an seinem 75. Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ er an die göttinger Professoren ein Circulair, worin er sich Gratulationen verbat; er sprach sich darin in folgenden Worten aus:

„Ich verachte dieses lumpige Menschenleben, eben weil ich es so lange gelebt habe, tief, und kann besonders an die jetzige Generation, bestehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undankbaren u. s. w. nur mit verbissenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlösung zu erleben mehr hoffen kann."

Und was thaten die göttinger Professoren in dieser Zeit? sie beugten sich und bückten sich vor Hieronymus, während Schlözer einer persönlichen Huldigung sich zu entziehen wußte, suchten Gehalszulagen zu erhaschen (Meiners, Stäudlin u. s. w.) und suchten sich durch Zurückziehen auf gelehrte Arbeiten den Forderungen der Zeit zu entziehen, worin ihnen freilich Goethe mit dem Beispiel voranging. Die wie ihr Mann mit Goethe sehr befreundete Frau eines göttinger Professors, der sich später im Collegium rühmte, daß er Alexander auf die Frage: wie mache ich meine Völker glücklich? erwiedert habe: „Ew. kaiserliche Majestät mögen die Gnade haben, meine Schriften

zu lesen," sagt in dessen als Manuscript gedruckten Biographie:

„Unter diesen Umständen (1808—13) konnte nur eine große, alle Kräfte des Geistes in Anspruch nehmende Arbeit die Ableitung werden für ein Gemüth, das gewohnt war, am leichtesten auf diese Weise Ruhe und Gleichgewicht wiederzufinden. Als daher das französische Nationalinstitut für das Jahr 1810 die Preisfrage gab, über den Zustand der Völker Italiens unter dem Reiche der Ostgothen, so war der Entschluß, sie zu beantworten, rasch gefaßt. Die Durchführung war jedoch keine leichte. — Solch eine vollkommene Hingebung in die streng wissenschaftliche Untersuchung führte aber auch, abgesehen vom Erfolge, ihren eigenen Lohn mit sich, und nicht leicht ist wohl eine solche Arbeit mit größerer Freudigkeit vollbracht worden." —

Sollte man nicht glauben, der Taufpathe ihres Sohnes Wolfgang spräche hier selbst? —

Doch dies nur beiläufig zur Charakteristik des damaligen Zustandes der Universität Göttingen, da wir des langjährigen Freundes von Benjamin Constant, dessen Nachfolger Dahlmann war, noch später ausführlicher gedenken müssen.

Kehren wir zu Schlözer zurück, er starb wenig Monate nach dem zuletzt erwähnten Rundschreiben am 9. Septbr. 1809, nachdem er noch im Jahre 1805 zum hannoverschen geheimen Justizrath ernannt war, ein Titel, der für alle göttinger Professoren bis auf den heutigen Tag für das höchst Erreichbare gilt.

Schlözer war die beste Blüthe in der Blüthenzeit der Georgia Augusta.

Neben Schlözer steht Spittler, Ersteren als Geschichtschreiber noch überragend. Auch er war ein Historiker mit

politischen Tendenzen, auch er kämpfte für Aufklärung der Ideen in Kirche und Staat, und auch er hielt Publicität für das Lebenselement der Freiheit. Als Historiker insbesondere muß an ihm gerühmt werden, genaue Bekanntschaft mit den Quellen, literarisch-kritischer Scharfblick, Schnelligkeit des Ueberblicks, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffassen der Hauptpunkte, und was wir noch höher anschlagen, Begeisterung für menschliche Größe und die Zukunft der Menschheit nebst historischer Redlichkeit.

Wächter sagt von ihm: „wie Schlözer mit seiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statistik die hergebrachte Geheimnißkrämerei der Kabinete und Kanzeleien angriff und glücklich bekämpfte, so wußte Spittler mit seiner Gewandtheit die Fürsten und ihre Minister zu überzeugen, wie Beförderung der Cultur zu ihrem eigenen Besten diene und wie blos geistige Kraft den Mangel der physischen ersetzen könne. Er eröffnete der deutschen Specialgeschichte ihre Archive."

Auch Spittler hatte die französische Revolution mit Enthusiasmus begrüßt und sich, wie Rehberg sagt, auffallender Unvorsichtigkeiten dabei zu Schulden kommen lassen. Doch lenkte er früh ein, so daß Heyne in einem Briefe (27. Febr. 1792) an Forster sagen konnte: „Herr Spittler will gern noch Minister in Hannover werden, er lenkt auch um, so wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch das was sie waren." Da schimmert viel Animosität hindurch, doch liegt auch einige Wahrheit dem zu Grunde.

Spittler war ein Mann von höchstem Ehrgeize, und er strebte danach, sich des Einflusses von Heyne in Universitätssachen zu bemächtigen, was auch wohl gelungen sein möchte, wäre nicht sein Freund, der Consistorialrath Koppe, zu Han-

nover 1791 gestorben, eben als er den größten Einfluß erlangt hatte und Ernst Brandes bald überflüssig gemacht haben würde. Welche andere Gestalt alsdann wohl die Universität Göttingen erhalten hätte, erräth man aus Rehberg's Worten:

„Koppe's Bemühungen, auf die Universität Einfluß zu gewinnen, wurden von Göttingen aus durch den ehrgeizigen, unruhigen und zur politischen Thätigkeit sehr aufgeregten Spittler und Andere unterstützt. Sie gerieth in Gefahr, in Schwindel von Reformen gezogen zu werden."

Alle diese Besorgnisse der jeden Fortschritt ängstlich beobachtenden Partei wurden jedoch durch die Anstellung des jungen Brandes gedämpft. Dieser griff in das Rad — und trieb es rückwärts. —

Daß wir Heyne nicht Unrecht thaten, wenn wir ihm große Aengstlichkeit und Bereitwilligkeit zuschrieben, dieser rückwärts treibenden Richtung sich gefällig zu erweisen, wenn auch weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht und Schwäche, daß wir Brandes mit Recht anklagten, Organ der hannoverschen Adelspartei zu sein, möge man aus folgenden Brieffragmenten erkennen.

Georg Forster, Heyne's Schwiegersohn, damals Bibliothekar in Mainz, hatte im 4. Stück der Göttinger Gel. Anz. vom Jahre 1792 eine Recension der Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amérique septentrionale von Brissot de Warwille geschrieben, die nach Art der Gött. Gel. Anz. mehr referirte als raisonnirte.

Am 16. Febr. 1792 schrieb ihm Heyne:

„Ich höre, Sie übersetzen den Brissot, lassen Sie sich nicht hinreißen, von dem Ihrigen etwas einzumischen oder

beizufügen. Ihre Recension von dem Buche läßt mich Alles fürchten, sie charakterisirt gewaltig, sie ist auch überall so aufgefallen, daß von allen Orten her Fragen nach dem Verfasser geschehen, und dies mit der Beifügung, daß der Umsturz des etablirten Gouvernements in einigen Stellen so ziemlich klar gepredigt werde. Das ist freilich nicht erlaubt, kann nie gut thun." — —

Georg Forster antwortete unter dem 21. Febr. 1792:

— — „Solche jämmerliche, gewissenlose Anzeigen, wie die in den Gött. Gel. Anz. von Burkes Appeal to the oldwhigs und von Payne's Rights of man, thun offenbaren Schaden. Die Bücher werden doch von Tausenden gelesen, man findet sie ganz anders, als die hannoverschen Speichellecker der Aristokratie und verachtet das leidenschaftliche Recensentenwesen. Glaubt man einem Publikum, das auf den Punkt aufgeklärt ist, wie das unsrige, Staub in die Augen werfen und eine Nase drehen zu können durch eine Recension, die nach schlechtem Parteigeiste schmeckt? O da muß man doch erst schreiben lernen und nicht blos etwas daher salbadern, was allenfalls in einer hannoverschen Theegesellschaft bewundert werden kann. — Fern sei von mir der Gedanke, Ihnen und Ihren dortigen Verhältnissen Verdruß zu machen. Wenn das die Folge von meiner Art zu recensiren ist, so schicken Sie mir nur immer die Recensionen zurück, die nicht durch das hannoversche Sieb gehen, oder, was noch besser ist, weil ich dann auch nicht Zeit und Mühe umsonst aufwende, erlauben Sie mir, daß ich der Faction, die sich von den Brodsamen von Herrn Burkes Tische nährt, den Platz gänzlich räume. Diese Leute machen Faction, nicht ich. Wir haben in Deutschland nichts mit dem Parteigeiste in Frankreich zu schaffen; wir sollen frei

und unbefangen Alles hören können. Wo die öffentliche Ventilation aufhören muß, fängt die heimliche Machination an; dahin bringen uns die ungeschickten politischen Dogmatiker." — —

Das wirkt doch etwas auf Heyne. Er antwortet am 27. Februar:

„Ich sehe das Spiel der kleinlichsten Leidenschaften. Der gute Ernst Brandes, der vorher der schrecklichste Demokrat war, nun aber Herrn Burke eine entgegengesetzte Partei nehmen sieht, fällt auf einmal in das andere Extrem. Hr. Spittler will gern noch Minister in Hannover werden, lenkt auch um, so wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch was sie waren; einige gute und sichere Prinzipia und Betrüger und Betrogene, Bösewichter und Unschuldige, Thoren in der Anwendung, freilich wie endlich wirklich Rasende. Das alles würde mich wenig gerührt haben, wenn nicht das Ministerium (auf Ihre Recension) selbst aufmerksam geworden wäre und mich responsabel gemacht hätte."

Was man so in Hannover gesäet, das sollte man 1803 ernten. Gab es eine schmählichere Convention, als die suhlinger? Der Schutz, den Napoleon Göttingen angedeihen ließ, erhielt von 1803 bis 1805 die dortigen Zustände ungestört. Preußens Besitznahme Hannovers währte nur kurze Zeit, das Königreich Westphalen nahm Göttingen in sich auf. Daß dort kein deutscher Geist sich regte — daß man sich in das ehrwürdige altherkömmliche Wissen vertiefte oder vielmehr verkroch, des Wechsels der Dynastieen kaum achtete, wenn man nur den Gehalt richtig ausgezahlt oder gar Gehaltszulage erhielt, sind Thatsachen, wie würde sonst auch die westphälische Regierung mit so viel Wohlwollen Göttingen bedacht haben, während Napoleon Halle aufzuheben für nöthig erach-

tete. Der westphälischen Regierung verdankt Göttingen die Vervollkommnung seiner vorzüglichsten Anstalten, die neue Sternwarte, das Gewächshaus im botanischen Garten, die Vergrößerung der Bibliothek durch Hinzufügung der Universitätskirche.

Heyne starb am 14. Juli 1812, 85 Jahre alt.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu den andern Disciplinen wenden, zunächst zur Theologie.

An der Verfeindung der Philosophie, die von Oben begünstigt wurde, nahm denn auch die Theologie mächtigen Antheil.

In den Jahren 1780—1790 war in Deutschland der Rationalismus der Semlerschen und Kantischen Schule üppig emporgeschossen, ja bald durch Schelling und Fichte angeregt, ein bis zum Mystischen geneigter Idealismus, der aber auf das Christenthum selbst keine Rücksicht nahm, zum guten Ton geworden.

In Göttingen suchte man sich von allen diesen Bewegungen fern zu halten, an das Ethische und Praktische im Christenthum festzuklammern, aber die volle supernaturalistische Zuversicht war auch dort verloren gegangen, und Gottlieb Jakob Plank stand so recht schwankend und suchte einen Mittelweg. Hören wir, was sein Schüler Lücke, sich und ihn selbst charakterisirend, in Plank's Lebensbeschreibung sagt: „wir fanden ihn mehr zurückhaltend als mittheilend, mehr vorsichtig als zuversichtlich. In streitigen Punkten trat dies besonders hervor, er liebte dabei mehr das abwägende Suchen nach Wahrheit, als die Entscheidung. Er zögerte und hemmte; er wollte weder sich noch uns den rollenden (Sichel-) Wagen der Kritik anvertrauen, er fürchtete

den überschnellen Lauf, aber, wie es schien, mehr wegen des schädlichen zu frühen Ankommens, als weil er den Weg und das geahnete Ziel selbst schon für den unrichtigen gehalten hätte." —

Es ist charakteristisch für Göttingen, daß man in allen Gebieten der Geisteswissenschaften fürchtete, man möchte zu früh zur Wahrheit gelangen, daß man hemmte und zögerte, weil man es für schädlich hielt, wenn man der Wahrheit schnell näher rücke.

Plank warnte vor der Speculation, weil sie das historische und positive Moment des Christenthums verschöbe, es seiner Selbstständigkeit und Kraft beraubte, und doch fühlte er selbst schon den historischen Boden unter seinen Füßen wanken und damit den einzigen Beweis, den er für die Offenbarung des Christenthums hatte, sinken, so daß ihm nichts überblieb, als sich an das Ethische, allgemein Menschliche und praktisch Vernünftige im Christenthum zu halten. —

Dagegen hatte Plank in kirchenhistorischen Sachen einen freiern, unbefangenern Blick; die emser Punktationen scheinen ihm nicht durchgreifend genug, um die Freiheit der deutschen Kirche von der schmählichen Abhängigkeit der Ultramontanen herzustellen, er wünschte, daß auf allen deutschen Bischöfen deutscher Christenmuth ruhe, wie ihre Primaten gezeigt, damit die Macht des Papstes gebrochen werde.

Die Göttinger haben sich häufig gerühmt, wenigstens einen Theologen gehabt zu haben, welcher der kritischen Philosophie angehörte. Sie meinen damit Stäudlin, durch Koppe und Spittler 1790 dorthin berufen. Er selbst hat sich zu einer Zeit Schüler Kant's genannt; später aber bekannt, daß er von der kritischen Philosophie sehr eingeschränkten Gebrauch gemacht habe und er vielmehr „einem rationalen Supernatu-

ralismus" huldige. Wir haben in seinen Schriften weder eine Spur Kantischer, noch von Philosophie überhaupt gefunden. Er war wie Meiners ein aus der göttinger Bibliothek zusammenstoppelnder Vielschreiber; er hatte es als solcher besonders auf die Moral abgesehen. Er schöpfte aber nie aus eignem Geiste, sondern schrieb immer nur Geschichte der Vorstellungen und Lehren (z. B. von der Sittlichkeit des Schauspiels, vom Selbstmorde, vom Eide, vom Gebete, vom Gewissen, von Ehe, Freundschaft u. s. w.) Seine Geschichte der Moralphilosophie ist ein erbärmliches Machwerk. — Das war die göttinger Theologie.

Was die Jurisprudenz anlangt, so bleibt jedenfalls der Kampf, welcher seit 1790 von Göttingen aus gegen die versteinerte Form der damaligen civilrechtlichen Jurisprudenz gekämpft wurde, wichtig. Die elegante Jurisprudenz war dadurch vernichtet, eine systematische Bearbeitung hervorgerufen. Aber merkwürdig, daß der, den man gewöhnlich als Vernichter dieser Eleganz preiset (man vergißt des Göttinger Reytemeier, dessen Name erst später durch seine bei dem Bundestage betriebene Beschwerde gegen die dänische Regierung, die ihn seines Dienstes als Professor und Etatsrath in Kiel entsetzt hatte, wieder auftauchte), nach Jahrzehnten in alle die Fehler zurückverfallen mußte, gegen die er in seiner Jugend gekämpft hatte. Wir meinen Gustav Hugo, geb. zu Lörrach im Badischen am 23. Novbr. 1764. Seine Jugendbildung, durch mehrjährigen Aufenthalt in Mömpelgard bedingt, gewährte ihm wenigstens den Vorzug, „gegen die Vorurtheile seines Volkes durch die eines andern gesichert zu sein." Er las Voltaire früher als deutsche Bücher. Wieder in die Heimath versetzt, wurde er unter Acten und den lateinischen Juristen bis zur Universität groß gezogen. Er gewann den ersten in Göt-

tingen vertheilten juriſtiſchen Preis und damit die Gunſt Heyne's, Spittler's, Feder's, ſo daß ihm, während er noch ſtudirte, eine Profeſſur zugeſagt wurde. Nachdem er ſich durch Reiſen und einen kurzen Aufenthalt am deſſauer Hofe (als Erzieher des Prinzen) vor der Einſeitigkeit bloßer Gelehrtenbildung recht tüchtig (freilich nur auf die kürzeſte Dauer) verwahrt zu haben glaubte, trat er 1789 die Profeſſur an.

Seine erſte Wirkſamkeit gewann er durch Recenſionen in die Gött. Gel. Anz. Seine Anzeigen waren in kurz und körnigtem Styl, ohne bauſchige Redeſätze und eingeſchachtelte Perioden abgefaßt, alſo ganz das Gegentheil ſeiner ſpätern Schreibart. Man ſah in ihnen keine göttingſche Fürſichtigkeit und Rückſichtsnahme. Daher wurden denn auch die Hugoſchen Recenſionen überwacht, und Spittler übernahm eine Art Cenſur der Arbeiten ſeines jungen Freundes. Als Spittler 1793 abging, war das freilich nicht mehr nöthig, Hugo hatte ſich ſchnell nach ſeinen ganzen Umgebungen modificirt und Göttingen acclimatiſirt. Hugo eiferte unverdroſſen gegen die Lermänner und ihee Kunſt: für jeden noch ſo klaren Rechtsſatz 20 Leges zu citiren, wie gegen die Citirſucht überhaupt. Man dürfe nie einen Schriftſteller dafür citiren, was man eben ſo gut oder beſſer wiſſen könne. Er machte auf den elenden Kanzleiſtyl aufmerkſam, hob den Uebelſtand der alten Methode, auf das corpus juris allein nach Titel zu verweiſen. Hugo hat aber nicht nur die Forderung der Scheidung des Praktiſchen vom Gelehrten in der Wiſſenſchaft, welche ſchon von Leibnitz ausgeſprochen und von Pütter anerkannt war, häufig wiederholt, ſondern ſie zuerſt praktiſch verwirklicht. Er ſah das römiſche Recht als ein vollſtändig zuſammenhängendes Syſtem an und ſuchte auf hiſtoriſchem Wege eine Syſtematik herauszufinden. Das war es aber, woran ſein ganzes Beſtreben

scheiterte. Man darf an dieses übrigens nicht die Kategorieen der philosophischen Rechtsschule anlegen und sie geringschätzen, man würde dabei vergessen, daß die philosophische Rechtsschule zum größten Theil auf den Boden fußt, den Hugo geebnet hat. — Hugo war in seiner Jugend auch nichts weniger als ein Feind der Philosophie, ja den Fortschritt, den die Jurisprudenz durch ihn gemacht hat, verdankt sie hauptsächlich seiner Anhänglichkeit an Kant und dem dadurch in ihm erweckten Sinn für Systematik. Er selbst bekannte sich dankbar als Schüler des großen Meisters und entzweite sich durch seine Vertheidigung desselben mit Feder und andern sogenannten Philosophen Göttingens. Aber Hugo war nie eigentlich speculativ, sondern nur hin und her raisonnirend und combinirend, mit schwachen Anklängen von Dialektik. Seine Philosophie des positiven Rechts giebt davon die beste Kunde. Hugo ging bei der ersten Auflage (1798) seines Naturrechts mit Kant von der Idee eines absoluten Rechtszustandes aus, welcher das peremtorische Recht bilde und gegen welche alle positive Rechtsvorschriften nur provisorische Giltigkeit hätten. In der vierten Auflage (1819) ahnt Hugo freilich auch noch etwas von einem solchen Ideal, allein er behauptete, es könne dasselbe in einer Welt sinnlicher Menschen nicht dargestellt werden und daher nur als Regel zur Vergleichung, nicht als Vorschrift zur Nachfolge dienen.

Zwar soll nach Hugo's eigener Erklärung sein Naturrecht eine Philosophie des positiven Rechts, ein Vernunfterkenntniß aus Begriffen gewähren, über das was im Staate Rechtens sein kann. Dem steht aber der Grundsatz, daß „alles Recht ist, was jemals unter einem Volke für Recht gegolten," direct entgegen, und da dieser Grundsatz eigentlich der herrschende im ganzen Buche ist, so kommt Hugo zu

keinem Vernunfterkenntniß des Rechts, sondern nur zur Aufzählung und Analyse einer Menge einzelner Fälle, von denen der eine immer wieder den andern bekämpft. So kömmt Hugo denn zu Lehren, welche jede Vernunft direct Hohn sprechen, wie zu der: „der einzelne Mensch hat an und für sich gar kein Recht und erhält solches erst, insofern die Obrigkeit ihm dasselbe zu ertheilen für gut findet. Denn alles Recht wird erst durch die bürgerliche Gesellschaft geschaffen."

Dennoch ist Hugo's Lehrbuch sehr wichtig, weil es eindringlicher, als ein Philosoph dies je gethan hat, die Willkür, Ohnmacht und Gebundenheit des positiven Rechts beweiset. Hugo behauptet, sogar historisch nachweisen zu können, wie die Obrigkeiten den Menschen lediglich zu dem Zwecke Privatrechte gegeben haben, um sich ihre Geschäfte zu erleichtern. Er klagt das Privatrecht als die Quelle alles Ungemachs an, welches die Menschheit drückt. Die Ehe erklärt er für ein Institut, welches für viel wesentlicher und der Vernunft gemäßer angesehen werde, als es bei uneingenommener Prüfung erscheine. Vorzüglich aber wird als der Vernunft widerstreitend das Privateigenthum angeführt. Er entwirft zu diesem Zwecke ein grelles Gemälde der Armuth und führt aus, wie der Arme auch vom Staate nur Nachtheil habe.

Die trostlose Aussicht, daß ein vernunftgemäßer rechtlicher Zustand der Menschheit nicht zu erreichen stehe, durchzieht das Werk, um uns zu beweisen, daß alle Rechtsinstitute und Anordnungen in den Particularstaaten willkürlich sind, daß sie von einander abweichen, und daß es beinahe keinen Gegenstand des Rechts giebt, der nicht in den verschiedenen Gesetzgebungen auf ganz entgegengesetzte Weise behandelt und entschieden wird. Summa, es kommt Alles auf die Umstände an und muß sich so machen von selbst. Je bunter

und krauſer es dann wird, deſto beſſer. Deſto mehr haben die Juriſten zu grübeln, zu ſchorfen und zu ſchnüffeln. — Hugo hat es den Philoſophen nie vergeben können, daß ſie von dieſem Werke ſo wenig Notiz genommen, und es hat ihn kaum tröſten können, daß Fries ſeine Philoſophie des poſitiven Rechts für die einzige und echte Fortſetzung der Kantiſchen Lehre erklärt hat.

Man hat Hugo den Stifter der hiſtoriſchen Schule genannt. Mit gleichem Recht könnte man dann auch Schloſſer, Goethe's Schwäger, ſo nennen, weil beide gleich eingenommen ſind gegen den Beruf unſerer Tage zur Geſetzgebung und dies 25 Jahre früher auf entſchiedene Weiſe erklärt haben als Savigny. J. G. Schloſſer ſchrieb Briefe über die Geſetzgebung und den Entwurf des preußiſchen Geſetzbuches insbeſondere. Dieſe zeigte Hugo im 110. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1789 an, Schloſſer's Anſicht preiſend und rühmend. Deshalb war auch wohl das allgemeine Geſetzbuch für die preußiſchen Staaten Püttern zugeſendet, um Hugo's Recenſion zu vermeiden oder zu mildern. Doch auch bei dieſer Gelegenheit ſprach Hugo ſeinen Haß gegen Geſetzgebung offen aus im 142. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1791. Er verglich Geſetzbücher mit einer Medicinalordnung, welche dem Arzt vorſchreiben wolle, wie er heilen ſolle, und behauptete, daß durch dieſelbe die frei ſich weiterbildende Rechtswiſſenſchaft zerſtört würde. Der gute Sinn dieſer Meinung war freilich, daß Hugo, wie ſpäter Savigny, gegen das blos mechaniſche Auffinden des Rechts kämpfte. Er wollte, daß der Richter es frei finden ſolle, wie der Arzt die Medicin im beſonderen Falle, er wollte ein flüſſiges Recht durch die Juriſten. Wie viel Wahres an dieſer Forderung iſt, hat ein Anderer in dieſen Blättern bei Gelegenheit der berliner Juriſten gezeigt. Hugo wie Savigny

verkennen aber, daß selbst bei den Römern das Recht nur zur Zeit der freien Republik ein flüssiges war, daß unsere polizeilich eingerichteten Staaten den Rechtsgelehrten ein schöpferisches Weiterbildungsrecht nicht gestatten und vor allen, daß man es nicht ein freies Finden des Rechts nennen kann, wenn es dickbändige Justinianeische Compilationen giebt, in fremder Sprache geschrieben, die Gesetzeskraft haben, ja als Gesetzbücher betrachtet werden.

Wie Hugo's Leistungen vom Standpunkte der historischen Schule sich ausnehmen, beweist Savigny's Broschüre: „der zehnte Mai 1788."

Hugo gehört weder der servilen, noch der liberalen Partei an, er ist nichts mehr und nichts weniger als ein göttinger geheimer Justizrath. Es war eine der nicht seltenen Albernheiten von W. Menzel, wenn er sang:

> Zu unserer Zeit und in Göttingen lebt ein Professor,
> Welcher die Sklaverei recht und vernünftig genannt.

Hugo hat das nie gethan, er hat nur gesagt: die Sklaverei habe nicht mehr, aber auch gewiß nicht weniger gegen sich, als die Ungleichheit des Privateigenthums. Er hat behauptet: die Sklaverei könne wohl juristisches, d. h. provisorisches Recht sein und da, wo sie als solche statt finde, dürfe der Einzelne sich nicht darüber hinwegsetzen, so wenig wie über manches Andere, was der Vernunft auch nicht gemäß sei. Hugo hat sich im Jahre 1832 darüber beklagt, daß es so ganz vergessen sei, daß er die Vernünftigkeit des Erbrechts und des Privateigenthums lange vor dem St. Simonismus in Abrede gestellt habe. Aber Hugo hielt bei alledem Privateigenthum und Erbrecht für etwas Nothwendiges und als provisorischer und interimistischer Besitzer großer Capitalien, die er durch Sparsamkeit emsig vergrößert, ist er wohl nur zu

der Zeit ein praktiſcher Anhänger ſeiner Lehre geweſen, als der von ihm getadelte Waldeck an den Rand der Gött. Gel. Anz. ſchreiben konnte:

Hugo me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, quando nummos contemplor in arca. —

Wollte man die Oppoſition, die Hugo bei Gelegenheit der Aufhebung des hannoverſchen Staats-Grundgeſetzes von 1833 gegen das Cabinet Scheele bewieſen, ſeiner Anhänglichkeit an repräſentative Verfaſſung zuſchreiben, ſo würde man ſehr irren. Er ſelbſt ſagt 1832 in einer leſenswerthen Anzeige von der Philosophie du droit par E. Lerminier: „ich erwarte das Heil der Menſchheit weder von der Preßfreiheit, noch von repräſentativen Verfaſſungen, weil keine von beiden verhindern würde, daß nicht eine Menge Menſchen Noth leiden, da dieſes beim Privateigenthum unvermeidlich, dieſes aber doch nicht aufzuheben iſt."

Der Stein des Anſtoßes, der das Heil der Menſchheit hindert, iſt alſo wieder das Privateigenthum, dieſes aber doch etwas Nothwendiges. Iſt alſo von Beglückung und Wohlfahrt der Menſchheit überhaupt nichts zu hoffen, ſo mache es ſich jeder Einzelne ſo gut und bequem als er kann. Das iſt der Kern von Hugo's theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie, und dieſe Philoſophie des Egoismus guckt in Göttingen hinter allen Fenſtern aus allen gelehrten und ungelehrten Büchern hervor. Jene Oppoſition hatte lediglich darin ihren Grund, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Profeſſorenthums in dem Verfahren gegen die Sieben ihm verletzt ſchien.

Das Heil der Welt knüpft ſich bei ihm an das Profeſſorenzunftweſen, iſt der Verfaſſer einer Schrift nicht wenigſtens Profeſſor, ſo ſteht es ſchlecht um ihn in Hugo's Augen.

Gewiß mit Recht zählen wir Hugo zu den Todten. Wir beklagen sein frühes Absterben um so mehr, als wir in ihm nicht nur einen Mann von großer Gelehrsamkeit achten, sondern was mehr sagen will, einen Mann seltenen Scharfsinns. Mit reichen Mitteln, in einer sehr günstigen Stellung, hat er viel weniger geleistet, als er vermochte.

Wir haben mit Hugo schon die Grenze der Gegenwart berührt und wenden uns noch auf einen Augenblick zu den mathematischen und Naturwissenschaften wie der Medicin. Es hatten diese Gebiete mit der Freiheit nichts zu thun, und entschieden wehrten sie auch Metaphysik und Speculation von sich ab. Es galt hier nach göttinger Principien eine abgeschlossene sinnliche Welt, die man nur durch Beobachtungen und Experimente kennen lernen konnte. Nur das Anwendbare, für das Leben Nützliche, das durch Erfahrung und Versuche Erprobte wurde als wahre Wissenschaft gepriesen. Schellingsche Naturphilosophie wurde vornehm gering geschätzt.

Doch wir sind auf diesem Gebiete nicht auf die Weise heimisch, daß wir angeben könnten, welche einzelne Fortschritte auf dem Wege der gründlichen Untersuchung und Erprobung in den einzelnen Disciplinen gemacht sind. Die Göttinger mögen es uns nicht verübeln, wenn wir nach ihrer Weise hier blos Namen statt der Thaten nennen. Im mathematischen und physikalischen Fache stoßen wir auf Kästner und Lichtenberg. Beide haben durch ihren freilich gänzlich verschiedenartigen Witz, der sich bei letzterem sogar bis zum Humor steigerte, außerhalb ihrer Professorschaft mehr geleistet, als in dieser, und ihre vermischten Schriften in die Wagschale der Georgia Augusta gelegt, machen diese mehr steigen, als hundert Compendia.

Tobias Mayer erbte viel von dem Rufe seines Vaters, des Berechners der Mondtafeln. Thibaut's Verdienste sind erst neulich in diesen Blättern gerecht gewürdigt worden. Gauß müssen wir ganz der Gegenwart vindiciren. Harding ist durch seine Mondkarten bekannt geworden.

In der Medicin hat Wrisberg als Anatom bis auf den heutigen Tag einen guten Namen sich bewahrt, ebenso Richter als Lehrer der Chirurgie, praktischen Medicin und Ophthalmologie. Er besaß einen so lebendig auf die Phantasie wirkenden Vortrag, daß seine Zuhörer sich häufig von den Krankheiten behaftet glaubten, die er charakterisirte. Baldinger, praktisch mit glücklichen medicinischen Intuitionen, ein ehrenfester Charakter, der mit Kästner eng befreundet war, ohne deshalb von den übrigen Collegen wie jener gemieden zu werden. Strohmeyer, ein beliebter Arzt, Gmelin, durch eine Geschichte der Chemie bekannt, Osiander, der weitgerühmte Geburtshelfer und Raritätensammler, endlich Blumenbach, der Matador mit übereuropäischem Namen und Ruf. Er verdankte diesen einer kleinen beinah belletristisch gehaltenen Schrift über den Bildungstrieb und seinen Untersuchungen über die Racenverschiedenheiten der Menschen. Die noch in diesem Jahre ausgesprochene Behauptung eines namhaften göttinger Gelehrten, der aber zur Universität in keinen Verhältnissen steht: „Blumenbach sei alles Genius für die einfachen großen Geheimnisse der Natur ledig und baar gewesen," vermögen wir aus Achtung für die Könige, Akademieen, Naturforscher, Gelehrten, Aerzte, welche Blumenbach mit Ehren aller Art bis an sein seliges Ende überhäuften, nicht zu unterschreiben. Soviel wissen wir jedoch aus eigener Erfahrung, daß Blumenbach in seinen Vorlesungen über Naturgeschichte Anekdotenkrämerei der Wissenschaft von je vor-

gezogen hat, und daß die großen Entdeckungen, die hier von Oken und Andern gemacht wurden, ungenützt an ihm vorbeigingen.

Blumenbach ist todt und die Göttinger können uns daher nicht den Vorwurf machen, daß wir an der wohlverdienten Lorbeerkrone des berühmtesten ihrer Gelehrten zupfen und zerren wollten.

Ein Ereigniß voll umgestaltender Wirkungen auf die deutsche Litteratur haben wir unerwähnt gelassen, obgleich es in diese Periode fällt, die Entstehung des göttinger Dichterbundes. Zwei Gründe mögen dies entschuldigen. Einmal ist der göttinger Dichterbund kein organisches Gewächs der Universität, sondern hängt mit dieser nur zufällig und lose zusammen. In der Zeit seiner Existenz hat man ihn in Göttingen vornehm ignorirt und wenn man Notiz von ihm nahm, geschah dies nur, um über „schöne Geister, nichtige Ruhmsucht, belletristische Ungründlichkeit" zu klagen, das Thun und Treiben der für Deutschheit und Freiheit begeisterten Jünglinge zu verläumden und zu verunglimpfen. Bürger bat um Brod, man gab ihm einen Stein, sagte schon Kästner, und selbst zu diesem Steine gaben die göttinger Hofräthe und Professoren nur eine Lumperei von wenigen Thalern, Hannover Nichts. Warum also den Ruhm des göttinger Dichterbundes, den Namen Bürger's, dessen Ernennung zum außerordentlichen Professor „wegen derlei Tractaten, als ihm sein Töchterlein vorgelesen," ein göttinger Geh. Justizrath nicht begreifen konnte, auf die Universität übertragen, an diese knüpfen?

Sodann aber ist in der neuesten Zeit eine so vorzügliche Monographie über den göttinger Dichterbund von Prutz erschienen, daß selbst die Göttinger in Hinsicht auf Gelehr-

ſamkeit, umfaſſende und gerechte Würdigung keinen Tadel werden ausſprechen können; auf dieſe verweiſen wir unſere Leſer.

Wir ſtehen am Rubicon. Wir werden ihn überſchreiten und in die Gegenwart eintreten. Im nächſten Artikel wollen wir das neue Göttingen, wie es ſich ſelbſt nennt, das vom Jahre 1813 und 1830 datirt, zu charakteriſiren ſuchen. Es wird ſich zeigen, wie das Feſthalten an einer durch keine Philoſophie begründeten, ſchwebenden Empirie, an ſchöner Form ohne den wahren Inhalt, an hiſtoriſcher Forſchung ohne den Muth und Drang, die Reſultate in's Leben zu rufen, am Juſte-milieu der Intelligenz in ſich ſelbſt den Todeskeim trägt. Hätte Loth's Weib vorwärts geſchaut, ſtatt rückwärts, ſo wäre ſie nicht zur Salzſäule geworden. — Man wird über Indiscretion, über leichtfertige und böswillige Enthüllung des ſchlummernden Vaters Noah ſchreien, über Profanirung eleuſiniſcher Geheimniſſe. Man wird über Liebloſigkeit und Impietät gegen die königlich hannöverſchen Braminen klagen. Das darf uns aber nicht abſchrecken, die Wahrheit zu ſagen. Wir werden um ſo vorſichtiger, um ſo ernſter und gewiſſenhafter zu Werke gehen. Dann darf aber im Intereſſe der Wiſſenſchaft und der Freiheit, im Intereſſe Deutſchlands, das mit Mißtrauen, Bedauern und Sorge auf Göttingen blickt, neben den Vorzügen und tüchtigen Leiſtungen, keine Schwäche verſchwiegen, keine Inconſequenz und Charakterloſigkeit, kein Indifferentismus bemäntelt werden. Nur engherzigen Seelen, die Scheuleder tragen, um nicht zu ſehen und geſehen zu werden, kann es bedenklich erſcheinen, wenn „öffentliche" Inſtitute und „öffentliche" Lehrer, deren Exiſtenz doch auf der weitesten Publicität beruht, die wir haben, in deren Hand doch unſere Jugend und Zukunft gegeben iſt, öffentlich und

ehrlich besprochen werden. Sollte es nicht möglich sein, die Männer aus ihrer Interesselosigkeit und Thatenlosigkeit aufzurütteln? Wir wollen es wenigstens versuchen, mit unsern geringen Kräften dazu beizutragen, das auf ein Riff gerannte und sinkende Schiff wieder flott zu machen.

Mögen dann die Ratten im englisch politischen Sinn, wie sie in Göttingen hausen, selbst vor dem Pumpenlärm schon davon laufen.

Der sogenannte Befreiungskrieg fand in Göttingen wenig Enthusiasmus. Der Indifferentismus, den hier die Wissenschaft dem Leben bewies, hatte die Jugend angesteckt. Nolite turbare circulos nostros dachten die alten und jungen Herren bei den Wechselfällen des Kriegs und lasen nach wie vor ihre wohlgesetzten Hefte von dem Katheder herab.

Unter den Wenigen von Göttingen ausziehenden Freiwilligen war Ernst Schulze, der Dichter der bezauberten Rose. Das kalte, laxe Göttingen war kein Boden für den zarten Romantiker. Der Sinn der schönen Cäcilie Tychsen stand wenigstens nach einem Baron, sie verschmähte die Liebe des armen Poeten, das gelehrte Göttingen aber sah hochmüthig auf den Privatdocenten herab, der, von seinem wohlhabenden Vater ohne Unterstützung gelassen, in Göttingen hätte verkümmern müssen, wäre er ohne Freunde gewesen.

Und als nun die Zeit kam, Thaten der Befreiung nach Innen zu thun, Schlachten gegen den hohlen Empirismus, das litterarische unwissenschaftliche Spießbürgerthum und gelehrte Aristokratenwesen zu schlagen, als es an der Zeit war, aus den Deutschen eine Nation, eine stolze, starke, freie Nation zu machen, und die Universitäten als Heerd der Gesammtbildung voranleuchten mußten — da fand sich in Göt-

tingen noch weniger rüstige Theilnahme. Für die Ideen, welche die Zeit bewegten, geschah von Göttingen aus nichts, wohl Manches dagegen. Während auf den meisten Universitäten das Studentenwesen einen begeisternden Aufschwung wagte, die Schlacken, welche seit zwei Jahrhunderten an ihm hafteten, abzuwerfen und sich aus sich selbst neu zu gestalten, fand in Göttingen ein roher Tumult und Auszug im Jahre 1818 statt, wobei die alten Landsmannschaften sich in alter Glorie zeigten.*)

Man suchte Patriotismus zu beweisen, indem man vom Katheder herab auf das Ungeheuer Napoleon schmähte, selbst als dieser schon der deutschen Freiheit ungefährlich auf den Felsen von St. Helena geschmiedet war. Saalfeld trug mit Pathos die Geschichte des (künstlich erzeugten) Tyroleraufstandes vor und ließ sich für jede Schmähung gegen „den Tyrannen" unter Zujauchzen der Menge auf dem Katheder küssen. Man lobte die heilige Allianz, „welche ein Band der Bruderliebe um die mächtigsten Monarchen und ihre Völker geschlungen," man pries „den reinen Willen der Herrscher, welche auf den wiener Congreß die größte That des Jahrhunderts vollbracht, das europäische Gleichgewicht hergestellt hätten." — Wohl hatte Arndt Recht, wenn er im Geist der Zeit sagte: „aber ich begreife, wie Alles impertinent gelehrt

*) Daß indessen die Jugend auch in Göttingen auf vaterländische Dinge aufmerksam gewesen war, beweist das im Januar 1816 gegen den geheimen Staatsrath Dabelow Unternommene. „Am hellen Mittage versammelte sich eine große Anzahl Studirender auf dem Markte und nagelte dessen Schrift: „über den dreizehnten Artikel der deutschen Bundesacte" an den Schandpfahl. Dann zogen sie nach seiner Wohnung und brachten ihm „als einen Fürstenknecht und einem Manne, der die deutsche Freiheit mit Füßen treten wolle," ein Pereat, so daß Hr. Dabelow sich genöthigt sah, Göttingen schleunigst zu verlassen. Siehe dessen Darstellung in Voſſen's Zeiten, Stück 5, Jahrgang 1816.

und doch so dumm ist, daß man Mauern und Thore damit einrennen könnte." —

Schlözer's Geist war von der Georgia Augusta gewichen, auf dem Altar, welchen Münchhausen dem freien Wort des freien Mannes erbaut, wurde kein Opfer mehr gebracht. Was auf andern Universitäten schwer fiel, die frei sich fühlende, die Regungen der Nation in sich aufnehmende Wissenschaft, wie sie Fichte repräsentirt hatte, in lautlose Gelehrsamkeit zurückzudrängen, in Göttingen war es leicht, man brauchte es nur bei dem Alten zu lassen. Hatte Göttingen doch die Philosophie von sich abgewehrt und dafür an eleganter Gelehrsamkeit festgehangen. Und als sich ein Philosoph nach Göttingen verirrte, wurde er verketzert und verbannt.

Dagegen konnte man „den ruhigen und ernsten Charakter, welchen die Georgia Augusta in so bewegten Zeiten bewahrt habe" — nicht genug rühmen, unbedenklich durfte Göttingen Prinzen und Grafen empfohlen werden und Oesterreich mochte die Ungarn hier studiren lassen.

Als nach den karlsbader Beschlüssen u. s. w. der innere Kern der deutschen Universitäten gebrochen war, stand Göttingen in seinem höchsten „Flor" —, man jubelte über den Ruf der europäischen Universität, die 1800 Studirende aus allen Weltgegenden zähle und sah hochmüthig auf andere Hochschulen herab, von denen sich keine Göttingen gleich stellen konnte. Man trieb die Bürger, neue Häuser zu bauen, die alten auszubauen, damit man den Andringenden anständige Wohnungen verschaffen könne. Ach man sah nicht ein, daß das nur ein krankhafter Geschwulst einer an Wassersucht leidenden Zeit sei, dem ein schneller Verfall folgen müsse! Diese vielgerühmte Blüthenzeit hat den Wohlstand eines großen Theils der göttinger Bürger untergraben.

Die Universität, einmal aus der Reciprocität mit den Anforderungen der Gegenwart getreten, blieb gegen die Ansprüche einer fortschreitenden und fortgeschrittenen Wissenschaft immer mehr zurück. Hörte man in Göttingen wohl irgend einen Vorschlag zur Umgestaltung und Verbesserung der Universität, während sich andern Orts so viele gewichtige Stimmen (Wachler, Schleiermacher ꝛc.) der Sache annahmen? — Selbstzweck der Wissenschaft, Unabhängigkeit der Wissenschaft von dem Staate, namentlich von den subjectiven und in diesen Dingen nicht immer erleuchtetsten Ansichten und Wünschen der an der Spitze des Staats Stehenden kamen hier kaum zum Wort. Daß es das eigentliche historische rein philosophisch begründete Princip der Universitäten sei, die ganze geistige Erregung des Menschen, das allgemeine Erkennen, als die Grundlage aller Wissenschaft, zunächst zu fördern, und auf dieser Grundlage die einzelnen Disciplinen aufzubauen, begriffen in Göttingen nur Wenige. Im Ganzen und Großen liebte man das in der Jubiläumspredigt so naiv ausgesprochene Säufeln des Geistes, kein energisch wie Märzluft durchdringendes Wehen, keine principielle Reform, keine Philosophie.

In Fachwissenschaften, in Mathematik, Medicin, in den Naturwissenschaften geschah immer viel Tüchtiges, die Wissenschaft selbst Förderndes, auch in einzelnen Binnenländern der Speculation, nur zu wenig wo Centripetalkräfte und Erweiterung der Peripherie des Ganzen in Betracht kamen.

Man mißverstehe uns aber nicht, wir fassen hier zunächst nur die Zeit von 1815 bis etwa 1830 in's Auge. In den Jahren 1828 bis 1830 und später trat allerdings eine neue Wendung ein, die in ihrer Eigenthümlichkeit abgegrenzt und

mit besonderer Behutsamkeit besprochen sein will. — Wir stehen hier im ersten Theile unseres zweiten Artikels. —

In der Theologie waren Plank und Stäudlin, deren Standpunkt wir schon in dem ersten Artikel besprochen haben, die Träger des Ruhms, oder wie sich die Göttinger auszudrücken pflegen, die Sterne erster Größe. Neben ihnen stand David Julius Pott. Als Lehrer der hebräischen Grammatik wußte und erwähnte er von Gesenius weiter Nichts, als daß dieser sein Zuhörer gewesen. Als Exeget des alten und neuen Testaments suchte er seine Zuhörer zwar mit derbem, aber stereotypem und von Michaelis überkommenem Witz und mit barockem Mienenspiel und Stimme zu erheitern und an dem bornirten Auctoritätsglauben zu rütteln, allein er drang weder zu dem sachlichen noch sprachlichen Kern der Schriften. Wo pars pro toto stände, wo ein Klimax angebracht sei u. s. w., das erfuhr man, aber nichts weiter. Homiletik wurde natürlich nach altfränkischer Methode vorgetragen, wie sie zu Helmstädt Sitte gewesen. Was helfen aber einige hölzerne Regeln und Kunstgriffe, ja Kniffe, wie sie Pott angab, um eine Predigt einzurichten, wenn der Geist fehlt,

> Denn, wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
> Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

Bei einem Anderen aber, als Pott, Homiletik zu hören, wäre mißlich gewesen, denn er hatte Freitische zu vergeben und stattete den Bericht vor dem Tentamen an das Consistorium ab. Auch den ehrwürdigen Pott zählen die dankbaren Göttinger zu den Sternen, wenn nicht erster, wenigstens zweiter Größe.

Inmitten der theologischen und philosophischen Facultät stand der Orientalist und Historiker Eichhorn, aus dem vorigen Jahrhundert, seiner Blüthezeit, in unsere Periode hineinragend.

Er war einer der aufgeklärteſten, freiheitliebendſten Männer, die Göttingen aufzuweiſen hat.

Als Kenner der morgenländiſchen Sprachen, Litteratur und Sitten war er würdiger Nachfolger Michaelis'. Er übertraf dieſen aber an Wahrheitsliebe, die kein Vorurtheil ſcheute, wie an Uneigennützigkeit. Seine kritiſchen Schriften zeugen von einem durchweg ſcharfen und geſunden Blick. In einer Geſchichte der Aufklärung würde Eichhorn keinen niedrigen Platz einnehmen, ohne Michaelis, Eichhorn, Geſenius würde ſchwerlich ein Strauß entſtanden ſein.

Daß Eichhorn in ſeinen alten Tagen bei einem ſeiner Schüler nicht in die Lehre gehen wollte, daß er auch 1826 Geſenius' hebräiſche Grammatik nicht citirte, ſondern das von ihm herausgegebene „lexicon manuale Simonis," war eine verzeihliche Schwäche, um ſo verzeihlicher, wenn man ihn aus ſeiner Bibel ohne Punkte im ſchönſten Rhythmus einen Pſalm recitiren hörte. Schon früh neigte ſich ſein Sinn hiſtoriſchen Studien zu, da er von der Anſicht ausging, mit der religiöſen müſſe die politiſche Aufklärung Hand in Hand gehen. Er lehrte ſchon nach Spittler in Jena Geſchichte, und fand ein zahlreiches Publikum. Seine Ueberſicht der franzöſiſchen Revolution (Gött. 1797) zeigt von einem ſo vorurtheilsfreien Blick, wie ihn wenige ſeiner Zeitgenoſſen bewahrten. Er glaubte, daß eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nicht zu früh geſchrieben werden könne. Einſt, wenn die Zeit dazu vorhanden iſt, rief er aus, wird ſchon die Natur zu dieſem ſchweren Werke ein hiſtoriſches Genie mit allen Kräften und den verſchiedenen Talenten ausrüſten, welche es bedarf, um ſich ganz der Größe der Begebenheiten zu bemächtigen, jenen Mann von Schwung und ſchnellem Blick des Geiſtes, von tiefen pſychologiſchen und politiſchen Einſichten, von Aufrich-

tigkeit und Unparteilichkeit und ruhiger Stimmung des Gemüths, um das außerordentliche Ereigniß mit aller historischen Treue und der nöthigen Kraft nach allen seinen Theilen und Seiten in einem Denkmal darzustellen. Bis dahin bedürften wir aber nicht blos der Sammlung von Materialien, sondern auch der Versuche, den allgemeinen Ueberblick zu erleichtern. Und wie sprechend hat Eichhorn nun die Thatsachen einander gegenübergestellt; sie treten wie aus einem Bilde heraus und wir vermissen niemals das absichtlich vermiedene Raisonnement. Schwächer ist seine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch wollte er kein Kunstwerk geben, sondern ein Material, welches den gebildeten Ständen eine genaue Bekanntschaft der neueren Geschichte und den politischen Forschungen und Urtheilen eine feste Grundlage geben sollte. Denn eine Richtung auf das Politische hielt Eichhorn durchaus für nothwendig: „wohl dem Volke," sagte er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenständen seiner öffentlichen Discussionen machen darf: sie sind die beiden Achsen, um welche sich das Wohl der ganzen Menschheit dreht, und nur das Volk, welches sich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, ist im wahren Sinne des Worts frei." Wir armen Deutschen! —

Wenn Eichhorn nun auch nicht neben Schlözer und Spittler gestellt werden mag, wenn die göttinger Bibliothek ihn beinah zur Vielschreiberei verleitete, so bleibt ihm das Verdienst, in einer andern Richtung ganz neue Bahn gebrochen zu haben. Er schrieb eine Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Ein Riesenwerk für einen Einzelnen, dessen einzelne Theile wir daher heute nicht mit Arbeiten eines Gervinus und Anderer vergleichen dürfen. — Eichhorn's Vortrag war durchaus klar, lebendig und anziehend. — Eine Geschichte aus westphälischer Zeit,

die Vertauschung eines Programms betreffend, und Hieronymus Lobesbalsam zu streuen, wie sie in Johann von Müller's Briefwechsel erwähnt wird, ist uns zu mystisch, um das schöne Bild, das wir von Eichhorn's Charakter besitzen, vernichten zu können.

Als in den letzten Tagen seines Lebens nicht nur in einem großen Theile Deutschlands das Pietistenunwesen um sich griff, sondern Bialloblotzky u. A. auch Miene machten, dasselbe nach Göttingen zu verpflanzen, da rief Eichhorn schwermüthig aus: wir Alten haben den Karren mit Mühe und Last aus dem Drecke geschoben, die Jungen schieben ihn mit Macht wieder hinein.

Einer der Namen, welche die Göttinger gern vorschieben, wenn von europäischem Renommé die Rede ist, ist der des „ehrwürdigen" Heeren. Und in der That, kein deutscher Historiker hat sich im Auslande einer solchen Anerkennung zu erfreuen gehabt. Es hat Heeren neben vielen Andern dies mit Blumenbach gemeinsam, nur daß ihm schon bei Lebzeiten die Lorbeerkrone von einem Anonymus vom Haupte gerissen wurde, und daß dieser ihm wenige Jahre später als Professor zur Seite stand.

Ludwig Heeren empfing seine ganze Bildung in Göttingen, und zwar war diese zunächst und hauptsächlich eine rein philologische, wie Heyne dazu anleitete. Philosophische Collegien lagen ihr fern, außerdem bot Göttingen ja nichts Anziehendes in dieser nutzlosen Wissenschaft. — „Die Logik bei dem ehrwürdigen Feder, dem ich so viel Anderes verdanke," sagt Heeren, „konnte einen jungen Menschen nicht viel weiter bringen, der einmal nicht für philosophische Speculation gemacht war." Und noch naiver an einem andern Orte: „Kein Philosoph der Welt hätte mich freilich selbst zum Philosophen

bilden können, weil ich keine Anlage dazu hatte." Ja Heeren ist sogar stolz darauf, daß ihm alle Philosophie fremd geblieben, mit welcher Selbstzufriedenheit sagt er noch 1821: „Namentlich sind alle die philosophischen Systeme, die ich aufblühen und wieder hinwelken sah, ganz ohne Einfluß auf mich geblieben, ob zum Vortheil oder Nachtheil der Geschichte, muß ich Anderen zu beurtheilen überlassen." Zum Vortheil gewiß nicht, hätte doch ein Fünkchen philosophischer Bildung Heeren wenigstens von der Lächerlichkeit befreien können, daß er eins seiner Werke „Ideen" taufte und mit besonderer Vorliebe immer von „seinen Ideen" sprach und darauf verwies. — Der künftige Historiker der Georgia Augusta hörte bei Spittler nur zwei, bei Schlözer gar kein Collegium, dagegen nahm er an nicht weniger als drei lateinischen Disputirübungen bei Heyne, bei Feder und bei Meiners Theil. Seine vorzüglich auf die griechische Sprache gerichteten Studien veranlaßten denn auch sein Erstlingswerk, die Herausgabe des unbedeutenden griechischen Redners Menander, dem eine Ausgabe des Johann Stobäus folgte. Heeren hatte zum Zweck der Vergleichung von Mss. einen großen Theil Deutschlands und Italiens durchreist, sich in Rom, Paris, Leyden längere Zeit deshalb aufgehalten. Sein Verdienst, die erste brauchbare Ausgabe dieses für Moralphilosophie der Alten so höchst wichtigen Sammlers dargeboten zu haben, ist das Verdienst eines gewissenhaften Fleißes, wozu eben nur viel Sitzfleisch erforderlich war. Indessen fühlte er sich bei seinen s. g. „humanioristischen Studien" immer mehr durch die Sache, als durch die Sprache angezogen. Er studirte alte Geschichte aus den Quellen, d. h. aus dem Herodot, seinem Liebling. Wie wenig eigentlich historischen Geist er aber zu diesem Studium mitbrachte, darüber erklärt er sich selbst in

einer seiner Vorreden: „Aufgewachsen in einem kleinen aber glücklichen Freistaate (Bremen) verlebte ich mein männliches Alter unter milden monarchischen Formen und brachte auf diese Weise zu dem Studium der Geschichte einige einfache, aber aus eigener Ansicht geschöpfte praktische Ideen, die, wie unscheinbar auch vielleicht für Andere, mir selbst doch als leitende Gestirne durch ihr Gebiet gedient haben." Waren diese „praktische Ideen" auch nicht tief, sondern nur von der Oberfläche geschöpft, so war seine Arbeit doch nicht ohne Erfolg für die Wissenschaft. Schlözer und Spittler hatten ihre Aufmerksamkeit bei der neueren Geschichte weniger auf den Wechsel der Dynastieen, auf Kriege und andere äußere Begebenheiten, als auf die Ausbildung und Veränderungen der Verfassung gelenkt. Von dieser Seite betrachtete nun auch Heeren die Geschichte der Staaten des Alterthums. Er war der Erste, der den Gang des Welthandels, den Antheil, den jede Nation daran nahm und die damit in genauer Verbindung stehende Verbreitung der Völker durch ihre Colonien der Untersuchung unterwarf, die, wenn ihr auch jede kritische Schärfe fehlte, doch die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher dahin lenkte. Seine Methode war die s. g. pragmatische; die Geschichte war ihm nur eine Erzählung vergangener Begebenheiten in dem Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen. Diese suchte er in einer gefälligen, bequemen und leichten Behandlung vorzulegen. Zwar ahnete er wohl eine höhere Bedeutung der Geschichte, einen näheren Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben, wie er denn schon 1799 in der Vorrede sagte: „was nützt das Studium der Geschichte, wenn sie uns nicht besser und weiser macht; daß (?) die Kenntniß der Vergangenheit uns die Gegenwart richtiger beurtheilen lehrt?" Allein abgesehen davon, daß jede Wissenschaft, also

auch die Geschichte, zunächst nicht blos eines äußern Nutzens halber, sondern rein ihrer selbst und der Wahrheit wegen, erforscht sein will, bedachte Heeren nicht, daß die Kenntniß der Dinge der Vergangenheit allein uns weder weiser noch besser machen kann, sondern eine ewig todte Kenntniß bleibt, wenn nicht ein anderes Glied, das Wissen von dem, was wir sollen, die Fernsicht in die Zukunft hinzutritt. Dieses Wissen aber von dem ewig Wahren, Guten, Rechten und Schönen, wonach wir alles menschliche Handeln erst beurtheilen und richten können, das Wissen von dem Ziel und der Bestimmung der Menschheit giebt uns allein die Philosophie, und diese fehlte Heeren gänzlich. Wenn sein Handbuch der alten Geschichte in Deutschland wie im Auslande Beifall fand, so war eine gewisse Leichtigkeit des Styls neben einer den Deutschen gefälligen schulmeisterischen Breite und einer eben in der Mode befindlichen sentimentalen Sentenzenmacherei, der Grund. Es fehlt diesem Buche bis in die neuesten Ausgaben jede Kraft, jeder wahre Geist, es wimmelt von Oberflächlichkeit, die sich hinter Schönrednerei und erzwungener Weisheit versteckt. Es ist uns immer vorgekommen, als sei es für Tertianer und nicht für die deutsche Nation geschrieben.

Spittler hatte indeß Göttingen verlassen, Gatterer, der Gelehrte, war gestorben, und so wurde Heeren, damals schon Schwiegersohn Heyne's (was in der Bedeutung, die er erlangt, gar nicht so unwichtig ist), 1799 ausdrücklich die Professur der Geschichte übertragen. Seitdem hielt er es seiner Bestimmung gemäß: „seinen Blick über das ganze Gebiet der Geschichte zu erweitern." Da ihn aber „die Geschichte des Nordens wenig anzog, die deutsche noch viel weniger, man ihn auch nicht zum Proselyten für das Mittelalter machen konnte," so glaubte er einen eigenthümlichen Gesichtspunkt zu fassen,

wenn er die neuere Geschichte als die Geschichte der europäischen Staaten in ihrem Verhältniß gegen einander bearbeitete. Er wollte, wie er sagt: „in das Innere dieser Verhältnisse eindringen, ihre Ursachen erforschen, die nicht blos in äußeren Zufälligkeiten, sondern in den herrschenden Ideen und Ansichten der verschiedenen Zeitalter und nicht weniger in der Persönlichkeit der dirigirenden Männer ihren Grund hätten.“ Aber das waren Vorsätze, wie sie Heeren höchstens in seinen Vorreden aussprach, ohne in den Werken selbst zu zeigen, daß er ihnen gewachsen sei. Es fehlte ihm dazu schon ein wahrer männlicher Muth. Seine Schwäche und Halbheit des Urtheils sucht er damit zu entschuldigen: „es sei stets sein Streben gewesen, über menschliche Verhältnisse menschlich zu urtheilen,“ d. h. mit andern Worten, Alles nach der besten Seite zu drehen. Außerdem aber reichen kleine bürgerlich-praktische Ansichten, wie Heeren sie aus seinen bremenschen und hannoverschen Anschauungen mitbrachte, noch lange nicht hin, auch nur die Oberfläche der europäischen Verhältnisse genau zu verstehen. Er sagt: „auf jenen höheren Standpunkt sich aber zu erheben, von dem herunter unsere speculativen Historiker, das europäische Staatensystem nur als ein Glied in der Kette der Erscheinungen betrachtend, die Fortschritte der Menschheit zu messen behaupten, lag nicht in meinem Plan. Männer, die da oben waren, haben mich versichert, man sehe dort nicht weiter als hier unten, die Aussicht nach der einen Seite, der Vergangenheit, sei beschränkt wie hier; nach der andern, der der Zukunft, erblicke man nur Nebel, in denen man kaum einige zweifelhafte Gestalten zu erkennen glaube. Es sei, meinten sie, „der Platz, um Visionen zu haben.“

Die Männer, die Heeren dies weiß gemacht haben, sind

nie dort oben gewesen. Wer eine Gegend immer nur vom Thale aus betrachtet hat, der mag ganz gute geometrische Ansichten und Berechnungen davon haben, aber eine klare Uebersicht, eine einheitlich zusammenfassende Anschauung hat er nicht. So hat auch Heeren von den Ursachen und Wirkungen der Facta eine gewisse gründliche Kenntniß und hat, was den gewöhnlichen pragmatischen Zusammenhang anlangt, mehr geleistet als seine Vorgänger, namentlich hat er auch bei der neueren Geschichte die Colonieen, ihre Fortbildung und ihren Einfluß auf Europa zuerst ins Auge gefaßt und dargestellt, aber er ist eigentlich nie aus der Sphäre eines historischen Statistikers zu einem Historiker herausgetreten. Er hat Recht dies zu nennen: „auf historischem Grund und Boden bleiben," kein Recht aber zu sagen: „er habe sich durch gänzliche Entfernung von aller Speculation den Sinn für praktische Politik lebendig erhalten." Davon findet man keine Spur. Nicht einmal ist etwa in herzergreifenden Zügen der Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart dargelegt; dagegen ist in moralisirender Redseligkeit eine Unmasse von Flachheit und Seichtigkeit ausgestreut. Ja Heeren hält es für nöthig, sich gegen jede Beziehung seines Raisonnements zur Gegenwart zu verwahren und versichert (1809), „daß er das, was er sage, immer nur in Beziehung auf die Zeit und auf die Verhältnisse sage, von denen er eben spreche."

Und dennoch rühmte sich Heeren später: „daß er zur Zeit, als Europa in Fesseln geschlagen, das europäische Staatensystem als ein freies darzustellen gewagt und so das Andenken daran lebendig erhalten habe."

Dies führt uns auf die leitende „Idee," welche das Buch durchzog. Es war dies der Gedanke an das europäische Gleichgewicht. Heeren suchte zu zeigen, „wie die innere Freiheit

oder die Unabhängigkeit seiner Glieder, wie ungleich an Macht sie auch sein möchten, das Charakteristische der europäischen Staaten sei." Es war dieser Gedanke keineswegs ein neuer. Schon im 17. Jahrhundert war es den europäischen Staaten, oder vielmehr Fürsten, zum Bewußtsein gekommen, daß die Macht der Dynastieen nur dann eine dauernde sein könne, wenn kein Staat, ohne den Widerstand aller andern befürchten zu müssen, also ohne eigene große Gefahr, die Macht eines andern Staates beschädigen könne. An dieser rohen Ansicht, welche schon die Theilung Polens hätte widerlegen können, hing nun Heeren fest. Er begriff nicht, daß ein solcher auf gegenseitige Furcht gegründeter Zustand nimmermehr zum Heile der Völker führen könne. Er sah nicht ein, daß jedes Gleichgewicht und die wahre Grundlage jeder Freiheit zerstört sei, wenn die Lenker der Staaten den natürlichen Urgrund des Staates, das Volk selbst, so gänzlich verkannten, daß sie ein zusammengestoppeltes Material der Macht höher achteten, als eine einheitlich verbundene Bevölkerung, wenn die Dynastieen glaubten, sie besäßen ihre Geltung ganz und gar in sich selber, während diese doch lediglich darin beruht, daß sie Dynastieen eben dieses Staates sind. So glaubte denn Heeren, Napoleon habe das europäische Gleichgewicht gestürzt und mit seiner Verbannung sei dasselbe auch wiederhergestellt. Allein Napoleon hätte das europäische Gleichgewicht nie stürzen können, wenn es auf bessere Principien, als Furcht, gestützt, und wenn die monarchische Macht und die Macht des Volkes nicht durch gefährlichen Mißverstand zersplittert gewesen wäre. Noch verkehrter aber war es, eine Wiederherstellung desselben zu preisen, ehe im Innern an einer Reinigung und Fortbildung gearbeitet, ehe das Interesse der Fürsten und Völker ganz zu einem Einigen verwachsen war.

Als ein Irrthum könnte dies verziehen werden, aber in dem letzten Abschnitte des „europäischen Staatensystems" (von der französischen Revolution bis zum Jahre 1821) zeigt sich eine Parteilichkeit gegen Frankreich und Volksfreiheit, eine unverholen sich aussprechende Vorliebe für die Aristokratie der Mächte, welche sich durch den Tractat zu Choumont festsetzte, wie für den heiligen Bund, „welcher ein Band der Bruderliebe um die mächtigsten Monarchen und ihre Völker geschlungen," daß nicht mehr an einen Irrthum gedacht werden kann. Napoleon ist Heeren jetzt ein Usurpator, dessen Streben eine Knechtschaft der Völker war, während in der Ausgabe von 1809 derselbe ein Heros genannt wurde. Seine Entweichung von Elba und die Eroberung von Frankreich mit einer Hand voll Soldaten war „ohne Größe;" die Versammlung auf dem Maifelde „eine Carricatur von Karl dem Großen." Die Achtserklärung vom 13. März 1815 „eine schnelle und entscheidende Maßregel."

Daneben Gemeinplätze der vagsten Bedeutung, z. B.: „So war er (Napoleon) sich selbst unbewußt, das Werkzeug einer höheren Macht; denn seine Zwecke waren nicht ihre Zwecke. Wie auch das Urtheil der Nachwelt über ihn fallen mag, die Weltgeschichte kann ihn nur aus diesem Gesichtspunkte betrachten."

Die Wiederherstellung der europäischen Staatenverhältnisse ist Heeren die Wiederherstellung europäischer Freiheit, und „diese größte That des Jahrhunderts" ward nur „durch den reinen Willen der Monarchen möglich."

Die Thaten von 1815—1821 werden durch auf Schrauben gestellte Sätze künstlich umgangen. „Wenn aber die Mächtigen, und selbst die Mächtigsten der Erde, doch immer unter dem Einflusse der herrschenden Ideen des Zeitalters stehen, so

hat sich dies wohl nicht leicht jemals mehr bestätiget als hier. Daß Fürsten und Völker nicht dazu da sind, sich einander zu bekriegen, wenn nicht die Noth sie dazu zwingt; daß die Staaten, ein freies Staatensystem bildend, ihre Unabhängigkeit wechselseitig zu respectiren haben; daß die Verfassungen geregelt werden müssen durch bestimmte Gesetze; daß den Völkern durch ihre Bevollmächtigten ein gewisser Antheil an der Gesetzgebung, besonders den Abgabegesetzen, eingeräumt werden müsse; daß Sklaverei und Leibeigenschaft Uebel seien, die man abzuschaffen habe; daß der Mittheilung der Gedanken durch Schrift und Druck ihre gesetzliche Freiheit zu lassen sei; endlich und vor Allem, daß zwischen Religion, Politik und Moral ein Band vorhanden sei, das möglichst befestigt werden müsse; — dies waren Grundsätze, die zum Theil ausdrücklich ausgesprochen und zum Theil stillschweigend anerkannt wurden."

Wie diese Grundsätze aber in der Praxis gehandhabt wurden, davon sagt Heeren — kein Wort. Statt dessen erhalten wir abermals einen Gemeinplatz: „Wie günstig auch diese Umstände waren, so konnte doch jeder Verständige wohl vorhersehen, daß es nicht an Hindernissen fehlen, und daß das zu errichtende Gebäude keineswegs den idealistischen Gebilden gleichen werde, welche sich so Manche entwarfen. Nicht was an und für sich, sondern was unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen möglich war, ist der Maßstab, mit dem das Geleistete gemessen werden muß; und wenn auch selbst nach diesem Maßstabe sich noch Unvollkommenheiten und Mängel zeigen, kann das wohl den Sachkundigen befremden?" — Befremden nicht, aber er soll die Unvollkommenheiten und Mängel offen vorlegen und nicht absichtlich mit nichtssagenden Redensarten verdecken. — Heeren sagt von Thucydides, „sein

Stoff (die Geschichte seiner eigenen Zeit) mußte ihn zum Kritiker machen." Warum machte nun Heeren, der gleichfalls die Geschichte seiner Zeit schrieb, dieser Stoff nicht gleichfalls zum Kritiker? Warum nahm er sich die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit des Thucydides nicht zum Muster?

Kein Werk hat aber größere Zurückweisung empfangen, als Heeren's Idee über die Politik und den Verkehr der alten Völker. Gervinus, der Widerspruchsstarke, untersuchte in frischester Jugendlichkeit die Löwenklaue des „Ehrwürdigen." Ihn schreckten nicht Auctoritäten aus Berlin, aus Bonn und Göttingen, nicht das Zeugniß, welches die Revue encyclopédique und des Reviews über die Löwenschaft Heeren's ausgestellt. Mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, der die Auctoritäten-Männer zurückschreckte und verstummen machte, räumten dann die historischen Briefe einmal auf. Und siehe da, Heeren war gar kein Löwe, sein Schwiegervater und die Göttinger hatten ihm eine Löwenhaut umgehängt, halb Europa hatte ihn als Löwen angestaunt und er selbst sich beinahe ein Lustrum auf seine Löwenschaft berufen.

Das Resultat seiner Untersuchungen faßt Gervinus in dem Schlusse zusammen, und sagt: „Neben seinen Zeitgenossen erscheint Heeren wie ein Fremder. Die Nachwelt würde fragen nach dem Standpunkte wissenschaftlicher Forschung und würde ihn um ein halbes Jahrhundert zurückfinden, wie wir gesehen haben; sie würde seinen Namen unter den Männern suchen, die als Organ des öffentlichen Lebens in einer gährenden Zeit redeten, und würde ihn nicht finden; sie würde in seinen Schriften wenigstens einen Anhauch des Geistes suchen, der die ganze Generation lebenvoll durchdringt, und würde ihn nicht finden. Die Historiographie der Deutschen wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wissen,

wo sie von philosophischer Behandlung der Geschichte spricht; für die politische kein selbstständiges, für die kritische kein gründliches. Nur wo sie von Schulen und Schulton, von Kasten und Secten der Gelehrten spricht, wird sie als ein warnendes Beispiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der mit Aftergelehrsamkeit und erschlichenem Schulruhme ein aufgeklärtes frisches Geschlecht so lange zu äffen vermochte." —

Heeren ist einer jener Gelehrten, welche die Studirstube höchst ungern verlassen, sich dem Treiben der Menschen ängstlich entziehen, aber höchst eitel auf ihren Ruf sind. Seine Vorlesungen mögen eine Menge nützlicher Kenntnisse verbreitet haben, zu Thaten begeistert, mit Vertrauen und Muth für die Zukunft erfüllt, hatten sie nicht; denn selten offenbarte sich der Gegensatz zwischen Wissen und Können so stark. Sein Vortrag war frei, aber weich, monoton, schwach, wie seine ganze Bildung etwas Biegsames, Unmännliches zeigt. Mit seinen Kräften und gesunkenem Renommée nahmen seit Jahren seine Zuhörer ab, und schon seit 1830 konnte er in seinen geschichtlichen Vorlesungen nicht mehr gegen Dahlmann aufkommen. Er gab sie auf. Seit fünf, sechs Jahren hat er aber auch seine Vorlesungen über Statistik und Geographie aufgeben müssen. Die hannoversche Verfassungsfrage hat ihn natürlich nicht bewegt. Die Redaction der Göttinger G. A. hat der Zweiundachtzigjährige dies Jahr in die Hände eines Achtzigjährigen niedergelegt. —

Mehr schon als Heeren war Sartorius von den Ideen der neuen Zeit durchdrungen, und erfüllt von dem Berufe, seine Schüler in das Leben einzuführen. Georg Sartorius war 1765 zu Cassel geboren, hatte 1783 dem Willen seines Vaters gemäß in Göttingen unter Michaelis seine theologischen

Studien begonnen, wurde jedoch durch Schlözer und Spittler zur Geschichte hinübergezogen und fand als Custos der Bibliothek reichliche Nahrung für historische Forschungen. Wie Alles, was damals jung und kräftig war, stand er mit den göttinger Dichtern in Verbindung, mit A. W. Schlegel und Bürger. Einige schwache poetische Versuche von ihm sind in dem göttinger Almanach aufbewahrt. Seine engere Verbindung mit Bürger dauerte jedoch nur so lange, „als dessen häusliche Verhältnisse es gestatteten." Die französische Revolution enthusiasmirte auch ihn und veranlaßte eine „mit Begeisterung unternommene und mit beschränkten Geldmitteln durchgeführte Reise nach Frankreich und Paris." Französische Blätter hatten ihn einen Vertheidiger der Menschenrechte in Göttingen genannt, das hinderte denn lange seine Anstellung als Professor, obgleich er deutlich genug erklärte, daß gerade jene Reise alle Täuschungen zerstört hätte. Erst nachdem er seine Umwandlung 1795 durch die Geschichte des Bauernkrieges offen bethätigt hatte, wurde er Professor.

Sein Verhalten während der westphälischen Zeit haben wir angedeutet. Zu der Zeit, mit welcher wir beginnen, 1814, wurde er zum Nominal-Professor der Politik ernannt und erhielt bald darauf durch Goethe's Vermittelung den Auftrag, für Weimar den wiener Congreß zu besuchen. Nicht ohne einige Professoreneitelkeit, aber mit den entschiedensten Hoffnungen, daß auf so ruhmwürdige Thaten des Krieges eben so ruhmwürdige Thaten des Friedens folgen würden, trat Sartorius seine Mission an. Seine Frau sagt von dieser Zeit:

„Wer hoffte nicht in jenen Tagen? Selbst wer den Lauf der Begebenheiten genug kannte, um bescheidene Ansprüche mitzubringen, durfte sich einigermaßen dazu berechtigt glauben. Wie niederschlagend mußten daher die Worte

eines Staatsmannes wirken, deſſen hohe Stellung ihm einen vollen Ueberblick geſtattete: man möge nichts von einem Congreſſe hoffen, der Europa und die Welt in allen ihren Erwartungen täuſchen werde."

Sartorius ſah bald ein, daß er dort ein unbeachtetes Profeſſorlein bliebe, und in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht, folgte er gern dem Rufe, welcher ihn zum Mitgliede der allgemeinen Ständeverſammlung berief, die am 14. Decbr. 1814 in Hannover eröffnet war. Dieſe ſogenannte proviſoriſche Ständeverſammlung hatte mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur war ihre Zuſammenberufung an ſich ſchon eine Verletzung der durch den R. D.. H. S. von 1803 normirten ſtaatsrechtlichen Grundlagen, indem ſie an die Stelle der Provinziallandſchaften eine Verſammlung von allgemeinen Landſtänden ſetzte, ſondern der Beſchluß vom 17. Jan. 1815, wonach die Schulden des Landes in eine allgemeine Maſſe vereinigt wurden, und die Art, wie man ein allgemeines Steuerſyſtem ſchaffte, ſetzte ſich über den Rechtspunkt hinweg. Der geheime Cabinetsrath Rehberg ſpielte bei allen dieſen Angelegenheiten die erſte Rolle, weshalb ihm die vereinzelte Stimme eines praktiſchen Rechtsgelehrten vorgeworfen hat, er allein habe die Schuld aller der Rechtsverwirrniß im Lande Hannover. Zu Rehberg ſtand aber Sartorius etwa in einer Stellung wie Dahlmann zu Roſe, nur daß Rehberg tiefere, wiſſenſchaftlichere Bildung hatte, als jener. Sartorius ſchrieb auf dem Krankenbette ſeine Schrift: „Ueber gleiche Beſteuerung des Königreichs Hannover," welche den größten Einfluß auf die von der Regierung vorgeſchlagene und gewiß zweckmäßige Maßregel übte, mochte dieſe auch das poſitive Recht verletzen, oder ſich wenigſtens darüber hinwegſetzen. Die Verhandlungen der proviſoriſchen Ständeverſammlung verſchleppten

sich aber an dem Rechtspunkte, von dem einige Provinzen nicht lassen wollten, und Sartorius zog sich von ihnen zurück. Auch Rehberg, der ein Einkammersystem wollte, war indeß in Ungnade gefallen, und es wurde das Patent vom 7. December 1819 erlassen, in welchem ohne Zustimmung sogar gegen die ausdrücklichen Beschlüsse der provisorischen Ständeversammlung eine neue Verfassung mit zwei Kammern, mit Majoraten und Virilstimmen u. s. w. octroyirt wurde. — Sartorius schwieg, obgleich er abermals in all' seinen Erwartungen getäuscht war.

Es kam die Zeit der Demagogenriecherei und der karlsbader Beschlüsse; Mißtrauen und Angst auf der einen Seite, Thorheit und politische Sünden auf der andern. — „Es war zu fürchten, daß das Verfolgungssystem alle Grenzen überschreiten und so allmälig die geistige Freiheit gefesselt würde." Da schrieb 1820 Sartorius sein Werk: „Ueber die Gefahren, welche Deutschland drohen," in welchem er nicht verhehlte, wie der Bundestag Niemanden befriedigen könne, wie nichts zu seiner fernern Ausbildung geschehen sei; offen aussprach, daß Erfüllung des Art. 13. die Gemüther eher beruhigen werde, als der eingeschlagene Weg, wie der freie Gebrauch der Presse sich auch in Deutschland nicht dauernd versagen lasse.

Wer weiß, daß damals die herrschende Partei nur in ihren Ansichten vertheidigt und bestärkt, nicht widersprochen sein wollte, dem muß dies eine Vermittelung versuchende Werk immer noch eine Schlözer's und Spittler's würdige That erscheinen, fehlte auch die Schlözersche Kräftigkeit und Spittlersche Feinheit. Wie als Schriftsteller bewährte sich Sartorius auch auf dem akademischen Lehrstuhle als Feind der Restauration und der Hallerschen brutalen Principien. Heinrich Heine

ſagt von Sartorius, ſeine Verehrung für ihn ſei viel größer als der Unmuth, welchen er gegen Göttingen im Allgemeinen hege, er habe ihm jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitet, ohne welche er die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen hätte. Er nennt ihn „den großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt für alle fremden Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter.“

Wir begreifen daher den erfreulichen Einfluß, den Sartorius auf die in Göttingen ſtudirende Jugend in den troſtloſen Abendzeitungsjahren von 1820 übte. Im Jahre 1827 von Ludwig von Baiern zum Freiherrn von Waltershauſen erhoben, ſtarb Sartorius am 24. Aug. 1828, ehe er noch ſeine erneuerten werthvollen Forſchungen über die Hanſa gänzlich vollendet und zum Druck befördert hatte.

Neben Sartorius und Heeren lehrte bis 1832 Saalfeld, deſſen unglückſeliges Ende ein pſychologiſches Räthſel bleiben wird. Es fehlte ihm nicht an mannigfachen hiſtoriſchen Kenntniſſen, nicht an einem gewiſſen Witz, in welchem er ſich ſehr gefiel, aber an tieferm hiſtoriſchen Geiſt. Als Politiker war er Eklektiker, dem es an einheitlicher Grundanſicht fehlte. Zu einem Hiſtoriker ſeiner Zeit machte ihn ſchon ſeine geiſtige Unſelbſtſtändigkeit, — ſeine Erregbarkeit durch jeden äußern Anlaß, untüchtig. Das bewies ſeine Schmähſchrift auf Napoleon, die ſelbſt bei einer zweiten Auflage ſich in gemeiner Leidenſchaftlichkeit gleichblieb. Napoleon war ihm nur ein „haſſenswerthes Ungeheuer“ — „ein Fluch der Mit- und Nachwelt“ — „ein Todfeind der europäiſchen Freiheit“ — „aus der niedrigſten Klaſſe der Geſellſchaft“ und „einem ſo

übel berüchtigten Volke entsprossen, daß die Römer nicht einmal Korsen zu Sklaven haben wollten." —

Und ein solcher Mann wagte es, eine allgemeine Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben und sich dabei mit Thucydides und Tacitus zu vergleichen. Hätte er nicht schon den verkehrten Gesichtspunkt aufgefaßt: „eine lebendige Schilderung der (durch die Franzosen) erlittenen Unbilde zur Erweckung und Stärkung der heiligen Gefühle für vaterländische Ehre und Freiheit zu geben und vor verderblichem Rückfall in sorglose Trägheit zu warnen," was wohl einer Flugschrift würdig, aber keiner Geschichte von sechs dicken Bänden, so hätte ihn doch wenigstens sein Mangel an Muth vor einem solchen Unternehmen bewahren sollen. Dies war eine Schwäche, die sich bis auf seine letzten Tage nicht verleugnete und die sich selbst durch Phraseologie nicht verbergen ließ. Seine Geschichte der neuesten Zeit ist ein aus Venturini's Chronik, Zeitungsnachrichten und Flugschriften mit großer Breite zusammengestoppeltes Machwerk, der man ansieht, daß des lieben Geldes wegen so viel zusammengeschrieben ist. Die wichtigsten Abschnitte der Geschichte, z. B. Preußens geistige Wiedergeburt von 1807 bis 1810, werden mit kurzen Andeutungen abgethan, Kriegszüge und Schlachten mit der größten Ausführlichkeit erzählt. Die Ereignisse von 1815 bis 1819 werden mit zweideutigen Redensarten abgespeiset, nichts wird verdammt, auf beiden Seiten entschuldigt.

Und wenn selbst dies damals Saalfeld noch den gefährlichen Ruf eines Liberalen zuziehen konnte, so suchte er zu zeigen, daß er sich gänzlich aus dem Gebiete der Tagspolitik ziehen könne und schrieb die Fortsetzung zu der Pütterschen Gelehrten-Geschichte Göttingens, die trockenste Registerarbeit,

wodurch er jedoch seinen Zweck, eine ordentliche Professur, erreichte.

Ob er in seinen Vorlesungen über Politik sich getreu geblieben, können wir nicht beurtheilen; im Jahre 1828 lehrte er nach gemäßigt liberalen Grundsätzen, widerlegte Haller u. s. w. — Entschieden liberaler wurde er seit dem Juli 1830. Nach den göttinger Unruhen suchte er Popularität bei der Bürgerschaft zu erwerben, was ihm gelang. Er wurde von der Stadt zum Deputirten gewählt und stand in der Versammlung auf der Seite der Opposition gegen die von Dahlmann vertheidigten Regierungsvorschläge. Saalfeld verlangte namentlich Eine Kammer. Er schadete aber sich und seiner Partei durch eitles Hervordrängen und gab Veranlassung zu mehrfachem Skandal. Doch war er häufig bitter gereizt; Rose, Dahlmann, Pertz, Stüve gehörten zu seinen Gegnern. Viele Verhältnisse sind hier noch unerklärbar. Man drohete hier mit Entsetzung und versprach durch den Justizrath von dem Knesebeck vollen Gehalt, wenn er seine Entlassung freiwillig fordere. Es fehlte ihm an Muth, seinen Grundsätzen getreu zu bleiben und einen Rechtsspruch zu verlangen, er zog den Genuß seiner Dienstrevenüen dem Dienste vor und ging nach Würtemberg. Ob Unmäßigkeit oder innere Gemüthsleiden den auch dort von der Polizei Ueberwachten zum Wahnsinn brachten, ist trotz einer sehr ausführlichen Krankengeschichte im Nekrolog der Deutschen (1835) zweifelhaft geblieben.

Die Philologie war nach Heyne's Tode längere Zeit durch Mitscherlich hauptsächlich vertreten. Welcker darf zu den Göttingern nicht gezählt werden, da er nur drei Jahre hier Professor war (1816—1819) und man ihn nicht hier hielt, als er nach Bern berufen wurde. Mitscherlich war durch Heyne in Göttingen gefesselt, erst Custos an der Bi-

bliothek, dann Professor. Er interpretirte als solcher griechische und römische Dichter mit Beifall, war aber in höchst einseitiger Gelehrsamkeit befangen. Sein ganzes Wissen hat sich hauptsächlich in seiner Ausgabe des Horaz concentrirt, die unter den Philologen allerdings berühmt ist, und schon dem Gymnasiasten, der nur die ausgeschriebene Döringsche Ausgabe kennt, als hohes Vorbild gepriesen wird. Das Originellste an Mitscherlich ist jedenfalls die Rache, welche er an Döring genommen haben soll. Was nun diesen Horaz anbetrifft, so klagen freilich viele Philologen, daß das Kritische und Grammatische stark vernachlässigt sei; aber ächter Alterthumsforschung kann es eben so wenig genügen, daß Mitscherlich bei den Einzelheiten in der Auffindung des Zusammenhangs und des Grundgedankens Sachkenntniß und Scharfsinn, und in der Menge herbeigeschleppter Parallelstellen Belesenheit an den Tag legte. Weiter geht aber sein Gesichtskreis nicht; von der Stellung des Dichters zu seiner Nation und Zeit, zur griechischen und römischen Litteratur, von der ästhetischen Ansicht des Horaz, verglichen mit den Schönheitsbegriffen unserer Zeit ist nirgend die Rede. — Mitscherlich war gewandter Lateiner und als solcher hat er im philologischen Seminar tüchtig gewirkt. Wenn er deshalb zugleich **Professor eloquentiae et poeseos** war, so beweist das freilich nicht gegen ihn, wohl aber gegen die ganz schiefe, ja verkümmerte Stellung der Poesie und Beredsamkeit, die auf den Universitäten längst zu Schemen geworden sind. Er verfertigte von 1809 bis 1835 bei feierlichen Gelegenheiten u. s. w. die Programme der Georgia Augusta, die sich sämmtlich in hohen und gesuchten Redensarten bewegen, aber einen sehr dürftigen Inhalt haben. Ebenso sind seine Gedichte Nachahmungen von dem nüchternen Bombast des servilen Horaz. Wir würden

Proben davon, namentlich die Lobesearmen auf König Jérome vorlegen, wenn es der Mühe lohnte. Als Redner haben wir Mitscherlich häufig gehört, wenn er in der fürchterlichsten Monotonie sein Programm bei den akademischen Preisvertheilungen vorlas und sich wegen des von Jahr zu Jahr schlechter werdenden Lateins, zur Erheiterung der Anwesenden, in den heftigsten Ausdrücken vernehmen ließ. Schon früh hat sich Mitscherlich jedoch auf seine Classiker und die Bienenzucht zurückgezogen. Er rühmt sich, Schiller und Goethe nie gelesen zu haben, ist dabei aber geheimer Justizrath geworden. Im Jahre 1835 wurde er seines Alters wegen der Geschäfte eines Redners entbunden; nach O. Müller's Tode trat er abermals hervor und es hatte in der That etwas Rührend-Komisches, wie der alte Mann gleich einer Ahnfrau sich alsobald wieder über den Verfall des Lateinschreibens beklagte. Als Professor der Beredsamkeit und als Decan hat er häufig das Censoramt geübt. Er, der von Litteratur der Gegenwart und den Zeitideen gar keinen Begriff hat, strich 1833 in einer hier gedruckten Liedersammlung den Körnerschen Kraftgesang: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" — noch schlimmer ging es jüngeren göttinger Dichtern. Im Jahre 1840 verweigerte er einem schönen Gutenbergsgedichte, weil es gegen Religion gerichtet, kurz darauf einem Gedichte auf Otfried Müller's Tod in Athen die Censur, weil eine Stelle aus einem akademischen Programm Müller's, welche sich auf die Stellung der Universität zu der Verfassungsfrage bezog, in Anmerkung beigefügt war. In den vom Dr. W. V. C. Pfeiffer herausgegebenen Jugendklängen durfte bei einem Gedicht, „Körner's Geisterstimme," das Wort Freiheit nur stehen bleiben, nachdem in einer Anmerkung hinzugesetzt war, es verstehe sich von selbst, daß hier nur von sittlicher Freiheit die Rede

sei. Kurz von den Gedichten der Sänger des Hainbundes hätten unter Mitscherlich's Censur zwei Drittel nicht gedruckt werden dürfen. — Zeitungen liest Mitscherlich natürlich nicht, sonst würde er in diesem Augenblick wieder durch den Professor Fuß aus Lüttich betrübt sein, der dem Philologenvereine in Bonn das Beckersche Rheinlied, in barbarisches Latein übersetzt, überreichte.

Ludolf Dissen, der von 1809—1812 in Göttingen als Privatdocent fungirt hatte und 1813 als Professor von Marburg zurückgerufen wurde, stand hoch über den Philologen, wie sie Mitscherlich und Andere repräsentirten. Er hatte aus dem Becher der Philosophie genippt, wenn auch nicht tief, denn sein Freund Herbart hatte ihm diesen Becher dargereicht. — Heyne hatte von ihm gesagt: „der wird noch retten und halten, was zu retten und halten ist," aber Gottlob, von der Macht der humanistischen Studien, im Heynischen Sinn, war nicht viel mehr zu retten. Das beweist eben Dissen, der nach Welcker von Herbart „in das Studium des Plato und in die Kunst eingeweiht war," und der wahrlich keinen gemeinen Sinn zu seinen Studien mitbrachte. Dissen schrieb am 3. Decbr. 1825: „die Erkenntniß des Schönen ist die erhabenste Aufgabe der Philologie; denn die vollendete Darstellung des Schönen in schönster Form ist das Wesen des hohen classischen Styls, und alles Begreifen, welches beim Einzelnen stehen bleibt, ist nothwendig leer. Schon damals, als ich Tag und Nacht das Begreifen der Pindarischen Oden im Kopfe trug, habe ich es recht gesehen, wie alles Verstehen erst anfängt mit dem Ergreifen der Idee, dann aber auch Alles wie eine herrliche Flur sich ausbreitet: ich habe gesehen, daß das Erkennen der Idee erst die wahre Begeisterung bringt, und es scheint mir begreiflich, wie dabei doch

jene ruhige Besonnenheit walten könne, die wir in den Productionen der Alten finden. Es ist wohl kein Zweifel, daß diejenigen Moralphilosophen das Ethische am richtigsten auffassen, die, wie Platon, vom Schönen, vom wirklich Schönen der Ideen ausgehen." — Wer möchte eine so gestellte Aufgabe der Philologie nicht gern anerkennen?

Aber sehen wir, wie sich in der Praxis gestaltete, was in seiner höchsten Forderung so wahr anerkannt wurde. Dissen beschäftigte sich vielleicht den größten Theil seines Lebens mit dem Pindar. Das Resultat seiner Studien war aber: „daß die Pindarische Lyrik nicht aus einem plan- und regellosen Umherschweifen des Geistes über allerlei glänzende Vorstellungen und Bilder, sondern aus einer gedanken- und phantasievollen Auffassung eines bestimmten Gegenstandes bestehe." — Mit andern Worten, er hielt die Epinikien durch und durch für Gelegenheitsgedichte, woran er nicht Unrecht hatte. Auch darin ging er den rechten Weg, daß er die Gestalt des Siegers zu einem lebevollen Ganzen herauszuarbeiten strebte. Aber er irrte, wenn er damit die „Idee" des Gedichts zu haben wähnte, und irrte noch mehr, wenn er „eine poetische Construction auf gleiche Weise zu finden glaubte, wie er die grammatische Construction eines Satzes fand."

Unter solchen Bestrebungen verschwand dann die Idee und die Schönheit des Gedichts selbst, es wurde zu einer Hauptuntersuchung, ob Hieron unmäßig gewesen, ob ein anderer Sieger mit seiner Schwester in einem Verhältniß gestanden, oder ein dritter des Nachts in Theben mit einem Mädchen umhergewandelt. Kurz es wurde so viel künstlicher Apparat und so viel Gelehrsamkeit herbeigeschleppt, daß alle reine Freude an der Schönheit des Gedichts erdrückt wurde und man statt der Göttin nur eine philologische Wolke umarmte.

Wir wissen, daß der größte Theil von Goethe's lyrischen Gedichten Gelegenheitsgedichte sind, selbst seinem Werther, Wilhelm Meister liegen reale Grundlagen unter. Wie hat sich aber Goethe immer dagegen gesträubt, wenn man nach den persönlichen Bezügen, nach den verschiedenen Facten fragte, welche einer Dichtung zur Veranlassung gedient hatten. Und das geschah nicht ohne tiefen Grund, denn alle Poesie, alles Ideale wird verwischt, wenn man diese Bezüge und realen Grundlagen zur Hauptsache macht. Man übersetzt dann nicht nur ein Gedicht in Prosa, sondern verwandelt es in Prosa und begeht das umgekehrte Wunder, aus Wein Wasser zu machen.

Dissen verkannte, daß jede Dichtung etwas für sich Bestehendes ist, wenn sie auch Beziehungen auf ein gewisses Ereigniß hat. Es ist dies aber kein Vorwurf, der Dissen allein trifft, sondern beinah die ganze Philologie, sofern sie sich mit den Dichtern des Alterthums beschäftigt. Wir verkennen keineswegs, daß Dissen unendlich viel vor allen denen voraus hatte, die, wie er sich ausdrückte, „das Licht aus der Ferne holen, ehe sie sich in der Nähe umgesehen, oder mit andern Worten, aus verschiedenen Schriftstellern Worterklärungen zusammen suchen, noch ehe sie sich in das Innere des Gegebenen vertieft und den Zusammenhang festgestellt haben." — Er strebte wenigstens immer nach einer anschaulichen Darlegung der Harmonie des Gedankens und der Form, nach einem Zurückführen des Einzelnen auf den Zweck des Ganzen, was die gewöhnlichen Wortphilologen kaum thun.

Obgleich Dissen in einem Briefe an Welcker vom Decbr. 1832 anerkannte, daß unsere heutigen Denkkategorieen über das Schöne in der lateinischen Sprache keine entsprechende Worte fänden, hat er seine Commentare lateinisch geschrieben.

Ist das nicht ein auf der Philologie haftender Fluch? Er hatte den Plan zu einem Werke über die Technik des classischen Ausdrucks gefaßt, welches er neben der Grammatik und der Syntax als besondere Wissenschaft der Philologie hinstellen wollte. Nicht nur seine Gedanken über die Art, wie er dies Werk auszuführen dachte, in einem Briefe an Welcker vom 15. Jun. 1834, sondern die Abhandlung über den Periodenbau, welche seinem vorzüglichen Commentar zu Demosthenes' Rede vom Kranze hinzugefügt ist, müssen das Bedauern erwecken, daß Dissen gerade diese Arbeit, wozu er vielleicht unter allen lebenden Philologen am fähigsten gewesen, nicht vollenden konnte. Sein Körper war aber zu zerbrechlich, beinah gläsern, seine Nerven so gereizt, daß frische Luft, ja ein frischer Druckbogen ihm Zufälle bereitete.

Seit 1830 kam er höchst selten aus seinem sorgfältig gegen Luft abgesperrten Zimmer und war daher als akademischer Lehrer nur von Einfluß auf einige Wenige, denen nach gehöriger Durchwärmung u. s. w. Zutritt zu ihm gestattet war. Die Geschichte seiner Leiden von 1830 bis 1837 wird Niemand ohne das tiefste Mitgefühl lesen. Er starb am vierten Tage des zweiten Jahrhunderts der Georgia Augusta.

Was die eigentliche Philosophie, die speculative Philosophie anlangt, so war dieselbe von Staatswegen durch Schulze und Bouterweck vertreten. Der Standpunkt Beider ist schon im ersten Artikel angedeutet. Schulze war, als er nach Göttingen versetzt wurde, nicht mehr der Antidogmatiker und Skeptiker, als welcher er sich jugendkräftig im Aenesidem gezeigt, sondern er hatte sich schon gänzlich der Gefühlslehre Jakobi's zugeneigt, und war, indem er jede Speculation für Blendwerk erklärte, aus dem eigentlichen Verbande mit der Philosophie herausgetreten. Logik und empirische Psychologie

waren ihm lediglich Vorbereitungswissenschaften, daher ihre unsägliche Trockenheit; eine Metaphysik erkannte er nicht an.

Bouterweck hat uns eine Selbstbiographie hinterlassen, in welcher er sich mit seltener Aufrichtigkeit und übergroßer Strenge beurtheilt. Als Knabe orthodox religiös, auf dem Gymnasium zu Zweifeln angeregt, als junger Student alles Heil von einem verbesserten Epikureismus hoffend (auf die Annahme von zwei ursprünglich verschiedenen Arten von Atomen gestützt), dann durch Feder's praktische Philosophie zum Determinismus geführt, alles Heilige einem System der Genußsucht und des Materialismus opfernd, dann Jurist und Advokat, endlich sich zum Dichter bestimmt haltend, nach raffinirter Seltsamkeit spekulirend, vagabondirender Litterat, von Gleim unterstützt — in Berlin auf Kant's Kritik geführt, aber bald wieder „zu litterarischen Thorheiten," zu „prunkenden Zerrbildern des Lebens" wie in Graf Donawar, fiel Bouterweck aus einem Extrem in das andere. Er erkennt, „daß er, wie Viele damals," Kantianer wurde, weil er dem gewaltigen Scharfsinn des kühnen Reformators der Philosophie zu wenig aus eigenen Mitteln entgegenzusetzen hatte, daß er nur ein Mittelding zwischen einem Philosophen und Phantasten gewesen. Daß er aber, nachdem sich sein Kantisches Fieber gelegt, auch nichts anderes und nur ein vernünftiger Mensch und Professor der Philosophie in Göttingen geworden (1797), das erkannte er nicht. Da ihm die Kraft fehlte, auf speculativem Wege durchzudringen — wozu er im Eifer gegen den Fichtischen Idealismus in der Idee einer Apodiktik noch einmal vergebliche Anstrengungen machte, so warf auch er sich in die Arme des gefühlgläubigen Jakobi.

Sein Streit mit der Schellingschen Schule und „der ihnen beigetretenen Kritiker und Poetaster," denen er aben-

teuerliche Gaukeleien der Phantasie und des Witzes vorwarf und die wiederum seinen Verstand als den gemeinen verhöhnten, entfernte ihn noch mehr von der neuen Speculation, so daß er sich in der Periode, von welcher wir hier reden, schon auf sein eigentliches Gebiet, das ästhetische und allgemein litterarische zurückgezogen hatte. Hier müssen seine Verdienste anerkannt werden, er war ein geistreicher Litterat und ein geschmackvoller Aesthetiker, der der Philosophie immer noch die Stelle zu vindiciren strebte, die sie verdiente, und der deshalb in dem empirischen Göttingen lange der einzige wissenschaftliche Halt war. In seinem Aufsatze: „Idee einer Litteratur," den wir den jungen Litteraten und Journalisten nicht dringend genug empfehlen können, sagte er kühn: „daß jede Gelehrsamkeit, welche nicht mit der Poesie, noch mit der Philosophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbarisch und illiberal genannt werden müsse." — „Eine Litteratur, auf deren Ganzes weder die Poesie noch die Philosophie jemals einen entscheidenden Einfluß gehabt haben, ist ohne innern Zusammenhang. Sie verhält sich zur Litteratur wie sie sein soll, wie eine Sammlung von Knochen zu einem lebendigen Körper. Durch die Philosophie allein kommt das Verhältniß des Wahren zu dem Guten und Göttlichen an den Tag. Der Gelehrte, der nicht philosophiren mag, sammelt nur Garben für seine Scheuer. Er trägt Kenntnisse in sein Fach ein, das freilich seine abgesonderte Welt ist, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erst dadurch einen Werth erhält, daß auch Andere hineingreifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen."

Darin war der Gegensatz, in welchem Bouterweck zu den „Sternen erster Größe" im gelehrten Göttingen stand, stark genug ausgesprochen, noch stärker trat dieser hervor, als Carl

Christian Friedrich Krause sich hierher verirrte. Er war ein Philosoph und paßte schon deshalb nicht für Göttingen. Eine beinah hundertjährige Abneigung gegen Speculation trat hier gegen ihn auf und hinderte die vollendete Entfaltung eines reichen, edlen Geistes. Krause war ein vielseitig gebildeter, gründlich gelehrter Mann, und dazu der Philosophie in einer Weise und in einem Sinne ergeben, wie dies von Wenigen gesagt werden mag. Sie war nicht nur die Seele seines Lebens, sondern er sah in ihr die heilende Kraft für die tiefsten Uebel der Zeit und der Menschheit. Hiezu kam ein reiner, milder und bescheidener Sinn. Ohne sonstiges Aeußere, als den Ausdruck der Würde, des Ernstes und kindlich offenen Sinnes, ohne alles Jagen nach Beifall, wußte er seine Begeisterung für Wissenschaft unter den ungünstigsten Verhältnissen auf seine Schüler zu verpflanzen, die mit heiligem Eifer auf ihn und seine Lehre hielten. Krause hatte schon, ehe er nach Göttingen kam, von 1802—5 in Jena Vorlesungen gehalten, dann in stiller Zurückgezogenheit bis 1813 in Dresden sich allein mit philosophischen und sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Er trat 1814 in Berlin als Privatdocent auf, allein ohne Aussicht, Fichte's Nachfolger zu werden, kehrte er 1815 nach Dresden zurück, unternahm von dort 1817 und 1818 eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich, hielt dann in Dresden öffentliche Vorlesungen über Philosophie und deren Beziehungen zum Leben (später unter dem Titel: Grundwahrheiten der Wissenschaft, gedruckt). Im heiligen Eifer für die Menschheit strebte er hier eine Reform der Freimaurerei durchzusetzen, die er zum offenen Menschheitsbunde umbilden wollte. Sein Plan mißglückte und er wurde von den Freimaurern geächtet.

So zog er mit seiner Familie nach Göttingen, sich hier

1824 als Privatdocent habilitirend. Die ersten Jahre lebte er daselbst in stiller Wirksamkeit und fand die Achtung und das Wohlwollen einiger älterer akademischen Lehrer von freierer Sinnesart (Thibaut, Sartorius, Bouterweck), wie den Beifall weniger ernst strebender Studirenden, denen ein speculativer Aufschluß über den Sinn und die Bedeutung des Lebens Bedürfniß war. Als sich aber eine größere Anzahl Schüler um ihn versammelte, als man unter den Studirenden von der neuen Weisheit zu sprechen anfing, die von Krause gelehrt werde, da wurde verbreitet, daß es nicht ganz richtig mit Krause sei, daß er unerhörte Dinge lehre, sich über Christus stelle u. dgl. Da wichen denn die vorsichtigen Leute zurück, und nur die Wenigen blieben ihm, die sein System und dessen Bedeutung schon kannten oder ahneten. So blieb es aber nicht; von philosophischen und theologischen Kathedern wurde vor seiner Lehre gewarnt, der inländische Theolog, welcher bei ihm hörte, erhielt eine schwarze Nota im Bericht an das Consistorium. Als Krause's Anhänger ihren Lehrer in jeder Beziehung zurückgesetzt sahen, als sie ihn seine Armuth und sonstige Familiennoth so ruhig, so groß und friedlich ertragen sahen, da ergrimmten sie im Herzen und vermeinten, das Unrecht der Welt durch doppelte Liebe und Eifer gut zu machen. Sie redeten ohne Scheu gegen die Arroganz, mit der sich die empirische Gelehrsamkeit spreizte, Einzelne redeten wohl mehr als sie verantworten konnten. Insbesondere an der Theologie suchten sie sich zu reiben und dieser ihre Ueberlegenheit fühlbar zu machen. Die Folge davon war die völlige Verketzerung der „gefährlichen unverständlichen Lehre," so daß selbst H. Heine, der sich um Philosophie wenig kümmerte, in seinen Reisebildern schrieb: „Schäfer und Doris (die Pedellen) müssen aufpassen, daß keine neuen Ideen, die noch immer

einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müssen, von einem speculirenden Privatdocenten eingeschmuggelt werden." —

Als daher 1828 Bouterweck starb, wurde nicht Krause an seine Stelle gesetzt, sondern 1829 ein Eklektiker, Amadeus Wendt aus Leipzig berufen. Dieser fügte sich leicht in den göttinger Ton und ignorirte wenigstens öffentlich auf vornehme Weise Krause, obgleich er jahrelang die Freundschaft desselben gesucht und seine philosophischen Manuscripte in Dresden fleißig studirt hatte. Es führte dies zu einem bekannten Skandal, von dem Professor Moeller und Dr. von Leonhardi, der deshalb von Göttingen relegirt wurde, das Speciellere erzählen könnten. Krause war indeß ein zu sehr nach innen und auf die Sache gerichteter Denker, als sich durch solche Zurücksetzung irren zu lassen. Er schmähte nicht über die gewissenlose Gemeinheit seiner Verlästerer, er fühlte sich innerlich in all seiner Noth und seinem Herzensleide als der so vielmal Glücklichere. Das Wissenschaftsforschen war seine Seligkeit. Dazu hatte er Schüler gefunden, die ihn ganz verstanden, mit kindlicher Ergebenheit an ihm hingen. Durch ihre Hilfe wurde die Herausgabe der wichtigsten Schriften Krause's möglich, Einzelne opferten dazu gern einen Theil ihres Vermögens. Die Logik, die Vorlesungen über das System, die Grundwahrheiten der Wissenschaft, ein Abriß des Systems des Naturrechts erschienen in den Jahren von 1827 bis 1829. Endlich aber unterlagen Krause's Kräfte den übermäßigen Anstrengungen und dem Herzleide. Wiederholte Schlaganfälle mit Lähmung verbunden, ließen schon 1829 sein baldiges Ende fürchten, und nöthigten ihn, sich auf ein Minimum geistiger Arbeit zu beschränken. Da brachen die Unruhen in Göttingen aus. Er, der stille Denker und lebens-

müde Mensch, war weit von der Theilnahme an solchen Dingen entfernt. Aber die Beziehungen, in welchen sein Schwiegersohn, der bekannte Geschichtschreiber der Mandschurey, Dr. Plath und sein Schüler Dr. Ahrens (jetzt Professor in Brüssel) zu jenen standen, wurden als günstiger Anlaß gebraucht, ihn zu exiliren. Krause starb am 27. September 1832 zu München, wo er ein Jahr der Ruhe verlebte, nach 7jährigen göttinger Leiden. „O Jerusalem, die du steinigest deine Propheten!"

Krause war, wie alle bedeutende Denker seiner Zeit, von Kant ausgegangen, dann durch Fichte und Schelling zur Anerkenntniß des Absoluten geführt, und stand mehrere Jahre den Ansichten Schelling's wie seiner Methode sehr nahe. Als er diese aber mit Kant's kritischem Sinne prüfte, bildete sich bei ihm ein eignes System aus, welches in wesentlichen Punkten von den Systemen seiner großen Vorgänger abwich. Er bildete einen streng analytischen Weg zum Principe aus und entfaltete in der Wesenlehre die Grundgedanken als einen Organismus der Kategorieen, als ein System von Wissenschaften. Alles ist nach ihm organisch und zur Harmonie bestimmt, selbst das Uebel und die Krankheit trägt, wie der Schatten, noch diese Form des Wesens an sich. Natur, Geist und Urwesen bilden den Dreiklang, welcher immer neu das Leben der ewig jungen Menschheit durchdringt. Unter dem Walten Urwesens löst die unendliche Menschheit ihre Aufgabe unfehlbar, trotz mancher Verirrungen. Die Wissenschaft ist die am meisten heiligende, fördernde und befriedigende Kraft der Menschheit. Das Erkennen des Absoluten ist eine Wiedergeburt des Menschen. — Krause war ein Theosoph, seine Lehre dem Sinne und Gehalte nach mehr, als er selbst glaubte, dem Christenthum befreundet. Er ver-

söhnte nicht etwa durch eine Abfindung das religiöse und sittliche Interesse mit dem speculativen, sondern fand ersteres in diesem erst recht begründet und lehrte, daß nur in diesem Wissen und auf diese Grundlage des Wissens ein wahrhafter Glaube und eine reine Gesinnung möglich sei. Er behauptete aber gegenüber dem Christenthume die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, welche dem Metaphysiker zukommt. Er wollte sich der Theologie nicht aufdringen, eben so wenig wie den derselben beigemischten Wahnglauben unterstützen und beschönigen. Krause gab dem Gefühle wieder sein volles Recht, ohne es statt des Wissens zu setzen. Wo die rechte Einsicht sei, da meinte und lehrte er, finde sich auch das rechte Gefühl von selbst und manifestire sich als hohe Begeisterung für alles Gute und Schöne, für die Sache der Menschheit und ihr Recht.

Krause wollte aber nicht blos Theorieen aufstellen, er wollte, daß seine Lehre in's Leben übergehe, er wollte Associationen für alle hohen Lebenszwecke, zu höchst einem offnen Menschheitsbund. Sein Urbild der Menschheit (Dresden 1813) und die erst jetzt aus seinem Nachlaß erschienene Geschichte der Philosophie deutet zur Genüge die Reformen an, die er für nothwendig hielt, wenn die Gebrechen der Zeit, die ungeheuren Uebelstände, welche das Leben dieser Erdmenschheit hemmen, geheilt werden sollten. — Umfassend wie seine Kenntnisse war seine schriftstellerische Wirksamkeit. Er hat über Logik, Ethik, Naturphilosophie, Rechtsphilosophie, allgemeine Sprachwissenschaft, Theorie der Musik geschrieben. Mathematik war neben der Philosophie sein Hauptstudium und seine Methode trägt von dieser die Strenge der Folgerung und die Evidenz. Alle Theile der Wissenschaft führte er im Sinn und Geist seiner wissenschaftlichen Grundansicht durch. Daß er diese aber immer von neuem voranstellte, dadurch haben seine

Schriften viel Wiederholungen und Breite erhalten, häufig wenigſtens den äußern Anſchein von dieſer. Wie andere Philoſophen ſo mußte auch er es ſich gefallen laſſen, daß aus dem Zuſammenhang geriſſene, von ihm nicht allemal ganz glücklich gewählte Ausdrücke herumgetragen und als Beweis angeführt wurden, daß ſeine Lehre baarer Unſinn ſei. Jeder Denker ringt mit dem Ausdrucke für ſeine Gedanken, aber Krauſe gerade war es gegeben, mit einer ungemeinen Klarheit den Schüler in die Wiſſenſchaft einzuführen und weiter zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke blieb dem genau ſeinem Vortrage Folgenden unverſtändlich. —

Die große Zahl der bei Krauſe's Leben erſchienenen und aus ſeinem Nachlaſſe noch zu erwartenden Schriften (deren Veröffentlichung Herr Dr. von Leonhardi wohl beſchleunigen könnte) werden der Nachwelt ſagen, was er geleiſtet, wie denn ſchon das Ausland ſeinem Vaterlande in gerechter Anerkennung vorausgegangen iſt. Mögen aber ſeine Schüler ſich rühriger bezeigen und in einer Zeit, die dem Gedanken die Herrſchaft vindicirt, ſelbſtthätig und wirkſam auftreten. Dies gelte namentlich auch für den einzigen Schüler Krauſe's, den Göttingen noch beſitzt, den Dr. G. Schumacher. Unterſuchungen über Eiskryſtalle an Fenſterſcheiben, ſo genau ſie ſein mögen, ſind nicht die Thaten eines Philoſophen in unſern Tagen. Göttingen ſelbſt aber möge, wie bisher, auch in jeder Zukunft davon ſchweigen, daß Krauſe ihm angehört habe, es hat ihn und die Philoſophie verbannt.

Wenden wir uns zu den Fachwiſſenſchaften. Hier wäre der Chemiker Friedrich Strohmeyer und der Therapeut Carl Himly zu beſprechen. Wir müſſen Beide zur Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſer Wiſſenſchaften jedoch in die zweite Abtheilung hineinziehen.

Die Juriſten dieſer Periode haben wir, ſofern ſie nicht in die zweite Periode gehören, eigentlich ſchon in Hugo charakteriſirt, der in dem hier beſprochenen Zeitraume keinen Schritt weiter rückte. Als Albrecht Schweppe, welcher von 1818—1822 in Göttingen gelehrt, aber mit Hugo in beſtändiger Feindſchaft gelebt hatte, als Oberappellationsrath nach Lübeck ging, wurde Göſchen hierher berufen. Das war durchaus charakteriſtiſch. Göſchen, merkwürdiger Weiſe von den Naturwiſſenſchaften zur Jurisprudenz übergeſprungen, hatte in Verona die Inſtitutionen des Gajus entziffert und zuerſt herausgegeben, und war dadurch bei der hiſtoriſchen Schule zu hohem Anſehn geſtiegen. Als akademiſcher Lehrer war er der langweiligſte Patron, den Göttingen je unter ſeinen Lehrern beſaß. Er wollte ſo gern recht deutlich und Jedermann verſtändlich ſein, vergaß aber, daß dies durch Breite allein nicht erreicht werde. Er konnte eine Viertelſtunde darüber ſprechen, daß Cäſar ein Zuname des Julliſchen Geſchlechts geweſen, und ging dann zu der Bedeutung des Namens Cajus über.

Gegen ſeine große Gelehrſamkeit war nichts einzuwenden, allein man ſehe ſeine aus dem Nachlaß herausgegebenen Vorleſungen über die Pandekten an, um die Tantalusqual der armen Zuhörer zu ermeſſen, die das zu Papier bringen mußten. —

Georg Jakob Friedrich Meiſter, der Senior der Juriſten, lehrte bis 1832 neben Beiden. Es exiſtirt nur eine ſelbſtſtändige Schrift von ihm, „principia juris criminalis Germaniae communis,“ welche ſieben ſtarke Auflagen erlebte, was wenigſtens für eine zahlreiche Zuhörerſchaft beweiſt. Eine ſolche wußte ſich Meiſter aber nicht nur in ſeinen Vorleſungen über Criminalrecht, ſondern auch in den Pandektenvorleſungen bis zu ſeinem Tode zu erhalten, was viel iſt, wenn man bedenkt, daß er 77 Jahre alt wurde. Er war ein freidenkender

Jurist aus der alten Schule seines Vaters, der aber die Umwälzungen, welche das Criminalrecht von Nettelblatt an bis auf Feuerbach und Mittermaier erlitt, nicht ignorirte, sondern sorgsam sich alles Neue aneignete.

Sein Leben war in einem gewissen Punkte bis zum Aergerniß genial. —

Es war im Jahre 1826, als Heinrich Heine den engen, trockenen Notizenstolz und die einrostende Selbstzufriedenheit der Georgia Augusta mit seinem sengenden Spott angriff. Die Herren fuhren wie aus dem Traume empor. Sie, die sich im Schatten eines übereuropäischen Ruhms geborgen glaubten, sahen sich plötzlich in nächster Nähe, in ihrem süßesten akademischen Geheimniß von einem rücksichtslosen Beobachter belauscht. In dem neuen Jahrhundert hatte man draußen in der Welt nur solche Nachrichten über den göttinger Haushalt gedruckt bekommen, die von den Professoren selbst censirt waren, also Nachrichten über Ehrenbezeugungen, Ordensverleihungen, Versammlungen der Societäten der Wissenschaften und Selbstrecensionen. Jetzt auf einmal sprach Jemand, der sich durch den Heiligenschein der Gelehrsamkeit nicht hatte bestechen lassen und Grund fand, ihre Orakel zu bezweifeln. Heine's Art und Weise, wie er die Herren behandelte, ist nicht überall zu billigen. Aber sein dichterisches Talent stand mit dem Zeitgeist im Bunde: er traf wirklich den wunden Fleck und der Beifall der Freigesinnten und der Haß der Akademiker sprach gleich stark für ihn. Sein Buch wurde in Göttingen verboten und das Verbot dauert für Leihbibliotheken noch; desto mehr wurde es aber gelesen und es hat in der That einen nachdrücklichen Sieg erfochten. Die hiesige Hochgelahrtheit büßte ihre Infallibilität in den Augen der Menschen ein und die studirende Jugend fing an, nicht mehr nach alter

Digitized by Google

Tradition ihre Lehrer zu wählen, sondern mit Prüfung und Urtheil die Vorlesungen zu besuchen und sich den jüngeren Professoren zuzuwenden.

Um diese Zeit waren nämlich wirklich viele neue Kräfte gewonnen. Lücke, Dahlmann, Wendt, Ewald, Albrecht wurden berufen und Otfried Müller, der schon 1821 als sehr junger Mann aufgetreten war und jetzt Einfluß zu gewinnen anfing, rüttelte beträchtlich an der alten Hofraths-Etikette und weckte mit seinem rüstigen Wesen einen höchst muntern, sogar frischen Ton unter seinen Altersgenossen. Man nannte sich selbst das junge Göttingen; man war sogar keck und humoristisch genug, um in einer Gesellschaft der „Ungründlichen" zusammenzutreten und diejenigen, welche sich bei einer oberflächlichen Betrachtung gern Hoffnungen hingaben, meinten, es sei für Göttingen eine neue Zeit angebrochen. Allerdings regte sich im übrigen Deutschland der Gedanke der neuen Zeit zu energisch, als daß man sich in Göttingen dagegen hätte absperren können. Im Ganzen jedoch ging die hier sich äußernde lebendigere Bewegung aus einem gewissen Dilettantenthum hervor, das man der Gegenwart nicht versagen zu dürfen glaubte. Die hier versammelten jüngeren Männer waren den Ideen, welche sich immer mehr in den Vordergrund des Bewußtseins drängten, nicht abgeneigt; aber sie stellten sich doch vornehm dagegen; sie gaben ihnen hier und da nach, nahmen sich ihrer aber nie energisch an und keineswegs wollte man sich ihrem Dienste weihen. Man war auf dem richtigen Wege, drang aber nicht zum Princip durch, das den verschiedenen wissenschaftlichen Bestrebungen die Einheit gegeben haben würde, und deshalb riß gar zu oft ein Schwebeln und Schwanken im sogenannten Denken und Forschen ein, worunter das Ziel sehr bald aus dem Gesichtskreise verloren ging. Mit einem

Wort, man ergab sich einem juste milieu der Wissenschaft und während alle reine Wissenschaft radical ist, nichts von allmäliger, langsamer, lavirender Annäherung an ein als wahr erkanntes Ziel weiß, sondern schnurstracks darauf losgeht, zog man sich hier auf die historische Voraussetzung zurück, ohne die Consequenzen zu ziehen und war nie im Stande, aus der Menge des Gewordenen die Gesetze des Werdens zu einem so unerbittlichen System zu entwickeln, daß die durch die ganze Menschheitsgeschichte einheitlich hindurchströmende Idee den Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft gefunden, also in der Gegenwart Boden gewonnen hätte. — Es fehlte die Philosophie, der Schöpfer und Wardein des Zeitgeistes. Außer einer ungenirten Geselligkeit hatten die hier zusammenhaltenden Theologen, Philologen, Juristen, Aesthetiker kein gemeinsam zu erstrebendes Ziel und es ist deshalb sehr leicht zu erklären, warum diese Gesellschaft der „Ungründlichen" in ihren Zusammenkünften an wissenschaftlichem Stoff für die Debatte Mangel litt und aus Unlust an der letzteren dann sehr bald zu der Interpretation eines Classikers griff. Es constituirte sich die angeblich sehr gründliche Latina, die Otfried Müller von Amts und Rechts wegen recht artig „tyranniſiren" durfte und von einer Verjüngung, wohl gar Wiedergeburt der Wissenschaft ist nicht weiter die Rede.

Die Julirevolution brach an und regte, wie in ganz Deutschland, so auch in Göttingen die Gemüther mächtig auf. Es kam hier zu den bekannten Unruhen von 1831, bei denen von Seiten der Universität außer den Studenten drei Privatdocenten, die Doctoren Rauschenplatt, Schuster und Ahrens betheiligt waren. Ob das durch die Censur in Hugo's Händen verstümmelte Manuscript über den deutschen Bund, von Ahrens verfaßt, die Veranlassung davon war, müssen die

celleſchen Acten ausweiſen; wir haben aber ſtarke Gründe zu vermuthen, daß die Urſachen tiefer lagen. Die Geſchichte jener Kataſtrophe gehört um ſo weniger hierher, als ſie zwar eine kurze Suspenſion der Univerſität, im Univerſitätsweſen aber nur eine ſpäter zum Bundestagsbeſchluß erhobene Verfügung wegen der Privatdocenten, ſtrengere Ueberwachung der Studenten und das immer ängſtlichere Auftreten der meiſten Profeſſoren bei öffentlichen Dingen hervorbrachte.

Neue Kräfte wurden im Verlauf der Zeit in den beiden Grimm, in Herbart gewonnen; aber die frühere orientaliſch-occidentaliſche Grandezza der Profeſſoren riß jetzt wieder mehr und mehr ein. Dahlmann gewann Einfluß in Hannover. In Göttingen ſelbſt aber ſah man in den Jahren 1832 und 33 mit Mitleid, wenn nicht mit Verachtung auf die freiburger Profeſſoren, auf Rotteck und Welcker, ſelbſt auf Mittermaier hin und dankte in der hannoverſchen Zeitung Gott, daß man nicht ſei, wie jene Leute. Erſt mit Gervinus kam ein Element umfaſſender, freier Wiſſenſchaftlichkeit auf die Univerſität, das vielleicht, wenn es hier hätte Wurzel faſſen können, eine radicale Regeneration zur Folge gehabt hätte; die Vorausſetzungen lagen wenigſtens in ihm. Unter Männern ſeiner Kraft und Geſinnung wäre Göttingen vielleicht wieder geworden, was es im Anfang war, ein Focus des deutſchen geiſtigen Lebens der Gegenwart. Das war und iſt Göttingen aber nicht mehr, weil es ſelbſt zwar noch immer das alte, die Zeit aber fortgeſchritten, eine neue iſt. Indeß wollen wir uns keinen ſanguiniſchen Conjecturen hingeben. Was kann ein Einzelner ausrichten, der im Weſentlichen doch darauf angewieſen iſt, mit der Vergangenheit die Gegenwart zu betreiben, wenn er von Männern nicht unterſtützt wird, die

unmittelbar auf dieſe angewieſen ſind. — Gleich nach ihm kam Ritter mit ſeiner ſalzloſen Philoſophie. —

Göttingen feierte ſein hundertjähriges Jubiläum: ein Feſt ohne tiefere Bedeutung, ohne Folgen. In jugendlichen Köpfen ſpukte zwar etwas von Begeiſterung für Wiſſenſchaftlichkeit, Freiheit und Poeſie, wie man es in Göttingen nicht gewohnt war. Carrière und Th. Craizenach befangen, neben den Heroen Göttingens, Alexander von Humboldt, Krauſe und H. Heine. Darüber wunderten ſich denn die Göttinger gar ſehr und klagten, daß man wohl würdigere Subjecte hätte finden können, z. B. Heeren, Conradi. Wie wenig verſtanden ſie die Jugend. Der Philologenverein datirt von da und der Talar der Profeſſoren, worin ſich keiner bewegen kann: übrigens war der Blick der Einſichtsvolleren ſchon auf andere Dinge gerichtet. Otfried Müller's Feſtrede war von allen, die gehalten wurden, die beziehungreichſte, weil ſie eine gedrungene Geſchichte der Univerſität gab und in einem Satze namentlich charakteriſirt ſie den Standpunkt der Univerſität in ihrer Totalität ſo ſchlagend, daß wir ihn herſetzen müſſen. „Facile concesserim, philosophiae eam formam, quae ex una quadam summa sententia omnem humanarum cogitationum ambitum suspendit, in hac Academia in universum minus placuisse, cum philosophi nostri plerique et ii certe, qui frequentia auditorum maxime celebrabantur, vel eclectica ratione e multorum placitis probabilia colligerent, vel communem sensum hominum in philosophando unice sequerentur. Atque ut longius hanc sentiam persequar, omnino id studiorum genus, quod proposita una quadam illustriori notione sive idea, vera fictave, juventutis animos convellit, occupat, devincit, et quasi ἐνθουσιῶντας secum aufert, in hac Academia minus quam in aliis nonnullis probatum est,

cum ei neque sobrietas illa judicii, multo et vitae et historiae usu subacta, neque ipsius juventutis φιλομάθεια, qua Gottinga semper excellebat, admodum faverent. At haec non dico, quod illud meditationum genus contemnam; imo etiam hoc Germaniae Academiis honori duco, quod eo tempore, quo philosophicae sectae maximo fervore inter se depugnabant, universitates extiterunt, in quibus tota fere juventus in partes discederet, et de placitis praeceptorum suorum juvenili ardore digladiaretur. Verum aliis alia conveniunt, et Georgiae Augustae puto, vel ignoscetur, vel etiam laudi dabitur, quod, quem cursum instituerat, eum constanter tenuerit.“ Wir überſetzen die Stelle. Müller geſteht alſo zu, daß man ſich in Göttingen einem philoſophiſchen Syſteme weniger geneigt gefühlt habe, welches den geſammten Kreis des menſchlichen Denkens aus einem höchſten Princip ableitet. Die meiſten hieſigen Philoſophen und beſonders die, welche die meiſten Zuhörer fanden, ſammelten als Eklektiker aus den Anſichten Vieler (e multorum placitis) das ihnen Genehme oder folgten lediglich in ihrem Philoſophiren dem geſunden Menſchenverſtande. Ja, um etwas näher auf dieſen Punkt einzugehen, fährt Müller fort, man liebte überhaupt die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen (id studiorum genus), welche auf eine einzige wahre oder hypothetiſch geſetzte höhere Idee baſirt ſind und die die jugendlichen Geiſter ergreifen, feſſeln, gänzlich einnehmen und in Enthuſiasmus mit ſich fortreißen, auf dieſer Akademie weniger, als auf manchen andern; weil ihnen (den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen) weder jene Nüchternheit (sobrietas) des Urtheils, die im Dienſt des Lebens und der Geſchichte erlangt wird, noch die Lernbegierde (φιλομάθεια), wodurch ſich Göttingen immer auszeichnete, ſonderlich günſtig waren. Ich ſage das indeß nicht,

fährt der Redner fort, aus Verachtung gegen jene Art des Nachdenkens (meditationum genus); nein ich rechne auch das den deutschen Akademieen zur Ehre an, daß damals, als die philosophischen Parteien (sectae) im heftigsten Kampf begriffen waren, Universitäten da waren, auf denen fast die ganze Jugend Partei nahm und mit jugendlichem Eifer über die Ansichten (placita) ihrer Lehrer abstritt. Aber dem Einen steht dies, dem Anderen das an und ich meine, man wird es der Georgia Augusta verzeihen oder sie vielmehr deshalb loben, daß sie die Richtung, welche sie einmal eingeschlagen hatte, unverdrossen einhielt.

Ganz abgesehen davon, daß wenigstens Herbart und Bohtz gegen diesen Vorwurf des Eklekticismus hätten protestiren müssen: trifft Müller in seinem nur Latinität, nicht Gedanken erstrebenden Latein die Meinung der Göttinger vollkommen, welche die Grundbegriffe, worauf es ankommt, wenn man über heutige Philosophie redet, nicht ermessen. Er spricht vom Philosophiren, nicht von der Philosophie und hat keine Ahnung von dem Wissenschaftsbau, wie ihn Spinoza, Schelling, Krause, Hegel mit umfassendem Geiste nachgewiesen, wie ihn die Geschichte der Menschheit, dem Einzelnen unbewußt, aufgeführt hat, wie er jetzt mit Bewußtsein des Einzelnen weiter gefördert werden soll. Man sieht in Göttingen nicht ein, daß das Reich der Wissenschaft ein einziger großer Bau, ein Staat des Geistes sei, dessen Verfassung, wie jede Staatenverfassung, constitutionell sein müsse und nie stabil werden dürfe, um unter Anregung aller Kräfte die absolute Idee immer mehr in die Erscheinung treten zu lassen. Wir behaupten nicht, daß die Fachwissenschaften direct auf das Allgemeinmenschliche hinarbeiten sollen; sie sollen aber in der Abhängigkeit von der allgemeinen Wissenschaft des Lebens,

die das Leben in der Wiſſenſchaft und im Geiſte identificirt, zugleich ihr Gleichgewicht und ihre Locomotive finden.

Wie Göttingen ſie im Ganzen darin nicht gefunden hat, hoffen wir im Einzelnen zu zeigen.

1. Theologiſche Facultät.

Laſſen wir der theologiſchen Facultät den herkömmlichen Vortritt. Wir haben aber ſchon früher bemerkt, daß Göttingen von Anfang an hauptſächlich eine weltliche Univerſität war und daß die Theologen hier nie eine hierarchiſche Hegemonie ausübten. So iſt es auch geblieben und die übrigen Facultäten erhielten ſich in ihrer Selbſtſtändigkeit und bewieſen der Theologie wie der Kirche überhaupt immer mehr Indifferentismus. Natürlich; da die kirchlichen Inſtitutionen für das allgemeine Bewußtſein ſchon veraltet ſind und die wiſſenſchaftliche Widerlegung die den höheren Schichten der Geſellſchaft längſt herrſchende, nur noch nicht in das Detail eingegangene Meinung für ſich hat. Die göttingſchen Theologen halten nun zwar den ſogenannten Proteſtantismus, den halben feſt und eigentlicher Pietismus hat hier ſo wenig wie eigentlicher Sectengeiſt neben dem hiſtoriſchen Rationalismus publiciſtiſcher Wiſſenſchaft Wurzel faſſen können. Man kämpft gegen Alles, was innerhalb der Bibelgrenzen erſtarren will; behält aber, weil man aller Philoſophie abhold iſt, die Bibel als Papſt bei. Das Evangelium iſt für die hieſigen Theologen vor wie nach infallibel und die Widerſprüche, worin es mit der Naturphiloſophie, Metaphyſik und Philoſophie der Geſchichte ſteht und die Unzulänglichkeit deſſelben in ſo vielen gegenwärtig zur Sprache gekommenen Fragen kann ſie nicht irren. Daß Chriſtus ſelbſt die Menſchen vom Dogmatismus befreien, nicht Dogmen bringen wollte, will man nicht einſehen. Man

bornirt sich lieber selbst den Gesichtskreis mit theologischer Brille, als daß man die Jugend anleitete, keine Brille zu gebrauchen. Und die neueste wissenschaftliche Entwickelung wird als ketzerisch angefeindet, als wenn sie die Resultate des Christenthums läugnete, oder wegwürfe, da sie dieselben nur zu integrirenden, nicht dominirenden Theilen herabsetzen will. Man ergiebt sich aber lieber einem beständigen Schwanken, macht der Kritik und Philosophie einzelne Concessionen, nimmt sie zurück, legt, um den Anforderungen der Zeit einigermaßen zu genügen, Ideen der Gegenwart hinein, um sie heraus zu nehmen, damit man ja nicht in die Verlegenheit gerathe, sagen zu müssen: das ist eine neue Phase der menschlichen Entwicklung, ein neues Evangelium des Mensch werdenden Geistes.

Nun berücksichtigen wir gern, daß der Lehrer der Theologie eine doppelte Aufgabe hat. Er soll die Wissenschaft fördern und soll Volkslehrer bilden. So sehr beides auf einem und demselben Princip ruhen müßte, so macht doch die Unvollkommenheit des ganzen menschheitlichen Organismus noch manche Rücksicht auf diesem Gebiete nothwendig, der freilich immer mehr entgegengearbeitet werden muß, die aber vor der Hand nicht wegzudisputiren ist. Es ist nicht zu läugnen, daß in Göttingen immer Geistliche gebildet sind, die sich mit ihrer relativen Bildung des gedrücktesten Theils der Nation mit Liebe und Sorgfalt annahmen. Wenn ihnen auch in dogmatischer Hinsicht das ewige Wohl über das zeitliche ging (während die Zeit doch schon deshalb berechtigt ist, weil sie uns besitzt); wenn sie sich auch über den Begriff christlicher Freiheit nicht immer klar geworden waren, weil sie auf halbem Wege stehen blieben; so übten sie doch, weil sie in der Praxis die moralische Beziehung hauptsächlich fest hielten, stets einen auch diesseitig wohlthätigen Einfluß aus. Wenn die göttinger

Sorbonne aber meint, ein höheres wesentliches Moment der gegenwärtigen Geistesentwicklung zu sein und sich und ihre Auslegung der Bibel noch fortwährend zwischen Gott und die Menschheit stellen möchte, so muß sie mit allen Waffen, die der Wissenschaft zu Gebote stehen, mit Wachsamkeit und ohne Gebet in ihrem Sinn, bekämpft werden. Denn sie widerspricht damit der Religion der Freiheit, die die Weltgeschichte lehrt, aufs Entschiedenste.

Friedrich Lücke ist hier als Professor der neutestamentlichen Exegese zuerst zu nennen. Er kam Michaelis 1827 nach Göttingen; und liest auch Dogmatik, Ethik und Apologetik; in der Zeit, als Strauß den Brand in die Orthodoxie geworfen, ebenfalls Polemik, christliche Polemik, die aber, weil sie christlich und nicht philosophisch sein wollte, auf Apologetik hinauslief. Lücke ist, soweit die Philologie dazu hinreicht, Rationalist; im Uebrigen hält er sich in den Schranken der Orthodoxie. Er giebt zwar zu, daß die Kritik das Recht habe, auch die Sätze zu prüfen, welche man bisher als unbedenklich annahm, geht aber nicht tief genug in das Wesen der Kritik ein, um nicht von vorn herein in seinem gefühlgläubigen Instinct dagegen eingenommen zu bleiben. Er ruft zwar aus, die Losung der christlichen Theologie heißt vorwärts! schaut dessen ungeachtet aber nur rückwärts und bringt es nie zu der abgeschlossenen Selbstständigkeit, die die erste Bedingung des Fortschritts ist. Er hat keinen Begriff von Philosophie und weiß die Resultate der Forschung nie auf ein festes, unerschütterliches Princip zurückzuführen. Ohne subjective, wie objective letzte Entscheidungsgründe muß er sich beständig auf gut Glück, Beistand Gottes genannt, verlassen, läßt sich gar zu leicht durch die Bemerkung eines Zuhörers ins Schwanken bringen und bald könnte es mit dieser und

der Stelle bald diese und bald jene Bewandtniß haben. Das eine Wunder verwirft Lücke, das andere hegt er; während sie bei der Wurzel gefaßt alle fallen müßten. Und wenn er namentlich an der Auferstehung festhält und die Himmelfahrt fallen läßt, so bedenkt er nicht, daß die Mythe da consequenter ist, als er selbst. Ein Wunderbar Auferstandener würde nicht ohne außerordentliche Thaten und Worte und auf gewöhnliche profane Weise wieder sterben und er dürfte am wenigsten in der Wüste spurlos verschwinden, er müßte gen Himmel fahren. Außerdem hat Christus seine außerordentlichen welterschütternden Worte vor seiner Kreuzigung gesprochen; was ihm nachher in den Mund gelegt wird, trägt Alles das Gepräge schwacher apostolischer Ahnungen und Visionen. — Es charakterisirt Lücke ferner, wenn er seine Zuhörer warnt, daß sie, die sich täglich mit theologischen Studien befassen, das religiöse „Moment" doch deshalb ja nicht als ein gewöhnliches Studium betrachten, sondern immer mit heiliger Scheu herantreten möchten. Wer sein ganzes Leben als ein Leben im Geiste betrachtet, dem ist nichts gewöhnlich, er bedarf aber auch zu nichts erst besonderer Weihen. Lücke's Hauptwerk ist sein Commentar zum Johannes, vom philologischen Standpunkt aus eine fleißige Arbeit und nicht ohne Werth, indem darin das Sprachliche einer genauen Sichtung unterzogen ist und die verschiedenartigsten Interpretationen darin zur Sprache kommen. Daß das Evangelium vom Apostel Johannes herrühre, hält Lücke natürlich fest. Seine Vorlesungen über Dogmatik sind mehr Dogmengeschichte, als Dogmenkritik. Seine Ethik fällt in das Gebiet jenes sentimentalen Wohlwollens, das zwar entfernt von überschwänglicher Schwärmerei für Menschenwohl und Seelenheil, aber doch auch ohne die geringste Anregung ist, die Kraft des Geistes zu gebrau-

chen und in einer klaren Weltanschauung sich bei den Leiden und Freuden des Daseins mit ganzer Seele zu betheiligen.

Gegen Strauß Leben Jesu hat Lücke noch nichts direct unternommen; er begnügte sich damit, sich mit einigen Büchern, die gegen dasselbe erschienen sind, einverstanden zu erklären. Was Lücke von der Straußschen Dogmatik hält, ist noch nicht bekannt geworden, es läßt sich aber denken. Wenn Lücke außerdem vorgiebt, sich bei den Ereignissen des Tags zu betheiligen, so geschieht es in der Weise, wie Frauenzimmer gelehrte Studien betreiben. Seine Theilnahme bleibt eine oberflächliche, dilettantische, ohne energische Tendenz und Consequenz und ohne den ernsten Wunsch, etwas durchzusetzen. Dazu fehlt ihm der Scharfblick und die Sicherheit des Urtheils. Als für die Juden-Emancipation einmal recht lebhaft in den deutschen Kammern gestritten wurde, erklärte sich Lücke dagegen, höchst naiv aus dem Grunde, um die Juden mit sanfter Gewalt zu zwingen, sich der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen. Ueberhaupt wird hier sein ganzes Streben von einer sonderbaren, nebelhaften Gemüthlichkeit getragen, von einer Pietät, die sich vielleicht nicht einmal selbst definiren könnte. Und aus solcher Pietät gingen seine Biograghie des Historikers Planck und seine Erinnerungen an Otfried Müller hervor, beides eher Erbauungsschriften, als historische Skizzen. Daß die Mäßigkeitsvereine, die Bibelgesellschaften, die Missionsvereine den christlichen Theologen in besonderen Anspruch nehmen, versteht sich von selbst. Doch kommen wir auf die letzteren besser bei Gieseler mit wenigen Worten zurück, der in der Angelegenheit geschrieben hat. Lücke's Privatcharakter ist voll Anspruchslosigkeit und Herzensgüte und gewiß achtungswerth. Nur als ihm 1831 und 1837 die Politik auf das Studirzimmer rückte, verlor er die Fassung.

Auch Gieſeler ſagt ausſchließlich a Jove, will ſagen a Christo principium; er kann ſich aus Mangel an Philoſophie nicht dazu entſchließen, das Chriſtenthum als eine nothwendige Conſequenz der Weltgeſchichte anzuſehn und haftet mit philologiſcher Engherzigkeit an ſeinem Beiwerk. Er kann der Authentie der chriſtlichen Urkunden auf hiſtoriſch-kritiſchem Wege nichts entgegenſetzen und meint, man müſſe hiſtoriſche Facta, gegen die man nichts einwenden könne, poſitiv annehmen. Er irrt aber, abgeſehen davon, daß die Authentie keineswegs feſtſteht, wenn er meint, mit der Auffaſſung von Vorgängen die Vorgänge ſogleich ſelbſt zu haben und bei dem Bericht über ſogenannte Wunder ſich derſelben Kriterien bedienen zu können, als wenn der Alpenübergang des Hannibal ermittelt werden ſoll. Indeß iſt noch die relativ meiſte Klarheit in ihm unter allen göttinger Theologen, indem er wenigſtens die Chriſtuslehre ſelbſt in der Reinheit aufgefaßt, daß ſie eine befreiende Kraft iſt, die den Menſchen zu einem neuen geiſtigen Können geführt hat, und er läßt, wie es ſcheint, ſchon die Zurückführung auf eine Paradieſesunſchuld aus dem Spiele. Stände die geſammte Theologie nur erſt auf dieſem Punkte, ſo würde es leicht ſein, ſie auch den letzten Schranken, die dem freien Fluſſe alles Denkens entgegenſtehen, zu entheben. — Gieſeler's Hauptfach iſt bekanntlich die Kirchenhiſtorie, und darin iſt er reiner Pragmatiker. In ſeiner allgemeinen Kirchengeſchichte, die bis in die Zeit der Reformation vorgeſchritten iſt, erſcheint er nur als Geſchichtsforſcher, keineswegs als Geſchichtsſchreiber. Das Buch iſt mit ungemeinem Aufwande von Quellenkunde geſchrieben, ergeht ſich faſt lediglich darin, während der Text, der die Menge der Anmerkungen zuſammenhält, höchſt dürftig bleibt. Gieſeler hat dabei die Abſicht gehabt, denen, welchen die Quellen ſelbſt unzugänglich ſind,

eine Einsicht in dieselben zu verschaffen. Aber, fragen wir, wenn Jemand an die Quellen herantreten will, nützt es ihm da, Auszüge daraus mitgetheilt zu finden, die doch immer höchst mangelhaft bleiben und bei aller Sorgfalt, womit sie gewählt sein mögen, doch stets nach dem Gutdünken eines Einzelnen zusammengestellt sind? Wir meinen, der Geschichtsforscher muß stets an die Quellen selbst treten; der Geschichtschreiber auch; für alle Uebrigen bleibt ein solches Werk nur eine philologische Uebung, die bei der Aufmerksamkeit, welche die Sprache verlangt, den Gedanken wenig auf die Sache richten wird. Da wäre es besser gewesen, zu der Forschung sogleich die Geschichtschreibung hinzuzufügen, die aus dem Ganzen ein abgerundetes Kunstwerk gemacht und dadurch beigetragen hätte, in weiterem, über den Fachgelehrten hinausgehendem Kreise die Gegenwart auf die Höhe des Protestantismus hinauszubringen. — Gieseler betrachtet die Kirche mit Recht als einen historisch gegebenen, individuellen Begriff, der auf philosophischem Wege nicht verallgemeinert werden darf. Die christliche Kirche ist ihm eine religiös-moralische Gesellschaft, welche durch den gemeinsamen Glauben an Christus unter sich verbunden ist, in ihrem Gesammtleben das von Christus verkündigte Reich Gottes darzustellen sucht, dasselbe einst verwirklicht zu sehen hofft und sich auf die Theilnahme an demselben würdig vorzubereiten strebt. Keine einzelne Kirche ist ihm das vollkommene Nachbild des gemeinsamen Ideals; doch will er auch keiner einzelnen Kirche, sofern sie noch das Evangelium als ihre Grundlage anerkennt, den Namen einer christlichen Kirche ganz absprechen. Nehmen wir hinzu, daß Gieseler die verschiedenen Kirchengesellschaften nicht nach ihrem äußern Zusammenhange mit dem Urchristenthume, sondern nach ihrem Zusammenhange mit dem Evangelium

beurtheilt, so haben wir etwa Gieseler's Standpunkt. Was der historisch gegebene Begriff der Kirche sei, giebt er oben; der Kritik dieses Begriffs enthält er sich. Verallgemeinert darf er von der Philosophie allerdings nicht werden: wohl aber dürfte er von ihr als ein solcher bezeichnet werden, der trotz dem, daß er sich auf ein Ideal und die Zukunft beruft und eine Gesellschaft im Auge hat, die nicht kleiner ist als die Menschheit, doch eben weil sie nur eine Vorbereitung, nicht ein Sein in der Gegenwart zur Hauptsache macht, von einem andern Begriffe, der Realismus und Idealismus inniger verschmelzt, verdrängt werden wird. — Gieseler's Vorlesungen über Kirchengeschichte verarbeiten nun seine im obigen Werke niedergelegten Quellenforschungen zu einem gleichmäßigen Ganzen und der Zuhörer bekommt in drei Semestern eine gedrungene Uebersicht über das gesammte kirchengeschichtliche Gebiet. Aber es ist eine Arbeit, Zuhörer zu sein. Die Vorlesungen sind unsäglich trocken, sie gehören zu den trockensten auf der ganzen Universität und haben in ihrer ewigen Monotonie etwas wahrhaft Ermüdendes. Es liegt zum Theil am Gegenstande; auf keinem Gegenstande des menschlichen Wissens ruht ein so dumpfer ängstlicher Druck. Die erste Ausbreitung des Christenthums und die Reformation abgerechnet, enthält die Kirchengeschichte ein trübes Gewebe von dogmatischen Streitigkeiten, pfäffischer Herrschsucht und Betrug; Fanatismus, Selbstquälerei und geistige Knechtschaft haben den Geist um nichts gefördert. Wenn aber da die Darstellung Thatsache auf Thatsache häuft und mit schreckenerregender Ausdauer diese trostlosen Entwicklungen ohne den erleichternden Gedanken verfolgt, daß wir das Alles überwunden haben, um mit desto größerer Frische und Freudigkeit die Geistesfreiheit zu fördern, so ist es kein Wunder, wenn selbst die Theologen diese Vor-

leſungen nur aus examengewärtigem Pflichtgefühl beſuchen. Selbſt die Reformation, dieſer erſte Act der das Auge wieder aufſchlagenden Menſchheit erſtickt in der Maſſenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des herangezogenen Materials, das von keiner Philoſophie der Geſchichte, von keiner herzlichen Theilnahme an der entfeſſelten, aufathmenden Kraft bewegt und belebt wird. Die Dogmengeſchichte, die Geſchichte des ſich von Gott entfremdenden Gedankens kann unter Gieſeler's Bearbeitung eben ſo wenig eine erfreuliche Phyſiognomie gewinnen. — Sein Buch über die cölniſche Angelegenheit (Irenäus) hat wenig Beachtung gefunden. Gegenwärtig iſt er in der Miſſionsangelegenheit gegen den Paſtor Petri in Hannover aufgetreten, da es allerdings an der theologiſchen Facultät war, hier ein Wort mitzuſprechen. Man giebt Gieſeler inſofern wenigſtens gern Recht, als ſich Petri dem wahrhaft katholiſchen Standpunkte vollkommen nähert und das altproteſtantiſche Glaubensbekenntniß und die ſymboliſchen Bücher befeſtigen möchte, während die göttinger Theologie nur die Bibel als einziges ſymboliſches Buch gelten laſſen will.

Der hamburger Miſſionsverein nämlich hat die Grundſätze der preußiſchen Union angenommen und weiſt ſeine Miſſionäre darauf an, die mit dem Chriſtenthum zu beglückenden Heiden nach der preußiſchen Weiſe das Abendmahl feiern zu laſſen. Dagegen tritt Petri auf und klagt den hamburger Miſſionsverein an, einen außerkirchlichen Standpunkt einzunehmen. Der Miſſionsverein ſei nach dem Kirchenrecht zu jenem Beſchluß nicht berechtigt geweſen. Die Miſſion müſſe in ſtrenger Abhängigkeit von der Kirche bleiben, müſſe ſtreng an den Gebräuchen ihrer Kirche feſthalten und dürfte lutheriſche und reformirte Satzung durchaus nicht vermiſchen. Dagegen vertheidigt Gieſeler unter dem Namen Irenäus die

Hamburger, indem er die von „dem frommen König von Preußen" angeregte Vereinigung zweier protestantischer Kirchen vollkommen billigt. Nach Petri giebt es außer der Kirche kein Christenthum. Auch alle theologische Wissenschaft ist nichts neben oder gar über der Kirche. Es ist eine Täuschung, wenn man die kirchliche Verantwortung ablehnt gegen die vor dem Herrn Christus. Selbst gegen die Ketzer darf man nicht blos mit dem unvermittelten Christenthum der Schrift streiten, sondern mit dem Dogma der einzelnen Kirche: Katholik, Reformirter, Lutheraner mit dem Dogma seiner Kirche. Gieseler dagegen fragt mit Grund: ob das protestantischer Geist sei? Er verlangt Freiheit in der Schriftforschung; nur bleibt er ein Gegner der freien Forschung über die Schrift. Das Wort Unglaube verflucht auch er. Und doch kann man ihm ebenfalls die Worte zur Beherzigung empfehlen, die er Petri zuruft: „Solche Glaubensansichten gleichen nur antiquirten Verordnungen, sie gleichen den falben Blättern, die dem grünen Laube Platz machen. Ist der nicht ein Thor, der die abgefallnen, verwelkten [oder abfallenden, verwelkenden] Blätter wieder an den frischen grünen Lebensbaum heften will?" Ganz dasselbe ruft die Philosophie der gesammten Theologie zu. Sie ist in Göttingen aufgeklärt genug, zu behaupten, daß der nach Wahrheit ringende Geist sich nicht vornehmen könne, den kirchlichen Glauben als ein schon feststehendes Resultat zu gewinnen. Und doch soll es mit dem Bibelglauben so gehalten werden? Da haben wir die Inconsequenz. Und wir behaupten auch Gieseler gegenüber, daß alles theologische Denken noch keineswegs das wahre Denken ist, so lange es nicht die Wahrheit der Bibel so gut wie jede andere Wahrheit in den ewigen Proceß des in das Bereich des Gedankens tretenden Geistes aufgehen läßt. —

Zu erwähnen bleibt nur noch Gieseler's praktisches Talent, das ihn zu einem der tüchtigsten Geschäftsleute der Universität macht. Regiert wird freilich auch hier viel zu viel: das Regieren und Rechthaben ist eine gar zu verführerische Sache. Indeß war Gieseler's Prorectorat noch immer ein sehr humanes und umsichtiges. Es wechselte dieses Amt deshalb in der letzten Zeit fast ausschließlich zwischen ihm und Dahlmann und Bergmann. Und so war denn Gieseler zu gleicher Zeit einmal außer dem Consistorialrath und Professor und Doctor der Theologie und Philosophie Prorector, Decan der theologischen Facultät, Meister vom Stuhl, Bürgervorsteher, Waisenhauscurator, Freitischinspector! In der politischen Frage stand er anfangs auf der Seite der Opposition. Nach Anwesenheit Sr. Excellenz des Staatsministers von Strahlenheim in Göttingen im September 1839 hat er sich indeß nicht wieder vernehmen lassen.

Von den übrigen Theologen Göttingens läßt sich in der That wenig sagen. Sie stehen sämmtlich auf orthodoxem Standpunkte, nur mit philologischen Mitteln die Wissenschaft fördern wollend. Reiche liest hauptsächlich Einleitung in das neue Testament, wo er sich über die Dinte, mit welcher die Apostel schrieben, ziemlich weitläuftig ausläßt und alle Zweifel an der Authentie der kanonischen Bücher glücklich beseitigt. — Liebner würde mit etwas mehr Phantasie begabt ein erbaulicher Kanzelredner sein; so geräth er zu leicht in ein hohles Pathos, das sich in trocknen Blumen und unfruchtbarer Breite ergeht. — Redepenning hatte gleich anfangs, als er herkam, Mißhelligkeiten mit den Studirenden, indem er sich wegwerfend über hiesige Professoren und Studenten geäußert hatte. Er sollte des Homileten Pott Stelle und die Ewald's als Orientalist zugleich ausfüllen. Wie es aber scheint, hat er

wegen Mangels an Zuhörern keine Gelegenheit dazu; litterarisch ist derselbe nur mit einer Registerarbeit aufgetreten; seine Predigten sind unbedeutend; der Correspondent des hamburger Unparteiischen, der ihn lobt, muß also ganz besondere Quellen für sein Urtheil gehabt haben, die dem Publicum nicht zu Gebote stehen. — Köllner hat mit seinem Commentar zum Römerbrief und seiner evangelischen Kirchenzeitungs-Richtung kein Glück gemacht. Dr. Holzhausen, ein alter Lutheraner, wie sie in Thüringen hausen, befürchtete kürzlich, die mit Strauß Einverstandenen würden noch nackt über die Straße wandeln. — In der jungen theologischen Baumschule, die von Lücke erzogen, beschnitten und oculirt und deshalb ohne alle Selbstständigkeit ist, hat sich bis jetzt noch Niemand ausgezeichnet. Alles Selbstständige und Heterodoxe weiß dieser aber fern zu halten.

Wir erwähnen nur noch den Dr. Rudolf Matthäi, einen theologischen Anachoreten, der allerdings mit vielen Kenntnissen und einer barocken Selbstständigkeit, ja Originalität an die Wissenschaft herantritt. Er macht gegen die übrige hiesige Theologie scharfe Opposition und greift mit einem dreisten Witz die Schwächen derselben rücksichtslos an. Im Jahre 1839 las er ein Collegium über die Fehler der neutestamentlichen Exegese, daß die Studenten als die Höllenmaschine bezeichneten, wo Matthäi die Rolle Fieschi's und Lücke die Louis Philipp's spielte. Matthäi übertrieb indeß offenbar so, daß die theologische Facultät das Collegium nicht mit Unrecht inhibirte. Matthäi selbst hat, das läßt sich nicht läugnen, einen gewissen Scharfsinn im Detail der Exegese; eine lebendige Phantasie unterstützt ihn dabei; nur verdirbt er Alles durch eine erstaunliche Verwirrung in den Principien. Abgesagter Feind der neuern Philosophie, mit der man ihn irr-

thümlich hat in Beziehung bringen wollen, nimmt er keinen Anstand zu gestehen, daß er Hegel und Strauß nicht gelesen habe, auch nicht lesen wolle. Er will „nur für wahr erkennen, was er für christlich erkennt und nur als christlich erkennen, was als christlich erwiesen ist.“ Nun schreibt er zwar eine „Auslegung des Evangeliums Johannes zur Reform der Auslegung desselben,“ worin er sich Olshausen etwas nähert, und spricht viel von Selbstbewußtsein des Subjects. Er unterscheidet aber in seiner Exegese beständig einen jüdischen Bewußtseinssinn und christlichen Bewußtseinssinn, als wenn der apostolische Schriftsteller, Christus selbst bei seiner Rede einen doppelten Sinn, einen für den Augenblick und einen für die Zukunft, in Gedanken gehabt hätten, was erst zu erweisen wäre. Der historische Christus ist ihm der absolute Menschheitserlöser, der Inbegriff aller Wahrheit und Schönheit. Sogar was der Zeit nach vor Christus Treffliches geschah und geschaffen wurde, ist für ihn schon christlich. Es fehlt nicht viel, daß er seinen Christus über seinen persönlichen „übersternischen“ Gott setzt; der fleischgewordene Gott ist er schon. — Das neueste Resultat dieser phantastischen Theologie ist ein Buch über „die Macht und Würde des Fürsten,“ eine Apotheose des Fürsten von Dr. Matthäi-christlichem Standpunkte. Es thut uns wegen des Fleißes, den der Verfasser auf die Arbeit gewandt hat, leid, daß dasselbe sowohl vom Standpunkte der reinen Christus- und Bibellehre überhaupt, als auch von der Philosophie gänzlich zu verwerfen ist. Matthäi hat, um das Werk, das er für zeitgemäß halten mochte, zu schreiben, Macchiavell und Rousseau, Montesquieu und Burke, Dahlmann und Haller und Stahl alle durch einander gelesen — um alle geschichtliche Entwicklung der Völker und alle geschichtliche Entwicklung des monarchischen Princips gänzlich

zu ignoriren. Abgesehen davon, daß er das alte Wahlreich des jüdischen Volks verkennt, wonach sich dasselbe auch zur Zeit Jesu noch zurücksehnte: er verkennt auch den nationenbefreundeten Sinn der Christuslehre und verdreht sogar die Aussprüche Jesu, die der Politik jener Zeit geradezu ausweichen, um einen schnöden Absolutismus zu predigen, der durchaus nicht gemildert wird durch einige Concessionen, die der Verfasser der Völkerfreiheit macht. Derselbe meint, Christus halte die Monarchie für die beste Staatsform, weil er davon spreche, von der Republik aber schweige. Den einfachen Satz: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, hält Matthäi für „ein Wunder der Rede Christi, daß die Erde nie seines Gleichen sah" und sieht gar nicht, daß die schwierige Frage, was denn eigentlich des Kaisers sei, auf eine feine Weise bei Seite geschoben ist. Matthäi hätte nur Tizian's Gemälde: der Zinsgroschen, ansehen sollen, das über die Bibelstelle den schönsten Aufschluß giebt, um diese richtig zu würdigen. — „Die rechte Klugheitsregel und wahre Sittenregel ist zu dulden und zu schweigen." War das der Fall, warum schweigt Matthäi selbst nicht? — „Das russische Volk ist aus frommem Gefühl, das deutsche mit gründlichem Verstande dem Herrscher unterthan." — „Der Fürst darf nicht sagen l'état c'est moi; wohl aber je suis l'état:" was unseres Bedünkens im Grunde dasselbe ist. — Aus Apostelgesch. 23, 5. „dem Herrscher deines Volks sollst du nicht schmähen," geht hervor, daß wir den Rang zu achten verpflichtet sind, auch wenn der ihn bekleidende ihn gar nicht achtet. — Gott will den Adel. Ursprung, Bedeutung (!), Erhaltung, Wirksamkeit des Adels bestätigt es, behauptet Matthäi; doch fehlen hier plötzlich die Bibelstellen. Wir schätzen den Adel, fährt er fort, während seiner Leistungen für die Völker, für die Bewahrung der Einheit zwischen Fürst

und Volk. Er ist die Stütze des Throns und die Stütze des Bürgerthums, Damm gegen die Aristokratie der Beamten und Reichen! — Das „Wir von Gottes Gnaden" ist Ausdruck der Demuth vor Gott und des Stolzes vor den Menschen. — Niemand hat für sich das Recht, von Gott einen Fürsten (nein!) oder einen gerechten Fürsten zu verlangen (wir meinen doch). — Der Aufschwung der heutigen Industrie, der Eisenbahnen, des Handels, den Matthäi Materialismus nennt, hat seinen Grund im Unglauben und Matthäi mußte ihrem Gedeihen consequent entgegenwirken. Doch genug der Proben! Wir würden nur, wenn uns Matthäi ganz besonders dazu aufforderte, auf das Buch ausführlicher zurückkommen. Uebrigens halten wir es für zu confus, und es beweist zu große Ignoranz in politischen Dingen, als daß es in der Praxis Schaden bringen könnte: habeat sibi.

2. Juristenfacultät.

Bergmann ist geheimer Justizrath, Regierungsbevollmächtiger, und daneben fast beständiger Prorector. Wäre mit seiner Gutmüthigkeit und seinem Wohlwollen nur etwas mehr Kraft und Entschiedenheit vereint, jede Universität müßte Göttingen um einen Regierungsbevollmächtigten der Art beneiden. Aber dem geschmeidigen, fast stereotyp freundlich lächelnden, sich bückenden und wendenden Regierungscommissarius sieht man es nicht mehr an, daß er einst Kraft und stolzes Selbstvertrauen genug hatte, wider König Hieronymus sich in eine gewisse Opposition zu setzen. Als Privatmann ohne jeglichen Tadel, achtungswerth, wohlthätig, wohlwollend und gefällig gegen Jedermann hat ihm seine Stellung während der Prüfungstage einen höchst zweideutigen Ruf verschafft. Es fehlt Bergmann energische Entschlossenheit und männliche Thatkraft.

„Möchte, dürfte, könnte" sind die drei Kategorieen, die ihn nie zum Handeln kommen lassen, wo es Noth thut. Nicht einmal als Lehrer oder als Prorector. Als jener sagt er nie, es ist so, sondern es möchte so sein. Als Prorector klingt aus seinem Munde ein consilium abeundi so freundlich, daß der Verurtheilte in Versuchung kommen sollte, sich aus Rührung geradezu die Relegation auszubitten. Er sucht seinem Ziel, selbst wenn dies das beste ist, selten auf geraden Wegen beizukommen, bloß weil er hie und da anzustoßen fürchtet; er schlägt keine Bitte geradezu ab, möchte er auch voraus wissen, daß er sie nicht erfüllen kann. Das muß denn wohl allgemeines Mißtrauen erwecken. Wie als Mensch, so als Jurist, namentlich als praktischer Jurist im Spruchcollegium. Bergmann repräsentirt den Billigkeitssinn gegen die elegante wie gegen die historische Interpretation; sein Gefühl entscheidet zuerst, danach müssen sich die Rechtsquellen fügen. Mit einer Fülle syllogistischer Feinheiten, und runder voller Beredsamkeit weiß er alle Ecken und Spitzen, die ein altes Fragment seinem Billigkeitsgefühle etwa entgegensetzen möchte, zu umgehen und seiner Meinung Eingang zu verschaffen. Er weiß zu diesem Zwecke mit einem reichen Vorrath von Kenntnissen, die er gerade aus wenig durchstöberten Winkeln der Jurisprudenz hervorgesucht, häufig zu überraschen und zu blenden. — Sein Prozeßpracticum und Relatorium sind Collegia, die nichts zu wünschen übrig lassen; seine Vorlesungen über die Theorie des Civil-Processes tragen dagegen den Charakter der Unbestimmtheit und haben wenig Eigenes. — Merkwürdiger Weise ist Bergmann viel klarer, wenn auch etwas breit, in seinen mündlichen Vorträgen, als in seinen Schriften. — Bergmann ist einer der thätigsten und beschäftigsten Menschen auf der Universität, denn nichts kann in Göttingen ohne ihn geschehen. Damit Bergmann

zeige, daß er auch gelehrt sei, hat er seit 1837 die Herausgabe eines alten Juristen begonnen. Welcher Nutzen der wissenschaftlichen Jurisprudenz unserer Tage daraus erwachsen solle, wissen wir nicht.

Ganz entgegengesetzten Charakters ist Mühlenbruch. Eigenwillig bis zum Eigensinne, Rigorist des strengen Rechts der aequitas gegenüber, ehrgeizig über das Maß eines akademischen Lehrers hinaus, reizbar durch eine Mücke. Seine schiefe Stellung zur Verfassungsfrage rührte theils von einer gänzlichen Unkenntniß der Sachlage (wie sie aus einer Correspondenz der Allg. A. Z. vom 8. Januar 1838 hervorblickte, die man allgemein Mühlenbruch zuschrieb), theils von einer gewissen Oppositionslust gegen einen Theil der Sieben und ihre Anhänger, vorzüglich aber wohl von ehrgeizigen Plänen her. Keineswegs war sie Folge eines natürlichen oder angebildeten Dienersinns. Mühlenbruch hat nichts von einem solchen königlichen Dienersinne. Er ist Despot, der ganz allein stehen und unumschränkt herrschen möchte. Doch er würde das Katheder jeden Augenblick mit der Stellung eines Geheimen Cabinetsraths oder Ministers vertauschen.

Bekanntlich ist es noch keinem gelungen, das ganze ungeheure Material des R. R. zu bewältigen und in ein organisches System zu bannen. Alle, mögen sie der sog. philosophischen oder der historischen Schule angehören, brauchen einen allgemeinen Theil, in welchen sie hineinbringen, was sonst nirgends passend scheint, alle folgen in der Hauptsache dem vom Heise construirten Schema. Mühlenbruch fehlt es als Systematiker an der klaren Durchschauung der höchsten Kategorieen und ihrer nothwendigen Gliederung. Er hat dafür einen scharfen construirenden Verstand, der dem eigentlichen Organismus des geschichtlichen Rechts in die feinsten

Abern nachzubringen vermag, und das zufällig Hinzugekommene, das den Organismus selbst verbergende Formelwesen geschickt absondert. Auch er hat zwar seinen Pandecten einen sog. allgemeinen Theil voranschicken müssen, aber er räumt diesem Theile keinen Platz im Systeme ein, er ist ihm nur eine allgemeine Rechts- und Geschäftstheorie und processualische Hülfslehre. Er sondert namentlich von diesem allgemeinen Theile die Lehre von der Persönlichkeit und stellt sie gleich Puchta an die Spitze des Systems. Puchta aber geht dabei schon von philosophischen Reflexionen aus, ihm ist es eben der Einzelwille, der in der Form des Rechts an der Sache erkennbar wird, dessen Inhalt aber noch das reine Recht der Persönlichkeit ist. Sein Schutz ist Schutz der Persönlichkeit, des Willens an sich. Daß Puchta hier ein Aeußeres, Schutz, mit dem innern Rechtsprincipe verwechsele, sieht Mühlenbruch zwar ein, was ihn jedoch zu gleicher Stellung bewogen, davon giebt er keine Rechenschaft. Zwischen die Lehre von der Persönlichkeit und das Eigenthumsrecht stellt er die Lehre vom Besitze, eigentlich dem Sachenrechte sie einverleibend, weil der Besitz unmittelbares Sachenrecht sei und als die faktische Grundlage einzelner dinglicher Rechte angesehen werden müsse. Dem Pfandrechte läßt er seine alte Stelle bei den Sachenrechten, definirt es aber als ein Forderungsrecht, wobei eine Sache als verpflichtetes Object erscheine (obligatio rei).

Wenn sich dagegen Thibaut und Mackeldey von der historischen Methode die Obligationen nach ihrem historischen Entstehungsgrunde einzutheilen nicht trennen konnten, so warf Mühlenbruch diese Eintheilung in pacta legitima, praetoria, obligationes ex variis causarum figuris u. s. w. als unbrauchbare Kategorieen bei Seite, und suchte aus dem

materiellen Charakter der Obligationen neue Kategorieen, die uns in der That eine ganz neue Einsicht in das Obligationen-Recht verschafft haben, mag man auch nicht ohne Grund tadeln, daß sie mehr breit und von der Oberfläche geschöpft, als tief sind. — Welche große Scharfheit des Denkens bei dem Detail des Rechts Mühlenbruch zusteht, davon giebt seine Lehre von der Cession der Forderungsrechte den besten Beweis. Seine Fortsetzung des Glückschen Pandecten-Commentars ist von allen wässerigen Theilen befreit, die bei Glück so überwiegend sind. Mühlenbruch ist offenbar der scharfsinnigste Lehrer der juristischen Facultät, für den juristischen Schüler immer anregend und weiterführend. Sein Vortrag ist durchaus ein freier und bewegt sich, von einem glücklichen Gedächtnisse unterstützt, schnell und in strenger Consequenz weiter. Wer über Unverständlichkeit seiner Vorträge klagt, hat sich selbst die Schuld beizumessen. Freilich erfordern dieselben schnelle Auffassungsgabe und beständiges Mitdenken, man kann nicht halb schlafend nachschreiben, wie einst bei Göschen. Es kommt freilich auch vor, daß Mühlenbruch in der Eile, womit er sich weiter begeben will, unverständlich wird, daß sein Vortrag hapert und haspelt, doch ist dies selten.

Anton Bauer hat um die Förderung der Strafrechtswissenschaft unläugbares Verdienst. Schon das ist ein Wichtiges, daß er das Princip gereiniget, daß er die Strafe als eine Rechtsfolge des Unrechts, als eine Handlung der Gerechtigkeit ansieht und mit ihr keine fremden Zwecke verbindet. Doch scheint es beinah' ein unpraktischer, nur in Worten liegender Unterschied zu sein, der Bauer hier von Feuerbach trennt. Letzterer nämlich vindicirt der Strafe selbst einen Zweck, setzt diesen aber consequent nur in die Begründung der Wirksamkeit der gesetzlichen Drohungen, insofern ohne sie

dieſe Drohung leer ſein würde. (§. 16. des Feuerbachſchen Lehrb. Aufl. 11.) Allein der Unterſchied iſt doch ſcheidend, wenn auch Bauer leider nicht alle praktiſchen Conſequenzen aus demſelben verfolgt hat. Eben ſo hat Bauer mit juriſtiſchem Scharfſinn die Mängel der Feuerbachſchen Theorie von pſychiſchem Zwange zuerſt gründlich aufgedeckt, indem er zeigte, daß dieſer Zwang auf der Anſicht eines unfreien pſychiſchen Mechanismus beruhe und daß die Wirkſamkeit der Strafgeſetze ſehr beſchränkt ſein würde, wenn ſie allein die ſinnlichen Antriebe zur Läſion durch Furcht niederdrücken ſolle, zumal nicht alle ſtrafbaren Handlungen (z. B. culpoſe) aus ſinnlichen Antrieben entſpringen. Er machte mit Recht geltend, daß bei einem ſolchen Gemüthszuſtande, in dem Verbrechen begangen werden, kein Abwägen der Luſt und des Vortheils mit dem Strafübel ſtattfinde. Allein in der von Bauer nun ſelbſtaufgeſtellten Warnungstheorie ſind dieſe Mängel höchſtens bei Begründung der oberſten Principien vermieden. Im Uebrigen laborirt dieſelbe an allen Mängeln der Abſchreckungstheorie, und Mittermaier hat daher nicht ganz Unrecht, wenn er in ſeinen Vorleſungen ſagt, das Kind ſtamme von Feuerbach, Anton Bauer habe es nur neu getauft.

Namentlich geht auch Bauer von der falſchen Anſicht aus, die Strafe müſſe lediglich ein Uebel ſein, welches abſichtlich und als Uebel dem Verbrecher zugefügt werde, während doch die Strafe ſelbſt nur das Beſte des Verbrechers bezwecken ſollte, ſo daß es nur ſeine eigne Schuld und etwas Zufälliges iſt, wenn er zugleich die Strafe als ein Uebel empfindet. — Jedes begangene Verbrechen zeigt eigentlich ſchon die Unzuverläſſigkeit der Warnungstheorie, indem ja die Drohung und die Warnung nichts geholfen haben. Was ſoll alſo nun eine Anwendung der Drohung helfen? Wo giebt dieſe Theorie

auch nur einen approximativ zutreffenden Anhaltspunkt, die Art und den Grad der Strafe zu bestimmen? Ihr Element bleibt Furcht und Gewalt. Sie legt zwar eine Art Einwilligung des Gesetzübertreters und somit eine Willensfreiheit zu Grunde, indem sie sich auf das Zusammenbestehen der Warnung mit der rechtlichen Freiheit des Bedrohten stützt, allein das ist und bleibt Rechtsfiction. Denn wenn ein Strafgesetzgeber mit Draconischer Grausamkeit auf das unbedeutendste Vergehen den Tod setzte, so wäre diese Strafe eine gerechte, weil es in dem freien Willen des Uebertreters stand, die so mit Strafe verpönte Handlung zu unterlassen. —

Bauer's Lehrbuch des Strafrechts zeichnet sich übrigens durch klare und vollständige Begriffsbestimmungen, logische und übersichtliche Eintheilung aus. — Sein Lehrbuch des Strafprocesses dagegen giebt, wie die meisten Schriften über diesen Gegenstand, einen schlagenden Beweis von dem traurigen Zustande des Criminalprocesses in Deutschland. Wenn man sich zwischen diese Masse von Abtheilungen und Unterabtheilungen, von Classificationen und Definitionen begiebt, so glaubt man sich in ein weites ödes Gebäude versetzt mit tausend scheinbar wohlgeordneten Zugfenstern, durch welche der Wind der Willkür bläst, ein Gebäude ohne Grundlage, ohne Säulen, ohne innern Halt. Man kann im Einzelnen nicht verwerfen, wenn das ganze Bauwerk fehlerhaft ist. — Es ist nicht die Schuld eines einzelnen Lehrers, daß es so ist, aber wenn ein solcher den traurigen Zustand lobt, die offen vorliegenden Gebrechen mit bunten Lappen zu verdecken strebt, den freien Zustand anderer Völker verdächtigt, so ist dies zu tadeln. So aber Bauer. Ueber logischen Eintheilungen und Begriffsbestimmungen, über feinen Distinctionen und Interpretationen vergißt er die Habeascorpus-Acte, die Freiheit

und Selbstständigkeit des Bürgers. Fragt man nach Garantieen, so sind nirgend jene großen Grundsätze bürgerlicher Freiheit aufzufinden, deren sich unsere Vorfahren praktisch erfreuten und welche noch heut zu Tage mit unverkennbarer Vorliebe in England und Frankreich verehrt werden. Man verweiset uns dafür auf die guten und nothwendigen Eigenschaften des Criminalrichters „seine strenge Rechtlichkeit, Humanität, Selbstbeherrschung, praktische Menschenkenntniß, Kenntniß des Processes." Kurz Anton Bauer ist, wie sich dies in Göttingen eigentlich von selbst versteht, unbedingter Anhänger der geheimen Inquisitionsmarime. Er hat den Vorzügen derselben vor dem Anklageverfahren einen besondern Paragraphen gewidmet (§. 219). Es ist interessant, diese Vorzüge näher kennen zu lernen. „Sie (die Inquisition) entspricht dem Wesen der Strafjustiz als der selbstthätig waltenden Erhalterin der Rechtsordnung." Das klingt voll und schön, allein die Justiz soll nicht selbstthätig die Rechtsordnung erhalten, sondern über gestörte urtheilen und richten, nachdem sie Anklage und Vertheidigung gehört hat. „Sie befreit das Strafverfahren von einseitiger Richtung, indem sie die Erforschung der materiellen Wahrheit — das einzige Ziel desselben — darstellt." — Also das Anklageverfahren ist einseitig, weil dabei die drei Hauptpersonen des Processes, Ankläger, Angeschuldigter und Richter, jede nur eine Seite der Thätigkeit entwickeln, anklagen, vertheidigen und richten; wogegen die über alle menschlichen Unvollkommenheiten und Einseitigkeiten erhabene Person des Inquisitors zum großen Frommen der Gerechtigkeit, Alles auf das Vortrefflichste in sich vereint. „Gegen die Besorgnisse eines nachtheiligen Einflusses der Einseitigkeit (also doch eine Besorgniß!) oder der Willkür des Untersuchungsrichters schützen theils die Formen des Verfahrens,

theils die strenge Aufsicht und Leitung der zur sorgfältigen Prüfung der Instruction verpflichteten erkennenden Gerichte." Die Erfahrung beweiset aber, daß die strenge Aufsicht der erkennenden Gerichte auf das Unvollkommenste gehandhabt wird, weil diese den Angeschuldigten weder sehen noch hören, in den Acten aber nur dann lesen, was ihm Leids widerfahren ist, wenn der Inquisitor es für gut befunden hat, sein Unrecht zu notiren. Eben so lobt Bauer die innere Oeffentlichkeit des deutschen Strafverfahrens vor der äußern Oeffentlichkeit der Franzosen Engländer und alten Deutschen. Diese innere Oeffentlichkeit besteht nach ihm aber darin, daß bei erheblichen Handlungen die Gerichtsbank mit den nothwendigen Personen besetzt sein muß, ferner im gehörigen Protocolliren, in der Vertheidigung, Acteneinsicht, Mittheilung der Urtheilsgründe u. s. w. Allein alle diese Handlungen geschehen in der verschlossenen und geheimen Gerichtsstube, der Vertheidiger darf nicht einmal ohne Beisein der Gerichtsperson den verhafteten Angeschuldigten sprechen, der Angeschuldigte ist bei dem Verhör der Zeugen nicht gegenwärtig. Doch dies nur andeutungsweise, um Bauer's Standpunkt zu bezeichnen. Die weitere Polemik gegen diese Principien gehört in ein anderes Gebiet. —

Als Mitglied zweier Spruchfacultäten während einer 41jährigen Thätigkeit hat Bauer mannichfache und reiche Erfahrungen gesammelt, auf die er bei jeder Gelegenheit wohlgefällig hinweiset. Daß er dabei nicht frei geblieben ist von der unwillkürlichen Neigung aller Richter, nach der Schuld eines Angeschuldigten zu suchen, nicht aber mit gleicher Liebe nach der Unschuld, wie er es doch selbst von dem Criminalrichter vor allen verlangt, daß er zu häufig nach dem künstlichen Beweise griff und durch seine juristische Dialektik glänzte, be-

weiſet die Verurtheilung des Tiſchler Wendt zu Roſtock. Dieſer wurde von Bauer und dem göttinger Spruchcollegium zum Tode durch Rad verurtheilt, in Heidelberg von der Inſtanz entbunden, in dritter Inſtanz gänzlich freigeſprochen. Auch ergab ſich durch ſpätere Geſtändniſſe des Schuldigen ſeine vollkommene Unſchuld. Wie würde man geſchrieen haben, wäre ein ähnlicher Fall bei der Jury vorgekommen, beruft man ſich doch noch immer auf Fonk, um dies Inſtitut zu verdächtigen, und haben ſogar preußiſche Geſchäftsleute an der Verurtheilung der Lafarge die Vortrefflichkeit des Inquiſitionsverfahrens vor der Jury zu beweiſen verſucht.

Als Lehrer entbehrt Bauer aller zum Selbſtdenken reizenden Fülle und Lebendigkeit, obgleich ſein äußerer Vortrag fließend genannt werden kann. Eine veraltete und ſtarre Logik, der es auf petitiones principii und circuli in argumentando nicht ankömmt, regt nicht an, ſondern ermüdet. Ueberzeugt, daß ſeine Schüler am ſicherſten haben, was ſie nachher auf das Bücherbret ſetzen können, verfehlt er nicht, ihnen ſorgfältig zu dictiren, daß man ſich zum Anlegen von Criminalacten beſchnittenen Papieres bedienen müſſe, weil ſich ſonſt zu leicht Staub hineinſetze. Die practiſchen Uebungen im Inquiſitionsverfahren, welche er anſtellt, ſind belehrend.

Bauer iſt ein geſuchter Advocat bei Privathändeln der Fürſten und weiß die Parteien zu überzeugen, daß jetzt wie ſonſt deutſche Proceſſe von wetzlarſcher Dauer ſind und deshalb ein Vergleich vorzuziehen ſei. Er, der den Entwurf zu dem hannoverſchen Strafgeſetz und Strafproceßcodex ausgearbeitet hat, iſt von der hannoverſchen Regierung vielfach zurückgeſetzt. Zuerſt dauerte es ſehr lange, bis er den Guelphenorden erhielt, dann waren alle ſeine Collegen zu Geheimen Juſtiz-Räthen ernannt, während er Hofrath blieb. Da legte

ſich die naſſauſche Regierung, die Bauer ſeit Sartorius' Tode vertritt, in's Mittel und ertheilte Bauer dieſen dort ſonſt unbekannten Titel. So hat Bauer, der auch Ritter des goldenen Löwen iſt, jetzt alle Würden und Ehren erlangt, deren ein göttingſcher Profeſſor theilhaftig werden mag, und geht in ſeinem hohen Alter noch mit Rüſtigkeit einher.

Albrecht wurde im Jahre 1830 von Eichhorn empfohlen aus Königsberg berufen. Er war bekannt durch eine Monographie: „über die Gewere," in welcher er ein gemeinſames Princip des geſammten deutſchen Sachenrechts gefunden zu haben glaubte, wie er in der Voigtei eine ähnliche Grundlage des Perſonenrechts andeutete. Es war dies nach deutſch-rechtlichen Principien und Kategorieen ſuchende Werk etwas Neues in der Litteratur des germaniſchen Rechts, welche man bisher nur durch immer größere Ausbeutung von Einzelheiten aus Statuten und alten Rechtsbüchern fördern zu können geglaubt hatte. Das Werk hat daher viel Anerkennung gefunden, obgleich man dem Verfaſſer von anderer Seite auch Mangel an durchdringender Gelehrſamkeit vorwarf. In der That hat Albrecht ſpäter einige ſeiner Anſichten zurückgenommen.

Albrecht war als Lehrer des Staatsrechts, deutſchen Privatrechts, des Kirchenrechts und der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte berufen. Er iſt mehr ſcharfſinnig als gelehrt. Seine Hauptſorce beſteht darin, in kurzen ſcharfen Umriſſen ein lebensvolles Bild der verſchiedenen Rechtsinſtitute zu geben und dieſe ſelbſt organiſch aneinander zu reihen, wobei er ſich einer ſehr pretiöſen Sprache bedient. Es war ſeine Manier nicht, die Zuhörer tief in den Stoff der vorhin genannten Rechtsdisciplinen einzuführen, ſie mit Material zu überſchütten, jede kleinſte unweſentliche Controverſe mit ängſtlicher Genauigkeit zu behandeln. Ja, wenn Albrecht ſich auf der einen

Seite freihielt von jener Unsitte der meisten seiner göttinger Collegen, mit todter Gelehrsamkeit zu prunken, so war auf der andern zu bedauern, daß er fast nur den Geist der Sache mittheilte. Dies ging so weit, daß er es sogar verschmähte, die Zuhörer auf die bezüglichen Gesetzesstellen oder die Praxis hinzuweisen, geschweige denn mit der Litteratur irgend näher bekannt zu machen.

Für denkende Köpfe, welche nur angeregt sein wollen, um selbst weiter zu arbeiten, allerdings eine gute Methode, wie aber hinsichtlich der überall größern Klasse von Menschen des juste milieu? Was aber in der Hauptsache dagegen gesagt werden muß, ist, daß es Albrecht an der höhern Berechtigung zu dieser Methode fehlte, da er außerhalb jeder Philosophie stand. Albrecht's Vorträge waren daher eine mehr geistreich scheinende als wahrhaft geistreiche Einleitung in die Particularrechte; er betrachtete sie nur als Leitfaden, mit deren Hülfe sich der Zuhörer auf dem Gebiete seines Landesrechts orientiren möge. — Albrecht sah gern, daß man ihn zu der historischen Schule zähle, die Vornehmheit derselben, ihre Macht in Deutschland, hatten Etwas, das ihn anzog, obgleich er scharfsinnig genug war, jene Vertreter derselben sich nicht zum Vorbilde zu nehmen, welche das Historische selbst zum Zweck erheben. Seine mehr praktische Richtung ließ ihn das allein Wahre der historischen Schule herausfinden: die Geschichte nur als Mittel zum Verständniß der Gegenwart oder vielmehr des gegenwärtig bestehenden Rechts zu gebrauchen. Von Philosophie hielt Albrecht sich auch selbst beim Vortrage des Staatsrechts durchaus fern. Sein allgemeiner Theil des Staatsrechts beschäftigt sich nur mit der Analysis des Begriffs „Staat" und diesem Begriffe gab er eine rein empirische Grundlage. Seine publicistischen Ansichten sind oft verketzert worden,

indem man ihm Absolutismus und Servilismus im Geiste des berliner politischen Wochenblatts vorwarf. Mochte er den innersten Drang der Gegenwart nicht ganz verstehen, mochte er, der Preuße, keine besondere Vorliebe für freiheitliche Institutionen haben, zu jenen verächtlichen Reactionären gehörte er nie. Seine Schritte für das Staats-Grundgesetz zeigen dies. Er hat sein Handeln mit seiner Lehre in Uebereinstimmung gebracht, hat sich als Mann bewährt. Das ist unendlich viel in unseren männerarmen Tagen.

Man würde aber irren, wenn man Albrecht dieses Schrittes halber für einen Helden des Liberalismus hielte. Hätte sich ihm irgend ein juristischer Ausweg gezeigt, das Patent vom 1. November zu rechtfertigen, er hätte wahrlich dem Untergange des Staats-Grundgesetzes keine Thräne geweint, er hätte sich nicht aus der behaglichen Ruhe und Wohnlichkeit des göttinger Kreises entfernt.

Wenn Dahlmann das Staats-Grundgesetz von 1833 wie ein Vater sein liebes Kind vertheidigte, wenn die Grimm's und Ewald verletztes moralisches Gefühl, Eid, Gewissenspflicht trieb, so trieb Albrecht verletztes Rechtsgefühl. Eine in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassung sollte umgestoßen werden, mochte er sie lieben oder nicht, er mußte sie vertheidigen, bloß weil sie positives Recht war.

Kraut ist ein Schüler Eichhorn's und hat die gründlichsten Forschungen in den Quellen des deutschen Privatrechts gemacht, wie sein reichhaltiger und gelehrter Grundriß dazu beweiset. Ihm fehlt aber zum akademischen Lehrer ziemlich Alles, was wir bei Albrecht rühmen mußten. Sein Vortrag ist kalt und trocken, er überschwemmt die Zuhörer mit Material und Gelehrsamkeit, sich häufig selbst verirrend. Seine Vorlesungen über deutsches Privatrecht sind eben deshalb wegen

ihrer narkotischen Wirkungen unter den Studirenden sehr bekannt. Man sieht bei ihm, daß Gelehrsamkeit allein nicht hinreichend ist, einen tüchtigen akademischen Lehrer zu schaffen. Bei dem Verfassungsstreit hat Kraut ehrenwerthe Festigkeit bewiesen. —

Ribbentropp hat bei dem in der juristischen Litteratur anerkannten Werke über Correal-Obligationen das nonum prematur in annum gewissenhaft ausgehalten. Sollen wir das in unsern Tagen loben oder tadeln? Er gehört, wenn wir so sagen dürfen, der exegetisch dogmatischen Schule an, d. h. er stellt die Resultate seiner exegetischen Forschung dogmatisch zusammen. Er ist kein origineller Kopf, aber seine Vorträge über Institutionen und Pandekten sind als bequeme und zuverlässige Collegien beliebt.

In dem Verfassungsstreite hat Ribbentropp Muth und Consequenz gezeigt, obgleich er selbst und seine Familie materielle Verluste voraussehen mußten.

Ob Professor Zachariä als Lehrer des Criminalrechts eine Zukunft habe, ist noch nicht zu entscheiden, er hat sich bisher zu phlegmatisch gezeigt, es fehlt ihm der Jugendeifer, welcher allein kühne Schritte thun läßt. Das vorhandene Material in Beziehung auf Quellen und Litteratur fleißig durchzuarbeiten, wie er es unstreitig gethan hat, genügt den Anforderungen unserer Zeit nicht mehr. Sie will das Veraltete und Untaugliche kühn angegriffen sehen, sie verlangt Talent für die Reform. In neuester Zeit hat sich Zachariä viel mit deutschem Staatsrecht beschäftigt. Der erste, das Verfassungsrecht der deutschen Bundesstaaten umfassende Theil zeichnet sich vor Klüber u. A. durch strenge Absonderung alles in die Politik Einschlagenden aus, bietet aber sonst nichts Neues. Zachariä befolgt die historische Methode, die gege-

benen Rechtsverhältnisse bis zu ihren historischen Anfängen und Grundlagen zu verfolgen, womit er denn neben den Vortheilen auch alle Mängel dieser Methode sich aneignet, Ueberhäufung von Material, eine förmlich prunkende Gelehrsamkeit und Citirsucht. Wo die Grundlagen des heutigen Staatsrechts aber von den früheren so gänzlich verschieden sind, wie Staatsrecht und Privatrecht überhaupt, da führt ein solches Zurückgehen zu gänzlich unnützen historischen Untersuchungen, die weder zur Erklärung noch Feststellung des Bestehenden beitragen, z. B. bei der Lehre von der Regentschaft. Eine durchgehende Polemik gegen die leichtfertigen und verkehrten Behauptungen Maurenbrecher's ist zu loben, wie überhaupt ein jedem Despotismus abgeneigter Sinn, der mit Moser und Andern negativen Widerstand zuläßt, wenn gegen Gottes Gebot oder gegen den Staatszweck und die feststehende Verfassung selbst gehandelt werden soll. Das Werk verräth ein sehr fleißiges Studium.

Zachariä gehört, durch kindliche Pietät vielleicht gehemmt, zu den stillen Anhängern des hannoverschen Rechts.

Thöl, einer der jüngsten Professoren, hat den glücklichen Einfall gehabt, ein Civil-Practicum zu halten, und gewußt, das Interesse seiner zahlreichen Zuhörer dauernd zu fesseln. Seine Vorlesungen über deutsches Privatrecht entbehren der Feinheit und Eleganz Albrecht's, sind aber mehr auf das Praktische gerichtet. Seine eigenen Forschungen haben das Handelsrecht zum Gegenstande, doch ist sein Handbuch darüber noch nicht vollständig erschienen. Er gehört zu den sechs Nachprotestirenden.

Die Zahl der juristischen Privatdocenten ist sehr groß, doch da die größere Anzahl ihre Thätigkeit auf Examinatorien beschränkt, brauchen wir nur folgende zu erwähnen:

Meno Valett hat durch mehrfache civilistische Abhandlungen, namentlich durch ein sehr ausführliches Lehrbuch der Pandekten seinen Beruf als Gelehrter dargethan, ist aber dennoch seit 1818 Privatdocent geblieben. Eine lebendige Warnung für alle die, welche ohne Connexion in Hannover oder ohne Geschmeidigkeit in die hier dominirenden Thatsachen und Persönlichkeiten eine akademische Carriere zu machen gedenken. Wenn Valett unter den Anschlagszettel seiner Vorlesungen das Vidi des zeitigen Decans einholen muß, so mag er öfter an seine Theilnahme an den Befreiungskriegen gedacht haben, die uns nicht einmal von dem gelehrten Zunftwesen zu befreien vermocht haben.

Dr. Grefe hat über hannoversches Privatrecht eine sehr gründliche und mühsame Arbeit geliefert, das Anrecht, welches er dadurch auf eine Professur erlangt, aber wohl dadurch verloren, daß er als Advokat ein Mandat der Sieben übernommen. In den loco dictaturae gedruckten Protokollen der hohen deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1840 (Sitzung 28, Beil. 2. zu §. 326.) haben wir ungern Grefe's Namen auf eine solche Weise erwähnt gesehen. Freilich kann einem ohnehin so ängstlichen und penibeln Mann, wie Grefe'n, der §. 6. der Lex 5. C. ad L. Jul. maj. wohl vorsichtig machen, namentlich nachdem das Beispiel Jordan's gezeigt hat, daß die Mittermaiersche Beseitigung des grausamen „conscius" in der Praxis noch nicht hat durchdringen können. Allein wenn nur im eignen Busen der Verräther schlummern kann, so soll ein Ehrenmann nicht denunciiren.

Dr. Benfey läßt sich häufig in der Hallischen Litteratur-Zeitung durch Recensionen vernehmen, die tiefe Kenntnisse verrathen. — Vorlesungen hält er nicht.

Dr. Erxleben, der Herausgeber von Göschen's Nachlaß,

hat einen Ruf als Professor nach Bern angenommen, obgleich er für das göttinger Element geboren schien und Viele schon jetzt den Geheimen Ober-Justizrath auf seiner Stirn lesen wollten.

Dr. Planck hat sich sehr schnell den Beifall der Studirenden erworben; ob er ihn zu erhalten weiß, muß die Zukunft lehren.

Dr. Unger ist seit Kurzem mit einem sehr gelehrten Werke über die altdeutsche Gerichtsverfassung hervorgetreten. Wir befürchten, daß seine große Gelehrsamkeit seiner Wirkung als Lehrer eher hinderlich als förderlich sein möchte. Die Erforschung der altgermanischen Rechtsverhältnisse und des Gerichtsverfahrens ist gewiß sehr lobenswerth, nur muß es nicht bloß als Philologie dastehen, sondern die Brücke zum Leben zu bauen suchen, und der Zeit, die nach Oeffentlichkeit in dem Gerichtsverfahren drängt, hülfreiche Hand bieten.

Dr. Wolf ist sehr unternehmend aufgetreten und hat eine Concurrenz mit anerkannten Lehrern nicht gescheut. Die alten Herren haben es ihm sehr übel genommen, daß er deutsches Privatrecht sechsstündig läse, während sie selbst es zwölfstündig vortragen, und ihm dies verboten. Wir meinen, darin dürfe eine Beschränkung der Lehrfreiheit nicht stattfinden. Auch hat man dem Dr. Wolf verboten, ein Proceß-Practicum und ein Relatorium zu lesen, wie es heißt, auf Grund alter Verordnungen. So scheint demselben hier kaum eine Zukunft zu blühen. Ob sein Werk über die mora von der Kritik anerkannt werde und ob überhaupt sein Selbstvertrauen tieferen Grund habe, muß die Zukunft lehren.

Dr. Wippermann hat erst einmal über deutsches Staatsrecht gelesen, wie es heißt, mit einigem Beifall.

3. Medicinische Facultät.

Was der heutigen Medicin fehle, darüber ist auch unser Glaubensbekenntniß in No. 7. und 8. der Hallischen Jahrbücher von diesem Jahre ausgesprochen. Theorie und Praxis haben nicht gleichen Schritt gehalten, die Praxis hat tausend Schritt voraus, allein es fehlt ihr das Selbstbewußtsein, sie handelt nicht in Folge eines vernünftigen Princips, sondern nach Gefühl, Gutdünken, praktischem Tact. Im ganzen Gebiete der Medicin zeigt sich Mangel an Einheit und organischem Zusammenhang. Seitdem die Begeisterung für Naturphilosophie und für begriffsmäßige Erfassung der Naturkräfte verschwunden ist, irrt die Medicin trostlos nach der verlorenen Braut suchend herum und ist jetzt bei dem Punkte angelangt, wo sie Alles durch Sehen zu zwingen vermeint. Mikroskopische Untersuchungen sind an der Tagesordnung, es giebt eine mikroskopische Anatomie, Physiologie, Ophthalmologie, Chemie u. s. w. — Die Gläser sind unendlich schärfer als unsere Vorfahren sie kannten, wir sehen mehr, viel mehr, aber wir sehen doch nicht den Kern der Dinge und es ist ein großer Irrthum, wenn wir über dem Sehen des Einzelsten das Suchen nach Einheit und Zusammenhang aufgeben, wenn wir damit das Wesen der Dinge erfaßt zu haben glauben. Wir tadeln mikroskopische Untersuchungen keineswegs, hoffen vielmehr, daß wir durch dieselben um eine große Menge Erfahrungen bereichert werden und von vielen Dingen eine vernünftige Ansicht bekommen, wie denn schon viel von dem, was die Naturphilosophen uns aus höheren Gründen deducirten, jetzt durch die aufs Aeußerste vervollkommnete Beobachtung bestätigt worden ist. Aber wir können nicht alles Heil von dort erwarten. Wir hoffen, daß der Standpunkt, auf

welchem die gegenwärtige Medicin fixirt ist, nur eine Uebergangsperiode sei, um aus den Beobachtungen des Einzelsten neue Stoffe für das Allgemeine zu gewinnen, und daß, wenn die Untersuchungen des Einzelnen weit genug gediehen sind, um sich über den Standpunkt bloßer Reflexion und Combination zu erheben, ein naturphilosophisches (nicht gerade in der alten Bedeutung) Genie die allgemeinen Gesetze der Natur und des Lebens aus einem höchsten Principe des Wissens entwickeln und in allen einzelnen Erscheinungen nachweisen werde. Die Medicin wird dahin streben und dahin kommen, wenn sie sich nicht mit Gewalt gegen jene Thatsache sträubt, daß jede Erfahrung ohne Philosophie und Speculation, wenn nicht precär, täuschend und verführend, doch todt ist.

Wir müssen es Göttingen zum Ruhme nachsagen, daß es keine Richtung der Medicin ausschließlich begünstiget hat, und wenn auch nicht der Zeit vorangegangen, doch immer nachgekommen und gleichen Schritt mit ihr gehalten hat. Wie dies im Einzelnen geschehen ist, wird bei Betrachtung der Repräsentanten der einzelnen Fächer und Richtungen klar werden.

Conrad Martin Langenbeck hatte in Jena studirt und promovirt, ist seit 1804 außerordentlicher, seit 1814 ordentlicher Professor und General-Chirurgus der hannoverschen Armee. Er war als solcher schon auf dem Schlachtfelde von Waterloo thätig.

Man kann wohl sagen, daß erst seit seiner Anstellung das Studium der Anatomie, noch mehr aber der Chirurgie in Göttingen als eine entschiedenere Richtung hervortrat und eigentlich bemerkenswerth geworden ist. Denn Richter las seine ganze Manualchirurgie in einem Semester 5 Stunden wöchentlich (für 2 Louisd'or). Er pflegte für jede Operation nur eine gerade

ihm beliebige Methode zu dictiren, während Langenbeck immer mehrere Methoden angiebt, ihre Vorzüge für den einen und andern Fall zeigt und ausführlich die Handhabung aller dazu nöthigen Instrumente demonstrirt, häufig selbst Hand anlegen läßt. Richter besaß zwar auch eine große Anzahl Instrumente, namentlich die meisten einst von Heister gebrauchten. Er zeigte solche aber nie vor, theils aus Bequemlichkeit, theils weil er scheute, sie in ihrem rostigen Zustande vorzulegen. Statt aller Instrumente bekamen die Zuhörer eine Abscess-Lanzette, und statt aller manuellen Demonstrationen nur die Art und Weise zu sehen, wie solche Lanzette durch die Haut zu führen sei, wie Richter dies gleich in der ersten Vorlesung an einem vorgehaltenen Blatte Papier zeigte.

Langenbeck's Vorlesungen sind dagegen unendlich reichhaltiger, so daß man nicht selten sogar darüber klagen hört, daß sie in eine Menge besonderer Abtheilungen für eben so viele Lehrcurse getrennt seien.

Was Langenbeck als chirurgischen Künstler anlangt, so kann er gewiß mit Recht den ersten europäischen Chirurgen an die Seite gesetzt werden. Die chirurgischen Operationen, z. B. Exstirpationen, vollzieht er mit einer ungemeinen Leichtigkeit und Schnelligkeit und mit dem einfachsten Instrumentenapparat. Allein seine Chirurgie ist, wie er selbst sie nennt, nur eine anatomia applicata ohne pathologische und physiologische Anatomie. — Die chirurgische Therapie ist von ihm sehr vereinfacht — allein dies Verdienst sinkt durch die einseitige Uebertreibung dieser Maxime. Kaltes Wasser und Salabarum sind die einzigen Mittel, die er anwendet. Die neuesten Operationen haben Langenbeck's Beifall sich nicht erwerben können, so hat er selbst noch keine einzige Schieloperation oder tenotomische gemacht.

Was Langenbeck als Anatom anlangt, so ist seine Geschicklichkeit auch hier staunenswerth. Er hat für die Osteologie die allerfeinsten Sachen und vieles Neue hervorgeholt, und die von ihm verfertigten Präparate können sich mit jeglichen der Welt messen. Durch Fleiß und Ordnungsliebe hat er ein anatomisches Cabinet geschaffen, das, durch die Arnemann'sche pathologisch-anatomische Sammlung und die Sammlung kranker Knochen von Wynpersse bereichert, in Deutschland, vielleicht Europa seines Gleichen sucht. Allein Langenbeck fehlt jede pathologische und physiologische Ansicht der Anatomie. Was er mit dem Messer nicht erreichen, was er nicht sehen und fühlen kann, existirt nicht für ihn. Er huldigt dem rohsten Materialismus und bekennt laut mit dem alten Hofmann: est igitur vita nihil aliud, quam motus sanguinis et humorum in circulum abiens — oder wie er sich häufig deutsch ausdrückt: „Meine Herren — Seele — was ist Seele? — Blut ist Seele."

Seine anatomischen Tafeln sind brillant und genau, aber überladen mit Ansichten. In seinem Vortrage ist Langenbeck nichts weniger als liebenswürdig, er gleicht eher einem auf offner Marktbude ausschreienden, sich selbst preisenden Charlatan, als einem ruhig docirenden akademischen Lehrer. Wir sind nicht geneigt, Lebhaftigkeit des Vortrags zu tadeln, allein Langenbeck's Lebhaftigkeit regt nicht an, macht nicht deutlich, sondern verwirrt. Die barbarischen Namen der Anatomie durchschneiden das Ohr, das Präparat wird auf der Hand vorgezeigt, allein mit dem: Meine Herren, hier sehen Sie! ist es auch abgethan. Ein deutliches Bild kann bei aller Fassungsgabe und Phantasie kaum bei dem Zuhörer zurückbleiben, und darauf kommt doch Alles an, denn mit dem Namen und der Situation reicht man wohl für das Examen, aber nicht für das Leben aus.

Wenn Langenbeck in seiner Anatomie an pathologische und physiologische Untersuchungen anknüpft, so zeigt sich, daß ihm sehr viel von dem, was in neueren Zeiten, besonders durch mikroskopische Untersuchungen, entdeckt ist, entweder unbekannt geblieben ist oder absichtlich von ihm ignorirt wird. Dagegen ist seine Anatomie eine gute Vorbereitung für die Chirurgie, und er zeigt den Nutzen der genauen Kenntniß der Theile des menschlichen Körpers oft durch launige Erzählungen von Operationen. Daß er seine Vorlesungen in Osteologie, Anatomie, Neurologie absondert und als verschiedene Collegien für hohen Preis liest, möchte bei der großen Ausdehnung dieser Wissenschaft kaum zu tadeln sein, eben so wenig, daß er von den Studiosen verlangt, daß sie diese Collegia doppelt hören. Allein daß er auch ein zweifaches Honorar fordert und erhält, weil wenigstens unter den Studirenden (zur Ehre Langenbeck's wollen wir hoffen, unbegründet) die Meinung verbreitet ist, daß, ohne diese Collegien zweimal bezahlt zu haben, an den ersten Grad im Doctoreramen nicht zu denken sei, ist für den weniger Bemittelten sehr hart.

Langenbeck's politisches Benehmen ist nicht ohne Grund Gegenstand öffentlicher Besprechungen und öffentlichen Tadels geworden. Alles, was der Protection bedürftig war, schloß sich an Langenbeck, der dienstbeflissen gern Proselyten machte und selbst mit einem seiner Collegen Freund wurde, den er früher nie ohne Spott zu nennen pflegte. Uebrigens ist auch, selbst was die Gesinnung als Staatsbürger betrifft, Langenbeck gegen die früherhin übliche Gemeinheit fortgeschritten. Richter pflegte in westphälischen Zeiten zu nicht geringem Aergerniß seiner patriotischen Zuhörer zu sagen: „Meinthalben mag Wähnde (eine Domaine bei Göttingen, unter Jerome nannten die Bonapartisten das Amthaus zu Weende château de Weende)

dem Kaiser Napoleon oder dem Kenig Gehorg jeheeren, wenn se mer meenen Jehalt jäben, so ist mers eenerlee."

Langenbeck sagte dagegen: „Meintwegen mag der Großtürk oder Großmogul unser Herr sein; wer mir die beste Anatomie und das beste chirurgische Hospital giebt, dem diene ich." —

Wäre Langenbeck diesem politischen Indifferentismus aus angeblicher Liebe zur Wissenschaft treu geblieben, so würde er sich die öffentlichen Beschämungen erspart haben, die seiner servilen Dienstbeflissenheit und anmaßenden Ostentation geworden sind. —

Gegen die medicinisch-chirurgische und gänzlich materielle Richtung Langenbeck's kämpfte nicht ohne Glück der seit 1837 verstorbene Carl Himly. Zu Braunschweig 1772 geboren, hatte er seine erste Bildung auf dem Carolinum unter dem bekannten Etatsrath von Zimmermann empfangen, und nach Beendigung seiner Studien in Göttingen dem dortigen akademischen Hospitale als Gehilfe Richter's vorgestanden. Der Brownianismus und die Erregungstheorie hatten auch auf ihn schon nicht unbedeutenden Einfluß geäußert, ihn wenigstens empfänglich gemacht für den Eindruck, den die Naturphilosophie und seine Berührung mit dem Schellingschen Kreise in Jena, wo er von 1801 bis 1803 Professor war, auf ihn machte. Auch auf Himly übte die Philosophie, welche seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit einer rein empirischen Wissenschaft zusammentraf, ihre geheimnißvoll berauschende Wirkung aus. Er erkannte richtig an, daß nur eine Vereinigung und ein Einssein der auf Beobachtungen, Instinct, Versuche, Combination und Reflexion gestützten Empirie mit Speculation und Construction die Arzneikunde zu wahrer Wissenschaft bilden könne. Er verkannte nicht, daß die Combination sich im Vereinigen

nicht übereilen und die Speculation nicht haſſen, ſondern von ihr die allgemeinen Richtungspunkte aufnehmen müſſe; daß die Conſtruction dagegen ſich im Zertrennen und Bezeichnen nicht übereilen dürfe. Allein die Einſeitigkeit der naturphiloſophiſchen Richtung und die Unausgebildetheit der Empirie, ihr Mangel an genaueren Erfahrungen, brachten es auch bei Himly nur zu einem Verſuch einer ſolchen Vereinigung. Er ſtand gegen Markus, v. Walter, Kieſer, wie gegen Reil in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit, wie ſeine oberſten Principien beweiſen.

Die Grundanſicht, von der er ausging, war, daß die Natur ein Organismus, jedes Einzelne ein Theilganzes, Wiederholung deſſelben im Einzelnen und Kleinen ſei. Das ſtete Schaffen von Differenz und Wiederſchaffen von Indifferenz ſei der lebendige Kreislauf der geſammten Natur, des Individuums, in großen und kleinen Organen. Im Individuo offenbare ſich dies zwiſchen Maſſe und Thätigkeit. Maſſe gebäre Thätigkeit, ihr Einsſein ſei Leben. Von objectiver Seite der Producte zeige ſich das Leben als Selbſtproduct, Bildungstrieb, von ſubjectiver Seite als Erregbarkeit (incitabilitas). Ihr Individuelles ſei Selbſtſtändigkeit, Activität, Wirkungsvermögen — ihr Univerſelles Receptivität. Dieſe beiden Factoren ſtänden als Beſtimmbarkeit von Außen und Selbſtſtändigkeit im entgegengeſetzten Verhältniſſe; mit dem Steigen des einen Factors falle der andere und ſo umgekehrt. So kommt Himly denn zu den beiden Polen, um welche ſich ſeine ganze Theorie dreht, Senſibilität und Irritabilität, deren Repräſentanten in den verſchiedenen Syſtemen und Organen und ihrer wechſelſeitigen Bedingung. So wie die Senſibilität potenzirt iſt, ſteigt auch die relative Gewalt aller Reize. Tritt durch andere äußere Einflüſſe eine ſtärkere Reizung ein, ſo wird die

Senſibilität wieder depotenzirt, das productive und irritable Syſtem treten hiedurch wieder an ihre Stelle. Eben ſo umgekehrt. Durch dieſes Ausgleichen beſteht das Wohlſein als derjenige Zuſtand eines Individuums, in welchem es alle Lebensverrichtungen einzeln und in Verhältniß gegen einander mit Leichtigkeit, Energie und Beſtändigkeit erreicht.

Allein die Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze vermißte man in der ſpeciellen Pathologie und Therapie gänzlich, nur bei der Fieberlehre trat ſie wieder hervor, wo denn der Streit Himly's mit Reil bekannt iſt. Den Vorwurf, den Himly Reil hier machte, daß ſein Syſtem nicht combinatoriſch erſchöpft ſei, traf Himly ſelbſt, nur daß ihm ein anderes Glied fehlte.

Himly hat ſich vor Allem als Ophthalmolog ſowohl durch ſeine Schriften, als eine Menge glücklicher Operationen einen weit verbreiteten Ruf erworben. An dem praktiſchen Arzt wurde gerühmt der Scharfblick in der Auffaſſung und Beurtheilung dunkler und verwickelter Fälle, die Ermittlung glücklicher neuer Heilmethoden, die Einfachheit ſeiner Verordnungen.

Als Lehrer regte er ſtets zum Selbſtdenken an und zeichnete ſich durch klaren und ſchönen Vortrag aus.

In ſeinen letzten Lebensjahren ließ er ſich häufiger Diätfehler zu Schulden kommen, die ſeinem Vortrag jedoch nicht ſchadeten, ſondern häufig den Reiz deſſelben vermehrten, die aber üble Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand hervorgebracht zu haben ſcheinen.

Gleichſam zur Ergänzung einer in Göttingen bisher durch die Medicin nicht vertretenen Richtung, der gelehrten, wurde 1823 Heinrich Conradi aus Heidelberg berufen. Er iſt bekannt als großer mediciniſcher Litteratus oder Buchſtaben-

menſch, wie Jean Paul ſehr paſſend gerade für unſern Mann überſetzte. Alles, was das Geſchichtliche der Medicin anbetrifft, iſt ungeheuer genau bei ihm, auf ſeine Citate kann man ſich unbedingt verlaſſen. Es möchte dieſes Vertrautſein mit der älteren wie mit der neueren Litteratur zu loben ſein, wenn dabei Selbſtſtändigkeit vorhanden wäre. Allein Conradi hat übergroßen Reſpect vor allem Gedruckten und vor jeder Auctorität. Wie früherhin unſer damals berühmt genannter J. F. Gmelin, würde auch Conradi nicht ſelbſtſtändig zu behaupten wagen, daß bei Sonnenſchein es hell zu ſein pflege, wenn nicht ein Citat für dieſe Behauptung aufzufinden. Der unbedeutendſte Menſch kann ihn für die wunderlichſte Anſicht gewinnen, wenn er dafür auch nur aus dem Hufelandſchen oder einem ähnlichen Journale ein Citat vorbringt. Er ſelbſt trägt, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Meinung vor, die er nicht mit Citaten aus Buſſerius de Konilfeld, J. F. Frank u. A. belegen kann.

Dieſe Abhängigkeit von den ihm bekannten oder etwa auch unbekannten Meinungen Anderer macht ihn ſo ängſtlich, daß er immer nur ſcheu von der Seite ſieht, indem er die Hände oder die rechte Seite des Beinkleides reibt und als ultimum refugium die goldne Tabacksdoſe in der Hand dreht. — Ja aus Aengſtlichkeit ſcharrt er ſelbſt während ſeiner Vorträge unausgeſetzt mit den Füßen, ſo daß man ſeine ohnehin ſchwache Stimme kaum vernimmt. Am meiſten geſchieht das, wenn er von altersher eingeſogene Lieblingsanſichten vorbringt, etwa über die „China“ oder den „Sambucus.“ — Letzteren, bekanntlich Fliederthee, empfiehlt er ſo häufig, daß die Studenten früher ſeinen jetzt verſtorbenen Sohn, der unter Berufung auf die Auctorität „ſeines Herrn Vaters“ ſolchen verordnete, jetzt ihn ſelbſt danach zu benennen pflegen.

Natürlich beschränkt sich seine ganze Pathologie auf eine Zusammenstellung des Aehnlichen, ohne inneres Princip, nach guten Auctoritäten und approbirten Receptformeln. Sebst der gemeine Mann weiß dies und pflegt zu sagen: „der curirt nach Büchern."

Seine Collegia, besonders seine Klinik ist hinter den Fuchsschen Bestrebungen etwas in Schatten gerathen.

Daß er im Verfassungsstreite auf Seiten der Opposition gestanden, ist nur daher zu erklären, daß er durch die Auctorität eines Otfried Müller und Anderer früher occupirt war, als von Langenbeck, Bergmann und Marx, auch hat ihm das Wagniß dieser meist geheimen Opposition ohne Zweifel schon manche Angst bereitet.

Neben Conradi steht **Marx**. Er ist wie Conradi ein gelehrter, ein sehr gelehrter Mediciner, der nicht nur die Alten, sondern auch Engländer, Schotten und Franzosen kennt. Sein Gedächtniß in allen auf die Geschichte der Medicin bezüglichen Sachen ist eben so außerordentlich stark, als schwach in Beziehung auf Anatomie, Physiologie, Chemie. Daraus erklärt sich seine ganze wissenschaftliche Bedeutung. Er ist Eklektiker, der sich eben so schnell für eine neue Ansicht enthusiasmirt, als kalt dagegen wird. Immer ohne Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit, immer aber gelehrt. Seine Vorlesungen über Geschichte der Medicin, wie über medicinische Literaturgeschichte geben ein sehr reichhaltiges, getreues Material. Der erstern fehlt natürlich jede höhere einheitliche Grundansicht, sie ist kaum pragmatisch. Seitdem seine Vorlesungen über allgemeine und besondere Pathologie und Therapie nicht mehr recht besucht sind, obgleich die, welche in Göttingen promoviren wollen, ihn im Facultätsexamen zu bestehen haben, legt er sich auf materia medica.

Als die Mediciner, welche der naturhiſtoriſchen Schule angehörten, aus Vorliebe für die Conſtruction viele Erfahrungen ignorirten und voreilig Erſcheinungen, die noch nicht gehörig erforſcht, viel weniger klar nach ihrem Weſen erfaßt waren, unter ihre allgemeine Kategorie brachten, als ſie der empiriſchen Richtung Angehörigen, den Naturphiloſophen eine Reihe von Fehlern nachweiſen konnten und neue Erfahrungen nicht unter die Kategorieen der Senſibilität und Irritabilität oder der poſitiven und negativen Pole u. ſ. w. paſſen wollten, da kam die Glanzzeit der Empirie, welche mit unſerm politiſchen Schlafe beinahe zuſammenfällt. Gegen dieſe empiriſche Richtung, welche auf Praxis und Erfahrung am Krankenbette pochte, Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen für etwas freilich Nützliches, aber nicht Nothwendiges erklärte, ſich gern an alte Namen und Auctoritäten klemmte, trat Schönlein auf. Er befolgte den Weg, den die neuere Naturhiſtorie eingeſchlagen, und ſuchte die Krankheiten nach allen ihren Beziehungen, nach geographiſchen, numeriſchen, geſchlechtlichen, chronologiſchen, anatomiſchen, phyſiologiſchen, chemiſchen u. ſ. w. Charakteren ſcharf in einem Bilde zuſammen zu faſſen. Dann theilte er nach den bei der Botanik zuerſt angewandten Grundſätzen die Krankheiten in Claſſen, Ordnungen, Spielarten. Alle Reſultate, welche die Chemie der Organismen, welche mikroskopiſche Unterſuchungen zu Tage gefördert, wurden berückſichtigt, um die Krankheiten ſo ſcharf wie möglich zu charakteriſiren, die Geſammtheit derſelben zu einem Krankheitsbilde zuſammen zu ſtellen. Auf dieſe gründete er dann eine natürliche Diagnoſtik.

Wir möchten ſagen, daß durch Schönlein die Combination und Reflexion in der Medicin auf den höchſten Punkt gehoben ſind. Dies iſt noch nicht das zu erſtrebende Ideal

der Wissenschaftlichkeit, allein ein großer Fortschritt gegen die bloß praktische Empirie.

Fuchs, seit 1837 in Göttingen, ist ein Lieblingsschüler Schönlein's, wie er, ein Mann des Lebens und Handelns, der den rechten Punkt im rechten Augenblicke zu fassen weiß. Er befolgt im Ganzen die Methode Schönlein's und betrachtet wie dieser die Naturwissenschaften im Allgemeinen als die Grundbedingung des medicinischen Wissens und Könnens. Er soll, wie dies seiner Selbstständigkeit zuzutrauen ist, in manchen Punkten von Schönlein abweichen, allein da die Schönleinsche Lehre nur durch Tradition bekannt ist, so läßt sich über diese Abweichungen kaum etwas Näheres sagen. Es war ein Glück, daß Göttingen noch der große Wurf gelang, Fuchs hierher zu ziehen, um ein Gegengewicht gegen die gelehrte Aengstlichkeit Conradi's und die gelehrte Pedanterie Marr's zu erhalten, ein Gegengewicht, kräftig genug alle bessern Köpfe zu sich heranzuziehen. Auch darf nicht vergessen werden, daß durch Fuchs ein freieres Element der Geselligkeit in die steifen hofräthlichen göttingschen Cirkel gekommen ist und daß die süddeutsche Natur Fuchs' auch in diesem sterilen Boden schon Früchte zu tragen anfängt. — Neben der Pathologie und Therapie ist Physiologie, wie vergleichende Anatomie sehr reichlich vertreten.

Arnold Adolph Berthold ist eine ächt westphälische Natur, fleißig, zähe. Er hat sich durch eigne Kraft heraufgearbeitet und sein Streben nach wahrer Wissenschaftlichkeit verdient die größte Anerkennung. Mag die gegenwärtige physiologische Richtung der systematischen Bearbeitung namentlich nach Grundsätzen der Naturphilosophie abhold sein, weil die Construction noch nicht vollständig hat gelingen wollen, uns wird man nie überzeugen, daß ein allgemeiner Theil, welcher

auf synthetischem Wege zu construiren versucht, etwas Ueberflüssiges sei. Die allgemeinen Gesetze der organischen Lebensfunctionen sind und bleiben das Höchste und Erste und können nie durch bloße Anatomie, Physik und Chemie und die Combination derselben ersetzt werden. Es ist also jeder Versuch, diese allgemeinen Gesetze zu finden, als aus dem Bedürfniß einer höhern Erkenntniß entsprossen, zu würdigen und darum allein schon höher zu achten, als stück- und flickweise Bearbeitung der Physiologie. Berthold, offenbar zunächst durch Himly angeregt, hat sich in die Systematik der sogenannten Naturphilosophie, wie man seinem allgemeinen Theile ansieht, mit mühsamem Fleiße eingearbeitet und hat sich über die dialektischen Formeln derselben nicht erheben können. Deshalb fehlt denn auch die wahre Vermittlung des Allgemeinen mit dem Besondern, darum ist der specielle Theil schroff von den allgemeinen Lehren gesondert und man sucht hier oft vergebens nach dem Durchleuchten der philosophischen Grundansicht. Abgesehen also von der Einseitigkeit des naturphilosophischen Standpunkts oder vielmehr nur Ausgehepunkts, fehlt Berthold die philosophische Durchbildung. Und dieser Mangel wird keineswegs durch den Versuch, aus der Erfahrung einiges Allgemeine zu abstrahiren, ersetzt. Berthold hat eine große Menge physiologischer Versuche gemacht, deren Genauigkeit sein Charakter verbürgt. Am bekanntesten ist die von ihm und Bunsen gemachte Entdeckung des Eisenoxydhydrats als Gegengift gegen das Arsenik geworden. Weniger befriedigt hat das pomphaft verkündigte Myopodiorthotikon, seitdem man durch die Beschreibung im 66. Stück der G. G. A. vom J. 1840 erfuhr, daß das so schwer benannte Instrument ein Lesepult mit verschiebbarem Brete, und das Princip der Heilung der Kurzsichtigkeit auf dem Accommodationsvermögen

des Auges für Nähe und Ferne, das durch Uebung verstärkt wird, beruhe. Dennoch hat Berthold auf der letzten Versammlung der Naturforscher in Braunschweig die Priorität seiner Erfindung vertheidigen müssen. Als Lehrer entbehrt Berthold der Lebendigkeit und daher einer zahlreichen Zuhörerschaft. Das unter Blumenbach äußerst vernachlässigte zoologische Museum hat unter seiner Anordnung und Direction eine neue bessere Gestalt erhalten.

Für Blumenbach wurde Rudolph Wagner aus Erlangen berufen. Er ist als vergleichender Anatom und Physiolog gleich ausgezeichnet. Als letzterer gehört er ganz der sogenannten naturhistorischen Schule an. Anatomie, Physik und Chemie bilden die Basis aller seiner Untersuchungen, die auf den Erfahrungssatz bauen, daß, was am constantesten unter gleichen Verhältnissen sich bewähre, das Richtigste sei.

Wagner hat wie vielleicht keiner der jetztlebenden Physiologen das ungeheure, täglich sich vermehrende Material der Physiologie, das noch dazu überall zerstreut ist, bewältigt, wie dies sein Handbuch der Physiologie, noch mehr seine Vorlesungen zeigen. In kurzen und prägnanten Sätzen giebt er ein klares Resumé von allem bisher Geleisteten. Wo noch Dunkelheit und Zweifel sind, umhüllt er nicht, macht er keine Conjecturen, sondern deutet die Art und Weise an, wie hier untersucht werden müsse. Wie gründlich und gewissenhaft seine eignen Untersuchungen sind, beweisen seine Icones physiologicae et zootomicae. Wagner fehlt aber der Sinn selbst für formelle Anwendung der Philosophie, wie für das Ganze und Große der Natur. Es scheint sogar bei ihm eine gewisse Abneigung gegen Systematik durch, welche wir jedoch lieber der Einsicht in das Unzureichende der bisherigen systematischen Behandlung, als wirklichem Widerwillen gegen wissenschaft-

liche Form zuschreiben möchten. Wenigstens ist das große Unternehmen, welches er in der neuesten Zeit angekündigt hat, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Handwörterbuch der Physiologie herauszugeben, welches für Deutschland werden soll, was die Engländer in Todd's Cyclopaedy of anatomy and physiology schon längst besitzen, aus der Ueberzeugung entsprungen, daß die Masse des Materials in der Physiologie bei den größten Anstrengungen während eines Menschenlebens nicht mehr bewältigt werden könne. Wo soll das aber hinaus, wenn diese Masse so wächst und durch systematische Behandlung nicht geregelt und gereinigt wird? Wagner kommt von Erlangen und gehört zu den „Frommen." Insofern ist er in ein heterogenes Element gerathen. Denn so beschränkt Göttingen in anderer Hinsicht sein mag, für diese Beschränktheit hat es keinen Geschmack.

Außer Wagner lehren noch Physiologie und beschäftigen sich mit physiologischen Untersuchungen die Dr. Herbst und Bergmann. Der erstere, der zweimal den Preis gewann und 1833 das Stipendium Blumenbachianum zu einer Reise nach England, Frankreich und Holland erhielt, ist in seinen eifrigen physiologischen Untersuchungen durch seine Thätigkeit als Bibliothekar unterbrochen. Dr. Bergmann hat sich durch seine Abhandlung über Umbildung und Vergleichung der Extremitäten und mehrere mikroskopische Untersuchungen bekannt gemacht, die nicht nur große Genauigkeit, sondern auch ungemeinen Scharfsinn im Einzelnen verrathen.

Wir haben jetzt ein Trifolium von Geburtshelfern und ein Witzkopf bemerkte, wenn die Universität dabei nicht zu Stuhle komme, so gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Joseph v. Siebold, nach Mende's Tode 1833 als Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehre nach

Göttingen berufen, zehrt nicht bloß von seinem väterlichen Namen, sondern hat sich als tüchtiger Lehrer seiner Kunst bewährt und als Litterat durch eine äußerst genaue und vollständige Geschichte der Geburtshülfe ausgezeichnet, die historischen Tact und sehr großen Fleiß verräth. Sein Vortrag ist voll guten Humors und durch manches interessante Histörchen mit schalkhaften Nebenbeziehungen gewürzt. Siebold ist, wie Fuchs, eine süddeutsche Natur, ohne Gêne und ohne göttinger Hofrathsdünkel. Er hat ein treffliches Savoir-faire, er weiß zu leben. Seine heitere Lebenslust und derbe Sinnlichkeit fallen hier wohlthätig auf. Siebold ist bei den Damen sehr beliebt, weniger jedoch wegen seiner Zangen, — er kümmert sich nicht um städtische Praxis, — als wegen seiner vortrefflichen Baßstimme. Immer ist er rührig und rüstig, wogegen

Johann Friedrich Osiander, seit 1815 außerordentlicher, seit 1833 ordentlicher Professor, es wahrscheinlich einem gewissen Phlegma zu verdanken hat, daß er nicht in die Stelle seines Vaters, die erst durch Mende, dann durch Siebold besetzt wurde, einrückte. Er hat sich als ein sehr praktischer Geburtshelfer bewährt und deshalb den waldeckschen Hofrathstitel davongetragen. Unter seinen litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: „Volksarzneimittel und einfache pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten der Menschen," welche mehrfache Auflagen erlebt haben, dennoch jetzt wie vergessen sind.

Das Trifolium der Entbinder wird voll durch Christoph Trefurt, seit 1838 Professor. Er hat sich in die d'Outrepontsche Methode sehr genau hineingearbeitet und seine Collegia durch Deutlichkeit und sorgfältige Demonstrationen am Phantom immer beliebt zu erhalten gewußt.

Unter den jüngern Medicinern haben sich schnell einen Namen gemacht: Rüete und Langenbeck.

Rüete war von Ostern 1833 bis 1837 Assistenzarzt bei dem akademischen Hospital, eingeweiht in die Himlysche Lehre und Methode und wie es schien den Ansichten der Naturphilosophen zugeneigt. Er scheint seit Himly's Tode jedoch diesen Weg verlassen und sich den naturhistorischen Ansichten genähert zu haben. Rüete's Hauptthätigkeit ist auf Ophthalmologie gerichtet. Im Operiren des grauen Staars besitzt er große Sicherheit und Gewandtheit, auch hat er in Göttingen die Schieloperation in Schwung gebracht und damit an andern Orten debütirt. An seiner Schrift über die Schieloperationen lobt man, daß er zuerst auf eine genaue Diagnose und sichere Indicationen und Contraindicationen der Functionen der Augenmuskeln hingewiesen habe.

Langenbeck zeigte schon durch seine Dissertation über die Retina ein großes Talent für pathologische Anatomie, und hat durch seine Untersuchungen über Pilzbildung dies bewährt. Er scheint von seinem Oheim ein glückliches Talent für chirurgische Operationen überkommen zu haben, wie dies mehrere Ausschnitte der Zungenmuskeln zur Heilung des Stammelns zeigten, die mit Glück und Geschick vollendet wurden, wenn sich auch die Erfolge derselben nicht ganz bewährt haben.

Schließlich müssen wir noch des Dr. Kraus erwähnen. Er ist auch in weißen Locken Privatdocent geblieben. Warum? Es fehlte ihm weder an wahrhaft wissenschaftlichem Sinn und Streben, noch an Gelehrsamkeit, noch selbst an weit verbreitetem Ruf. Warum also? Weil er sich nicht bücken und nicht kriechen, weil er seinen höher gestellten Collegen nicht schmeicheln mochte, weil er frei und selbstständig leben und lehren wollte, weil er endlich nicht bloß gelehrt war, sondern

Digitized by Google

noch mehr selbstdenkend. Einem Privatdocenten von allen diesen Eigenschaften möchten wir Göttingen um keinen Preis zur Habilitation empfehlen. Cousin hatte wahrscheinlich keinen Privatdocenten mit weißen Haaren gesehen, als er dies Institut so unbedingt lobte, er hatte gewiß nicht geglaubt, daß es sehr geschickte Privatdocenten gäbe, die beinah 40 Hungerjahre durchleben mußten und die vielleicht bis zu ihrem Tode Privatdocenten bleiben.

Kraus lehrte hier seit 1806. Sein kritisch-etymologisches Lexicon der Medicin ist jedem Mediciner unentbehrlich geworden; es ist aber nicht nur praktisch, sondern enthält die Grundzüge für jede künftige Physiologie der Sprache. Kraus, der früher Arnemann's Heilmittellehre mehrmals vermehrt und verbessert herausgegeben hat, trat 1831 mit einer eigenen philosophisch-praktischen Heilmittellehre hervor, worin er eine wissenschaftliche Uebersicht aller Heilmittel gab.

Der Grundsatz, von dem er immer ausging, war: „wer nur Theoretiker oder nur Praktiker sei, der gehe auf einem Fuße und brauche in der Praxis die Theorie, in der Theorie die Praxis als Stelzfuß." —

Durch die Naturphilosophie angeregt, hat er früher immer Schelling's Verdienste eben so hoch gehalten, als er dessen Abfall von der neueröffneten Bahn jetzt angreift. Er sagte 1818: „Daß Schelling's Verdienst um so größer und für die Mediciner um so beschämender sei, da er auch mit dem andern halblahmen Fuße ihnen vorangegangen." *)

*) Wir erlauben uns aus der leider i. J. 1818 durch Censurdruck unvollendet gebliebenen Biologie eine Anmerkung abzudrucken, welche freilich der Sache nach nicht hierher gehört, aber Kraus theils charakterisirt, theils beziehungsreich zu unsern Tagen ist. Kraus spricht davon, daß die damalige Zeit Schelling, wie gewöhnlich alles Große, verkenne

Kraus kämpfte aber vorzüglich gegen die Richtung derer, die, wie Oken, in Zahlen die Geheimnisse der Natur vergraben

---

und sagt dann beiläufig: „Aber auch du, herrlicher Jean Paul! kannst den Großen verkennen!? Du, Gebieter im Ideenreich, lässest dich durch Schelling's, allerdings abominable, Absolutheiten und Einheiten in Allheiten und Allheiten in Einheiten, Dingen, von denen die unschuldig einfache Natur nichts weiß, abschrecken? Du, dem es so leicht wird, den Kern zu sehen und zu genießen, ohne die Schale zu berühren! du Höchstverdienter, innig Geliebter! dem zu Liebe ich den metallenen Ertrag dieser Bogen einer hohen Behörde übergeben möchte mit der Bitte, ihn so lange auf Zinsen anzulegen, bis das Schicksal dem deutschen Vaterlande erlaubt und also — gebietet, deutsche Flotten in die Meere zu senden. Dann sollte von dem Angelegten und seinem Ertrage ein Schiff oder ein Schifflein oder auch nur ein Bötlein gebaut und mit Jean Paul's Namen für ewige Zeiten gezeichnet werden, so daß ein Jean Paul II. III. u. s. w. wieder gebaut würde, so oft Barbaren und andere Teufelsgenossen die früheren kaperten. Und warum sollte ich die Hoffnung nicht nähren dürfen, daß einmal auch andere Vaterlandsfreunde sich finden würden, die zu einem Karl dem Großen, Kaiser Friedrich III., Friedrich II. von Preußen, Joseph II., Wilhelm von Würtemberg 1819, zu einer Paulina von Lippe 1819, zu einem Leibnitz, Kant, Schelling, Kepler, O. von Guericke, Guttenberg, Albr. Dürer, Senefelder u. s. w. zu steuern sich drängten? Luther's erhabener Geist, der über allen Welttheilen leuchtet und selbst seinen Feinden viele Leben rettet, verbietet euch, ihm verwitterndes Gestein zum Denkmal zu setzen. Ist das dazu gegebene Geld noch nicht, wie Todtes pflegt, verwittert; legt es an zum Bau eines Schiffs gegen die Barbaresken, und, ihr sollt uns kalte Lutheraner schelten, wenn ihr nicht bald eine kleine Flotte bauen könnt. — Laßt nur das Leben gewähren: es gestaltet von selbst, wenn auch langsam, sich edel und schön und die Menschen bauen dann viel freudiger lebende Denkmale, als todte Leichensteine für sich und andere Todte. Denn Licht und Leben und Thätigkeit kann würdig nur durch Licht und Leben und Thätigkeit geehrt und belohnt werden, und bei Blücher's Denkmal in Schlesien werden (nach meinem Dafürhalten) die zwei lebendigen Invaliden das Ehrendste und Dauerhafteste sein. O wären es 2000, und zwar — im Gutspächtersinne — eiserne, sie würden es bald auch im martialischen Sinne werden." Es ist seitdem ein Lustrum verflossen, Deutschland hat eine Menge Steine und Statuen für seine Todten erhalten, auch ein Jean-Pauls-Denkmal im vorigen Monat, aber eine deutsche Flotte? Die Holländer versperren uns bis auf den heutigen Tag den Rhein.

Digitized by Google

meinten. Seine philosophische Grundansicht hat er in seinem neuesten Werke: die allgemeine Nosologie und Therapie (1839), am deutlichsten ausgesprochen. In der Vorrede eifert er auf das Kräftigste gegen den leidigen Topicismus und seinen würdigen Vater, den hirnlosen Materialismus, ungeschlachte Thiere e grege Epicuri, welchem selbst achtungswerthe Aerzte nachliefen. „Die Natur," sagt er, „ohne deren stete und treue Beobachtung der Arzt zu weniger als nichts, nämlich zur zerstörenden Bürde wird, verweist zu gebietend auf vernunftgemäßes Denken und Handeln und ist eine zu strenge Rächerin jeder Vernunftwidrigkeit, als daß der bessere Theil der Aerzte noch langehin die bisherige Eulenscheu vor aller Philosophie hegen und letztere sogar schon im Namen, wie Manche, perhorresciren könnte." Auf eine Kritik der philosophischen Lehren Kraus', namentlich seines sehr sinnigen Schema des Weltlebens, können wir uns hier nicht einlassen, und bemerken nur, daß in der Darstellung der ersteren das somatische und psychische Leben des Menschen, als innig verbunden sowohl mit sich selbst, als mit der gesammten Natur und nur als Erscheinung eben dieser allgemeinen Natur in ihrer eigenen höheren Potenz genommen ist. Außer den praktischen Vorlesungen ist besonders seine philosophische Encyclopädie der physikalischen und mediciniſchen Doctrinen wie seine allgemeine Naturphilosophie zu empfehlen. Sein Vortrag leidet durch eine Menge von Episoden und Anekdoten.

Wir knüpfen an die Medicin die nah verwandten Naturwissenschaften, wie die mathematischen Wissenschaften.

Gottlieb Bartling hat durch sein natürliches System der Botanik: „ordines naturales plantarum eorumque characteres et affinitates adj. generum enumeratione" diese Wissenschaft offenbar eine Stufe höher geführt. Außerdem hat

er, unterstützt durch ein äußerst glückliches Gedächtniß und mehrfache größere Reisen, für Pflanzengeographie Manches geleistet. Er ist außerdem ein ganz vorzüglich praktischer Botaniker und kann sich als guter Fußgänger bald mit Leopold Buch messen. Seit 1837 ist er Director des botanischen Gartens und ordentlicher Professor der Philosophie, daher ohne Aussicht, an den Vortheilen der medicinischen Facultät zu participiren.

Diese Aussicht hat Grisebach, seit diesem Sommer außerordentlicher Professor der Medicin. Wir hoffen aber, daß, ehe er Mitglied der medicinischen Facultät wird, das ganze Unwesen, wornach Doctoreramen und Promotion mit circa 30 Louisd'or honorirt werden müssen, weggefallen ist, die Examina verschärft sind und die Facultätsstellen nicht bloß als Milchkühe betrachtet werden. Grisebach hat sich bisher vorzüglich mit Physiologie der Pflanzen und chemisch-mikroskopischen Untersuchungen derselben beschäftigt. Sein Bericht über eine botanische Reise nach der Dauphinée und Provence, wie über eine im Jahr 1840 unternommene Reise nach Brussa und Rumelien zeugen von scharfer Beobachtungsgabe.

Hier ist noch zu erwähnen: G. F. Wilhelm Meyer, seit 1820 Physiograph des Königreichs Hannover, seit 1832 ordentlicher Professor für das Fach der Forstwissenschaften.

Seine Monographie über Entwicklung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten, in Anwendung auf ihre systematische Anordnung und zur Nachweisung des allgemeinen Ganges der Formbildung in den unteren Ordnungen kryptogamischer Gewächse, hat zwar in der Wissenschaft keine Epoche gemacht, ihn aber als genauen Beobachter und eleganten Darsteller erscheinen lassen.

Zu viel Skandal im Lande Hannover hat dagegen seine

Flora Hanoverana Veranlaſſung gegeben. Man hat die aus der Landescaſſe beſtrittenen Koſten dieſes Werkes auf 30,000 Thaler berechnet und bis zur Vollendung auf 60,000 Thaler angeſchlagen. Es ſchreitet ſo langſam fort, daß Meyer öffentlich vorgeworfen iſt, er beſtreite die Koſten deſſelben von den Zinſen der zu ſeiner Dispoſition geſtellten Capitalien, was freilich nicht der Fall iſt. Allein das Werk zehrt ungeheure Summen auf und erfüllt ſchwerlich ſeinen Zweck, zur Belehrung des Landmanns ꝛc. zu dienen, wenn es auch an alle königliche Aemter abgeliefert wird. Es iſt dazu viel zu luxuriös. Ein Prachtwerk, was Druck, Abbildungen und Illumination anlangt, in Imperial-Folio. Man erzählt ſich, daß Meyer, um 1 Loth irgend eines Farbenſtoffs rein und gut zu erhalten, perſönlich nach München gereiſt ſei. Se non è vero, è buen trovato! denn es iſt gedruckt und, weil dies nicht elegant genug war, umgedruckt, geſtochen und neugeſtochen, in Berlin, München, Paris, Göttingen geſtochen und illuminirt. Doch die Landſtände haben ja noch im vergangenen Jahre abermals 3000 Thaler bewilligt — ſie mögen es verantworten.

Wie in der Medicin, ſo iſt auch in den übrigen Naturwiſſenſchaften Göttingen würdig vertreten und überragt darin auch in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande die meiſten deutſchen Univerſitäten.

Als Mineralog und Geognoſtiker hat Joh. Friedr. Ludw. Hausmann einen weit verbreiteten Namen.

Er hatte ſchon 1806 und 1807 eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Dänemark, Norwegen und Schweden gemacht und legte die für Mineralogie und Geognoſie fruchttragenden Reſultate derſelben in ſeiner Reiſe durch Skandinavien nieder. Nicht minder erfolgreich war ſeine 1816 unternommene und 1819 wiederholte Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Italien,

wie seine 1825 unternommene Reise nach Südfrankreich und Oberitalien, endlich seine 1829 im Auftrage des Cabinetsministerii zu Hannover unternommene Reise nach Holland, Belgien, Frankreich, England und Spanien. Wir erwähnen in dieser Beziehung nur seiner ausgezeichneten „Umrisse nach der Natur."

Seinen vielen Reisen und weit verbreitetem Rufe verdankt er denn auch eine mineralogische Sammlung, die an Reichhaltigkeit und Schönheit der Exemplare wohl kaum übertroffen werden möchte.

Wie er durch vielfache chemische Analysen (in Verbindung mit Stromeyer unternommen) seinen Sinn für specielle und chemische Untersuchungen beurkundet hat, so zeigen sein Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper, wie sein Handbuch der Mineralogie den lobenswerthesten Eifer, die allgemeinen Gesetze der Natur zu finden.

Als Geognost ist er Feind aller geologischen Hypothesen und hält sich rein an das, was die Erfahrung über Erdbildung lehrt. Seine Vorlesungen umfassen Technologie, Encyclopädie der Bergmannswissenschaften, Einleitung in die Mineralogie, Mineralogie, Krystallologie, Geognosie und Metallurgie. Sein Vortrag ist schön und gewählt.

Von den Chemikern ist hier noch Friedrich Stromeyer zu erwähnen, der sich eines weitverbreiteten Rufs erfreute. Er ist schwach als Theoretiker und drang nicht in den organischen Zusammenhang der Chemie, aber eine große Menge Analysen unorganischer Stoffe, die er mit der ausgezeichnetsten Sorgfalt veranstaltete, haben die Chemie mit manchen Resultaten bereichert.

Schon 1805 hatten seine Untersuchungen über die Verbindung des Wasserstoffs mit den Metallen, namentlich mit

dem Arsenik, die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, sein Ruf wurde aber durch England und Frankreich verbreitet, als er 1813 den Streit der Mineralogen und Chemiker über den Aragonit durch eine höchst genaue chemische Analyse schlichtete und 1818 in dem Zink ein neues Metall entdeckte, welchem er den Namen Kadmium gab.

Um die neue Einrichtung und Bereicherung des chemischen Instituts hat er große Verdienste.

Sein Platz ist seit 1836 durch Friedrich Wöhler, einen Schüler Berzelius', vollkommen ersetzt. Wöhler's Analysen sind nicht nur eben so scharf und genau, sondern sie erstrecken sich auch auf die Chemie des Organischen, die Stromeyer ein fremdes Gebiet war. Dazu steht Wöhler auf dem wissenschaftlichen Standpunkte unsrer Zeit, wie sein Grundriß der Chemie zeigt. An diesem Standpunkte scheint uns nur eins unwissenschaftlich, nämlich daß man allenthalben, wo man mit den chemischen Gesetzen nicht ausreicht, wo also wahrscheinlich andere noch unbekannte Gesetze gelten, sofort die katalytische Kraft substituirt und damit die Sache erklärt zu haben glaubt, während bei einer nähern Nachforschung nach dieser Katalyse doch selbst dem Laien deutlich wird, daß diese unbekannte Kraft eine Fiction für das Nichtwissen der Chemiker ist. Wöhler's Vortrag läßt zu wünschen übrig. Außerdem erwirbt sich Wöhler ein Verdienst, indem er Berzelius' schwedische Manuscripte sogleich in's Deutsche übersetzt.

Dr. Wiggers, Wöhler's eifriger Gehülfe, hat sich durch mannigfache Analysen in der chemischen Welt bekannt gemacht. Wir erwähnen hier nur seiner Trennung und Prüfung metallischer Gifte aus verdächtigen organischen Substanzen mit Rücksicht auf Blausäure und Opium. Sein neuestes Werk über Pharmakologie hat schnell die verdiente Anerkennung

gefunden. Er hat darin alle bis jetzt bekannten vegetabiliſchen und mediciniſchen Medicamente nach Bartling's ordines plantarum geordnet, die äußeren naturhiſtoriſchen Charaktere der Drogen genau angegeben und die beſten Analyſen und in Ermangelung ſolcher, eigne neue zuſammengeſtellt und angeſtellt, zu welchem Werke ihn eine ganz vorzügliche Drogen-Sammlung befähigte.

Eine andere Seite der Naturwiſſenſchaften repräſentirt Carl Friedrich Gauß (geb. zu Braunſchweig 30. April 1777), ſeit 1807 eine der größten Zierden der Georgia Augusta. Er bildet für ſich ſchon eine kleine Univerſität, ſeine Schriften und Entdeckungen ſind wohl durch alle Welttheile verbreitet. Seiner Doctor-Diſſertation (1799), die bereits auf wenig Seiten einen Reichthum der tiefſinnigſten Ideen enthält, folgten bald die disquisitiones arithmeticae, welche ihm für immer eine Stelle unter den größten Mathematikern aller Zeiten ſichern. Doch mochten dieſe Unterſuchungen, welche einen Theil der Mathematik betreffen, der auch jetzt noch von nur wenigen beſonders Berufenen cultivirt wird, weniger die Aufmerkſamkeit auf den noch ſehr jungen Mann lenken, als ſeine Beſtimmung der Bahnen der neuentdeckten Planeten. Die überraſchend neue Methode, die er hierzu anwendete, führte er ſpäter in ſeinem berühmten Werke Theoria motus corporum coelestium weiter aus. In dieſem Werke findet ſich auch zuerſt die Begründung der ſogenannten Methode der kleinſten Quadrate, deren Wichtigkeit Keinem unbekannt iſt, der ſich mit der Berechnung angeſtellter Beobachtungen beſchäftigt.

Den Werth aller einzelnen Schriften dieſes großen Geiſtes hervorzuheben, iſt hier nicht der Ort, doch darf man behaupten, daß eine jede in irgend einem Zweige der mathema-

tiſchen Wiſſenſchaften eine neue Bahn gebrochen hat. Sie tragen alle das Gepräge der höchſten Vollendung, und vielleicht iſt Gauß der einzige Mathematiker, von dem man ſagen kann, daß die Nachwelt in ſeinen Schriften keinen Fehler finden wird, ein Vorzug, den bekanntlich ſelbſt Newton's Schriften nicht haben. Wie Newton und Huyghens hat Gauß nicht bloß die Grenzen der Theorie unendlich erweitert, ſondern auch die praktiſche Beobachtungskunſt mit bedeutenden neuen Hülfsmitteln bereichert. Wir erwähnen nur das Heliotrop.

In der neueſten Zeit hat Gauß ſeine herculiſche Geiſteskraft mit beſonderer Vorliebe dem Magnetismus zugewendet. Die Inſtrumente, welche er zur Beſtimmung der magnetiſchen Elemente geſchaffen hat, ſind bereits auf allen Theilen des Erdbodens verbreitet, und ſeine theoretiſchen Unterſuchungen über dieſe Naturkraft ſtehen gewiß unter allen bekannten Arbeiten über mathematiſche Phyſik den Schriften Newton's am nächſten. Wie Vieles wir in dieſer Beziehung noch zu erwarten haben, weiß nur er ſelbſt. Wenn wir das hohe Alter, welches die meiſten göttinger Profeſſoren erreichen, in vielen Beziehungen gar nicht für eine Gunſt des Himmels anſehen, ſo möchten wir doch im Intereſſe Göttingens wünſchen, daß Gauß ihm noch lange erhalten werde, und daß er ſelbſt die Geiſteskraft, welche ſich nicht allein um die Bewegungen der Himmelskörper, ſondern um jede Bewegung der Geiſter in allen Lebensgebieten auf das Lebhafteſte intereſſirt, bis an ſein Ende ſich erhalten möge. Gauß gehört auch zu denen, die in unſerer politiſchen Bewegung ſich conſequent als Anhänger des Staatsgrundgeſetzes gezeigt.

Neben Gauß ſtand ſeit 1832 für Tobias Mayer berufen Wilhelm Weber, der mittlere von den drei Brüdern, die ſich durch entſchiedenen Beruf zur Naturforſchung aus-

zeichnen. Kaum 20 Jahre alt hat ſich Wilhelm Weber durch ſein Buch über die Wellenlehre, welches er mit ſeinem Bruder Ernſt ſchrieb, einen bedeutenden Ruf als Phyſiker erworben. Ein competenter Richter ſagte im Jahre 1838 von ihm: „Seine umfaſſenden Kenntniſſe des Vorhandenen zeigten ſeinem Forſchergeiſte die nothwendigen Ausgangspunkte zu neuen Unterſuchungen, ſein durchdringender Scharfſinn und ſeine reiche Combinationsgabe führten ihn zu den überraſchendſten Entdeckungen, ſeine bedeutenden mathematiſchen Kenntniſſe gaben ſeinen Unterſuchungen eine eigenthümliche Tiefe und ſchützen ihn gegen Oberflächlichkeiten, die man bei ſeinen Fachgenoſſen leider nur allzuhäufig antrifft, und ſeine techniſchen Einſichten ſetzen ihn in den Stand, die zweckmäßigſten Angaben zur Ausführung der erforderlichen Inſtrumente und Apparate zu machen.“ Zur Beſtätigung des Letztern mag hier angeführt werden, daß der Inſpector Meyerſtein ſeit $1^1/_2$ Jahre abermals an einem neuen großartigen Inductions-Inclinatorium nach den Weber'ſchen Angaben arbeitet. Die neueſten Forſchungen Weber's erſtrecken ſich beinahe lediglich auf den Erdmagnetismus, durch Gauß's Freundſchaft und wiſſenſchaftliche Richtung dahin gerichtet. Sie liegen den Phyſikern in den „Reſultaten des magnetiſchen Vereins“ vor. Weber's frühere Unterſuchungen bezogen ſich zum größten Theile auf die Akuſtik, wie auf die Mechanik der Gehwerkzeuge, die ſeit Borelli ſo ganz vernachläſſigt war.

Als Lehrer der Experimentalphyſik nach neuer ſtreng mathematiſch wiſſenſchaftlicher Methode konnte er nach einem Vorgänger, wie Tobias Mayer, der ſeine Zuhörer durch Kunſtſtückchen zu ergötzen wußte, auf keinen großen Beifall hoffen, auch mochten manche ſeiner Unterſuchungen und Experimente, wie eben über die Wellentheorie, in zu großer Breite und

Ausführlichkeit vorgetragen sein, so daß sie nur den sich ganz der Naturforschung Hingebenden interessiren konnten. Dazu kam, daß sein ungemein beweglicher Geist einem ruhigen, klar zusammenhängenden Vortrage nachtheilig war, indem er sich häufig selbst überholte und verwirrte.

Als Mensch gehört Weber zu den liebenswürdigsten, durch ungeheuchelte und unbegrenzte Bescheidenheit ausgezeichneten Persönlichkeiten. Seit seiner Entsetzung hat er größere Reisen gemacht, seinen Wohnsitz aber in Göttingen bis jetzt behalten.

An Weber's Stelle wurde 1839 Johann Benedict Listing aus Frankfurt am Main berufen. Derselbe hatte in den Jahren 1829 bis 1832 hier studirt und war von Gauß als ein talentvoller Schüler anerkannt. Er machte dann in Begleitung des Freiherrn Wolfgang Sartorius von Waltershausen in den Jahren 1833—1837 eine wissenschaftliche Reise nach Sicilien, um den erstern namentlich bei seinen geognostischen, mathematischen, geographischen, physikalischen und metallurgischen Beobachtungen und Untersuchungen über den Aetna zu unterstützen. Die Rückreise durch Frankreich, Belgien und England benutzte Listing aber vorzüglich, um das vor Deutschland weit vorausgeschrittene Maschinenwesen dieser Staaten sorgfältig zu beobachten. Nach seiner Rückkehr wurde er sofort sehr vortheilhaft an der polytechnischen Schule zu Hannover placirt.

Nach Göttingen berufen, den immer Neues sinnenden und schaffenden Gauß und Weber und ihrem unstreitig anregenden Umgange in die nächste Nähe gestellt, durfte man von seinen vielfach gerühmten Kenntnissen und Talenten selbstständige Forschungen und Productionen erwarten. Mit solchen ist Listing bis jetzt noch nicht hervorgetreten. Wir wollen und dürfen nicht voreilig absprechen, allein es ist das allgemeine Urtheil, daß Listing auf irgend eine Weise seinen Ruf wissenschaftlich

bewähren müſſe. Daß ihm der Beifall ſeiner Schüler noch nicht geworden, darauf geben wir weniger, da dies allein ſelten ein gutes Kriterium der Tüchtigkeit iſt.

Neben den Genannten lehrt Aug. Ferd. Carl Himly, vierter Sohn des Hofraths, ſeit 1837 als Privatdocent Naturwiſſenſchaften. Seine chemiſchen Studien machte er unter Mitſcherlich in Berlin. Er iſt ein glücklicher Praktiker mit intuitivem Blick. Seine Experimente und Verſuche haben zu den glänzendſten Erfolgen geführt. Bei Gelegenheit der Daguerrotypen entdeckte er eine Vergoldung auf naſſem Wege, deren Vortrefflichkeit ſich bewährt hat und deren Geheimniß er für England und Frankreich in London für 14,000 Rthlr. verkaufte. Kaum hatten Zeitungen von der Warner'ſchen Entdeckung eines nicht zu löſchenden und durch Spritzen zu verſendenden Feuers geredet, als er daſſelbe nacherfand, von welcher Entdeckung bis jetzt ein weiterer Gebrauch nicht gemacht iſt. Seine Vorleſungen über Experimental-Phyſik ſind ſehr beliebt, obgleich eine ſtreng wiſſenſchaftliche Theorie denſelben nicht zu Grunde gelegt iſt. —

4. Philoſophiſche Facultät.

Um das in der philoſophiſchen Facultät Zuſammengedrängte, nachdem wir die Naturwiſſenſchaften vorweg genommen haben, ferner zu gruppiren, ſtellen wir im Folgenden die Hiſtoriker voran, laſſen die Philologen folgen und ſchließen mit den eigentlichen Philoſophen.

Dahlmann's Berufung, als Nominal-Profeſſor der Politik, war ein glücklicher Wurf. Wir wiſſen nicht, wer zuerſt die Aufmerkſamkeit auf Dahlmann gelenkt hat, glauben aber, daß dies nicht geſchehen ſein möchte, hätte er ſich nicht ſchon durch philologiſch-hiſtoriſche Forſchungen bekannt ge-

macht. Dieſe fallen außer dem Kreiſe unſerer Betrachtungen, da es uns ſehr gleichgültig ſcheint, ob Cimon wirklich mit den Perſern einen Frieden geſchloſſen hat oder nicht. Wir wollen nur Dahlmann als Politiker betrachten, denn hier war ſein eigenſtes Lebensgebiet; die hiſtoriſchen Forſchungen, die Quellenkritik galten ihm mehr als Hülfsmittel.

Dahlmann paßt hier wenig in die gewöhnlichen Kategorieen. Man darf ihn nicht einen Hiſtoriker nennen, ebenſo wenig einen rationellen Theoretiker. Dahlmann beſitzt eine Achtung vor der Speculation, wie wir ſie bei den gewöhnlichen Hiſtorikern ſelten finden, er hat nicht nur Plato und Ariſtoteles, ſondern auch Fichte ſtudirt, ſelbſt Hegel iſt ihm nicht ganz fremd geblieben. Aber ſeine philologiſche Bildung hat ihn von einem wahren Hingeben an die Speculation fern gehalten, es iſt ihm mehr um die Reſultate des Denkens Anderer, als das philoſophiſche Denken ſelbſt zu thun, dieſe Reſultate will er an ſeinen hiſtoriſchen Erfahrungen prüfen, und ſo zu finden ſuchen, was davon für das Gegebene paſſe. Um den guten Staat zu finden, darf man nach ſeiner Meinung nicht wie Plato und Fichte von einem Muſterſtaate ausgehen — aber auch nicht von den in der Gegenwart und Vergangenheit ſeienden und geweſenen Staaten, ſondern man muß zwiſchen Ideal und dem Staate der Erſcheinung „hin und her gehen" — oder wie Dahlmann ſich in der gedruckten Politik ausdrückt: „die wahrhaft lebendige Darſtellung des guten Staats iſt weder im Ideal noch in der Erſcheinung enthalten. Sie bedarf beider und iſt ein Drittes, welches zwiſchen beiden liegt." Man könnte ſich hiermit ſchon zufrieden geben, wenn man nur erführe, auf welchem Wege Dahlmann zu dem Ideale des Staates gelangte und wenn irgend eine Sicherheit, ja nur eine Methode des Hin- und Hergehens vom Ideale zu

der Erſcheinung angedeutet würde. Hier aber überläßt ſich Dahlmann wie Alle, welche ſich der Speculation nicht ganz hingeben, ſondern ſie nur als Dienerin zu ihren Zwecken benutzen möchten, einem mehr auf ſein Gefühl und ſeine ganze geiſtige Individualität gebauten Glauben und Dafürhalten, als reiner wiſſenſchaftlicher Erkenntniß. Und daher kommt es denn, daß uns Dahlmann hier mit Aeußerungen begegnet, die wir gänzlich anerkennen müſſen, die mit wahrhafter Intuition uns das Individuelle im Lichte ſpeculativer Auffaſſung zeigen, daß wir dort aber auf Abſtractionen von geſchichtlichen Facten, auf doctrinäre Behauptungen ſtoßen, die nichts mit einer tieferen Erkenntniß zu thun haben, nicht einmal die Brücke andeuten, die zum Ideale führen könnte. Er ſteht auf einem ähnlichen Standpunkte wie unſere heutigen Mediciner, wie er denn ſeine Politik auch für eine Geſundheitslehre giebt.

Das Ideal, welches Dahlmann vorſchwebt, iſt nicht ein wiſſenſchaftlich erſchautes, ſondern ein auf Glauben baſirtes, deshalb ſagt er: „wir glauben an ein großes gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte.“ Die Geſchichte geht dann aber erſt recht an. Weltende und Ende der Geſchichte ſind Mythen geworden! — Dahlmann erfaßt nicht das Göttliche in der Geſchichte und im Staate. Der Staat iſt ihm „ein Vermögen der Menſchen, durch deſſen ſtufenweiſe Ausbildung ihre natürlichen Gebrechen bekämpft werden.“ Der Menſch iſt mit Ariſtoteles ein Staatsthier, Staatsweſen, alſo wiederum nichts Göttliches in ihm. Der Staat ſoll die „Hauptbeſtimmung des Menſchen zum Nützlichen, zum Gerechten, zum Schönen, zum Wahren, zum Heiligen vereinigen und aufnehmen und in jeder Claſſe ſeiner

Bevölkerung fortbilden.“ Hier ſteht das Nützliche voran vor dem Wahren und vor dem Schönen, ſtatt des Göttlichen ſtoßen wir auf den unbeſtimmten Begriff des Heiligen.

Dahlmann tadelt die Ueberhebung der Wiſſenſchaft vor dem Leben, er will lieber praktiſche Siege erringen, als theoretiſche Siege bei großen praktiſchen Niederlagen — aber aller Fortſchritt ſoll ausgehen von breiten und ſtarken Grundlagen, vom hiſtoriſchen Recht. Was er von dieſen hiſtoriſchen Grundlagen nun noch hält, nachdem eine von ihm auf dieſe gebaute Verfaſſung wie ein Kartenhaus weggeblaſen, wiſſen wir nicht. Seine Politik iſt eine Erfahrungstheorie, kurze Sätze, in welchen Irrthümer alter und neuer Zeit mehr durch vergleichende Prüfung als durch eine höhere einheitliche Erkenntniß als ſolche bezeichnet und verworfen werden, und die dafür Sätze giebt, dictatoriſch ausgeſprochen und gleich einem Arzneimittel verſchrieben, ohne rationale Begründung, häufig kaum mit Hinweiſung auf geſchichtliche Thatſachen. Ein Beiſpiel bietet gleich die Einleitung ſeiner Politik.

„1. Dem Staate geht kein Naturzuſtand voran, der von blinden Trieben und vernunftloſen Menſchen handelt. Der Naturzuſtand des Menſchen iſt Vernunft zu beſitzen, ein Ueber- und Unterſich zu unterſcheiden.

„2. Der Staat iſt alſo keine Erfindung weder der Noth noch der Kunſt, keine Actien-Geſellſchaft, keine Maſchine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorſpringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menſchheit, er iſt eine urſprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zuſtand, ein Vermögen der Menſchheit.“

Iſt „Vernunft beſitzen“ Dahlmann alſo lediglich „ein Ueberſich und Unterſich zu unterſcheiden?“ — Auch in ſeiner Vorleſung gab Dahlmann eine nähere Erklärung nicht.

Richtig aber erkennt er an, daß eine ſolche praktiſche Politik nur für die Gegenwart, nur für die gegebenen Staaten paſſe und er will bloß eine Politik zunächſt nur für ſeine Gegenwart und ſein Volk ſchreiben.

Der gute Staat — den Dahlmann aber für die Gegenwart will — für Europa, für Deutſchland ohne Ausnahme will, iſt die conſtitutionelle Monarchie, die Monarchie mit einer Volksvertretung, „die allgemein verbindliche Geſetze und Geldabgaben bewilliget, die Regierungsrechte aber an den beſſer erkannten Staat zurückſtellt.“ — „Nicht die mechaniſche, nach Willkür wechſelnde Einheit iſt das Ziel,“ ſagt er, „es gilt, ein ſtetig einheitliches Leben für die Mannigfaltigkeit freier Volksentwicklung in dieſe Gebundenheit der Staatsordnung einzuführen. Darum kann die Zukunft Europa's keine Verherrlichung des unumſchränkten Königthums ſein, aber ſie iſt, wenn ſtetige Entwicklung gelingen ſoll, geknüpft an den Beſtand nicht nur, ſondern an die Macht der erblichen Königthümer. Denn dieſes iſt das einzige Band der Gewohnheit, welches durch die Dauer immer feſter geworden iſt in der tiefer dringenden Ueberzeugung.“ Mit richtigem Blick bekennt er namentlich, „wie wir vergebens nach Garantieen für unſere conſtitutionellen Einrichtungen ſuchen, ſo lange Preußen ohne Reichsſtände iſt, ſo lange der für Deutſchland wichtigſte Staat im Gemeinde- und Militairweſen allen anderen vorausgegangen, im Verfaſſungsweſen zurückbleibt, im Unterrichtsweſen Miene macht zurückzugehen (ſeit Anfang dieſes Decenniums wirklich zurückgeht), in äußerer Politik ſich entfremdet. Preußen ſoll Reichsſtände einführen, damit es freie Preſſe haben könne, Preußen ſoll freie Preſſe einführen, damit es Reichsſtände haben müſſe.“ Dahlmann iſt aber darum den Liberalen keineswegs beizuzählen. Eine kurze Aufzählung der wich-

tigsten praktischen Lehrsätze mag dies beweisen. Dahlmann ist ein Freund des Zwei-Kammersystems, „weil die Erfahrung bewährt hat, daß man besser und sorgsamer berath, wenn man weiß, daß man das Urtheil einer andern Kammer hinter der Berathung hört — und das Bessere das Langsamere aufhebt."

Wenn das Wahlrecht zweckmäßig begrenzt ist, so verlangt Dahlmann, daß die Wählbarkeit jedes Einzelnen außer dem Alter und der bürgerlichen Makellosigkeit keiner Beschränkung weiter unterworfen werde, da es nie wünschenswerth, daß eine Ständeversammlung nur aus Reichen bestehe.

Die Städte sollen mehr vertreten sein als das Land, weil dieselbe Kraft des Vermögens und der Thätigkeit dort eine viel größere Kraft hervorbringt und weil sie Sitze der Bildung sind. Der Landtag sei jährlich zu versammeln, die Sitzungen öffentlich, die Wahl des Präsidenten eine freie, das Recht der Adresse jeder Kammer für sich zu verleihen (denn „glücklich, wenn beide Kammern wegen der Adresse einig; sie zur Einheit zusammen zu zwingen, führt zur Unbedeutendheit, zur Lüge"). Aber keine bleibenden Ausschüsse — „denn die Ständeversammlung muß der dauernden Regierungsgewalt als eine vorübergehende Thätigkeit gegenüberstehen" und „bleibende Ausschüsse, welche selbst die Auflösung der Ständeversammlung überleben wollen, führen zur Mitregierung." — (Aus diesem Irrthume, der vorzüglich aus Dahlmann's Vertrauen zu dem guten Willen der Regierenden — eins seiner unglücklichsten Worte — entstand, folgte denn in der hannoverschen Angelegenheit das Schauspiel, daß, als die Verfassung aufgehoben wurde, Niemand da war, der für eine Beschwerde „legitimirt" erkannt wurde und daß uns noch im August d. J. von einem frankfurter Blatte demonstrirt wurde, Alles, was in Hannover von der Oppo-

sition geschehen sei, sei ungültig und nichtssagend, weil die Opposition nicht „legitimirt" sei.)

Ohne Einwilligung der Stände kein Landesgesetz. Bloß berathende Kammern sind rathlos; sie versinken im Ueberdrusse ihres Unvermögens. Jeder Kammer das Recht des Gesetzantrags, ja des Gesetzentwurfes. Das Recht, die einzelnen Steuern zu verweigern, denn ohne dieses Recht kein Recht, zu prüfen und zu bewilligen. Aber keine Mitverwaltung, keine lebenslänglichen Ausschüsse zu solchem Zweck (z. B. kein hannoversches Schatzrathscollegium), das heiße „das lebendige Besteuerungsrecht den Ständen entreißen und in wenige, oft feile Hände spielen."

Die Kammer habe das Recht, Landesbeschwerden vorzutragen und durch die Anklage der Minister zu verfolgen. Ein Abolitions- und Begnadigungsrecht suspendire dabei, sonst ist jede Anklage lächerlich.

Dies möge genügen. Wir sehen in allen diesem einen praktisch gesunden Sinn, ein gar ruhiges Wollen, aber doch ein Wollen. Dies erhebt Dahlmann aber eben so hoch über Heeren und das bloß empirische Göttingen. Daß er ein langsames, oft zu langsames, frachtwagenartiges Fortschreiten wollte, lag in der ruhigen Besonnenheit seines ganzen Charakters, in seinem beständigen Verweilen bei der Familie, auf die sein ganzes Bild von dem guten Staate basirt war.

Es kam die Julirevolution, als Dahlmann kaum den Boden, auf dem er lebte, einigermaßen kannte. Wir wissen nicht, ob sie ihn überraschte; der Gang, den die deutschen Dinge damals nahmen, war ihm zu schnell, viel zu schnell. Die göttinger Unruhen hatten wohlbegründete Ursachen. Nicht nur in Göttingen hatte Rector und Senat den Kopf verloren, sondern auch in Hannover schwebte man in tausend Aengsten.

Dahlmann allein blieb besonnen und rieth zu kräftigen Maßregeln. Dadurch erwarb er sich ein unbedingtes Vertrauen der damaligen Regierung. Ein neues Verfassungsgesetz wurde nöthig. Dahlmann wurde nach Hannover berufen, um den Entwurf bearbeiten zu helfen. Hier entspann sich sein vertrauteres Verhältniß zu dem Geheimen Cabinetsrath Rose, einem äußerst praktischen Mann von enormem Organisationstalent, der die Fäden zu allen Dingen in den Händen hatte. Theils durch Rose, theils direct durch die Achtung des Curatoriums entstand Dahlmann's Einfluß auf Universitätssachen, den er mit O. Müller und mit Bergmann theilte. Seine Thätigkeit in der 1832 und 1833 das Staatsgrundgesetz berathenden zweiten Kammer war mehr innerlich als äußerlich; er arbeitete lieber in den Commissionen, als daß er redete, ja das Reden schien ihm schwer zu werden, wenigstens der Anfang. Der Entwurf der neuen Verfassung war durch den Widerstand der ersten Kammer vielfach verstümmelt. Allein Dahlmann stimmte für die Annahme, weil die Gebrechen, an welchen der Entwurf leide, nicht willkürlich hineingetragen seien, sondern in der Beschaffenheit der Staatsgesellschaft selbst lägen, und die Möglichkeit der Verbesserung gegeben sei.

Dahlmann wie Rose hatten, wenn ihre Gründe nicht überzeugen wollten, ein Wort, womit sie häufig alle Zweifel bannten, das war das Wort: „Vertrauen auf die Regierung.“ Es war dabei nur eins vergessen, daß Könige sterblich sind. Dahlmann hat vertraut und ist vertrieben und verbannt vom liebgewordenen Heerd.

Eins können wir Dahlmann nimmer verzeihen, seine Anklage der göttinger und osteroder Gefangenen in der Sitzung vom 27. Juni 1832, um so weniger, da er sich noch 1838 damit rühmte. Wir können nicht umhin, den größten Theil

der damals gehaltenen Rodomontaden, wie den Versuch ihrer Begründung hier abdrucken zu lassen.

„Auflehnung gegen Alles, was unter den Menschen hochgehalten und ehrwürdig ist; Verführung der studirenden Jünglinge zur Mitschuld an einem Vergehen, dessen Bedeutung in diesem erregten Lebensalter schwerer noch erkannt wird; Versuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entsetzung der gesetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintansetzung aller beschworenen Treue; — das seien keine bewundernswerthen Erscheinungen, keine Erscheinungen und Thaten, die es sich gezieme, dieser hochgestellten und gesetzlichen Versammlung anzupreisen, einer Versammlung, welche einen so wichtigen Antheil an der Gesetzgebung dieses Landes besitze.

„Würden wir aber angewiesen, diese Vorgänge jedenfalls als nothwendige Mittel zum guten Zwecke gelten zu lassen, so heiße das schon an sich selber einen sehr gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühme sich Jedermann; der Absolutist thue es wie der Liberale; jener von der Ordnung, dieser von der Freiheit ausgehend; eben darum solle man die Menschen nicht nach ihren gepriesenen guten Zwecken, man solle sie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, das heiße, einerlei, durch welche Mittel er sich verwirkliche, gebe es nicht.

„Darum widerspreche er durchaus der in den Petitionen so häufig wiederholten Behauptung, unsere Aussicht auf bessere Staatszustände rühre daher, daß dieser Aufstand unternommen sei, er behaupte, sie rühre daher, daß dieser Aufstand mißlungen sei. Wenn dieser Aufstand eine

wohlthätige Erschütterung in unserm Staatskörper hinterlassen habe (dem möge so sein, und die Zukunft werde darüber richten dürfen), so dankten wir jede wohlthätige Folge allein der Treue, welche die Empörung in die Schranken des Gesetzes zurückwies.

„Denn was wäre wohl die Folge des Gelingens gewesen, gesetzt, wenn kein auswärtiges Heer die erste Begeisterung gestört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfassung; ganz gewiß die schnellste Hinwegräumung des lästigen Vorurtheils des Zwei-Kammersystems; die rascheste Beseitigung aller Aristokratie; die freieste Vertretung und Ummodelung aller Gesetze; — mit einem Wort, im vollesten Sinne die beliebte Abschaffung aller Mißbräuche, aber gewiß auch die Abschaffung aller Gebräuche, und besonders des gebräuchlichen Gehorsams, der für die Verfassung aus neuester Zeit eben so nothwendig ist, als für die aus dem Mittelalter. Das Band des Gehorsams sei leicht, fast in einem Augenblicke gelöst, aber ehe es wieder geschlungen werde, vergehen lange blutbefleckte Menschenalter. Ein Meister in Revolutionen sage selbst, den Tiger loszulassen wisse er wohl, aber ihn wieder anzuketten wisse er nicht.

„Er frage, wenn dieser Aufstand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieser Kammer, so frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verschaffen kann? Wir würden beherrscht von Volksversammlungen berathen, verworren durch den Zudrang einer zügellosen Menge, in steter Sorge für unsere Personen, für unser Eigenthum. Denn ganz thö-

richt sei es, zu hoffen, wenn wir selber das Recht der Herrschaft mit gewaltthätiger Hand durchbrechen, dem Niedern werde das Recht unseres Besitzes, die Aristokratie unseres Besitzes, heilig sein.

„Um Alles zu sagen, was in dieser gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff seiner Ueberzeugung bilde, er könne die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten, und erkläre sich hierin eines ganz altväterischen Glaubens. Darum werde ihm durch die Strafloſigkeit siegreicher politischer Verbrechen nichts für ihre Unsträflichkeit bewiesen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibe, auch wenn er der siegreichste wäre. Wenn jemals der Tag erscheine, an welchem er seines Irrthums inne würde, an welchem ihm klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: er würde keine Stunde mehr sich mit Politik lehrend oder lernend beschäftigen; er würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit betrachten 'u. s. w."

Welche Gesichtspunkte! Wer wird die Weltgeschichte nach dem Katechismus messen? Was ist die Moral Alexanders, der Gefolgschaften, des Cortes und der Engländer in ihren Eroberungskriegen? und sollen die nun alle nicht sein, weil sie nicht moralisch sind? Uebrigens ist dies Dilemma auch theoretisch längst gelöst, was der Politiker wissen konnte. Die einzelnen Anklagen malen in's Schwarze. So erinnern wir uns, gelesen zu haben, daß dem Hrn. Hofrath gegen die erste crasse und unwahre Beschuldigung irgendwo schon eingewendet ist, daß während der acht Tage der göttinger Unruhen vom Privateigenthum nicht das Mindeste verletzt, daß nicht einmal ein einziger Diebstahl in dieser Woche vorgekommen. Und von glaubwürdigen Augenzeugen ist uns versichert, daß

die Studirenden nicht die Verführten waren, sondern vielmehr selbst durch den Enthusiasmus, mit welchem sie in die Sache eingingen, die Göttinger mit fortrissen u. s. w. Dahlmann hat sich aus Widerspruchsgeist gegen seinen Collegen Saalfeld und die Vertreter der Göttinger zu Behauptungen leiten lassen, die ihn gegenwärtig, wo er selbst ähnlicher Vergehen bezüchtigt wird, gewiß gereuen. Hatte in Dresden oder in Cassel eine zügellose Menge die Ständeversammlung verwirrt? waren dort die Deputirten in steter Sorge für ihre Person und ihr Eigenthum gewesen? hatten dort Volksversammlungen die Ständeversammlungen beherrscht? Man berieth in Hannover jetzt langsam nach Dahlmann'schen Wünschen in einer zehnmonatlichen Session das Staatsgrundgesetz. —

In Hessen, in Sachsen hatte man dem ersten Enthusiasmus sich hingegeben und gebaut, dort hat man noch jetzt Verfassungen, die trotz der Ungunst der Zeiten geliebt werden, während das Staatsgrundgesetz von 1833 in Hannover todt ist und die Anhänger desselben als Verbrecher vertrieben oder polizeilich confinirt sind u. s. w. Dahlmann's Angst vor „Wagstücken" führte ihn zu diesen Uebertreibungen. Er wollte nur allmälige und vorsichtige Behandlung, während der Arzt sich nie scheuen soll, moxae anzuwenden, wenn eine Rückenmarksdarre droht. —

Dahlmann war damals unpopulär, aber Niemand ging so weit, seinen Charakter anzutasten, ihn wohl gar der Achselträgerei oder des Verraths zu beschuldigen, wohl aber warf man ihm Unbehülflichkeit und Starrheit vor, die mit seinem ganzen Wesen zusammenhängen mag. Daß das Werk aber, welches das Volk als ein halbes ansah, welches ohne Enthusiasmus im Lande aufgenommen war, auch nicht mit Liebe

und Hingebung im Volke würde gehegt werden, daran hatte Dahlmann nicht gedacht. Das Staatsgrundgesetz wollte nicht mit dem Volke verwachsen, trotz der historischen Grundlagen, auf welchen es gebaut war. Dahlmann scheute den Sprung und doch hätte dieser Sprung allein retten können, da das historische Element nicht mehr lebendig war und nur ein neuer Aufbau von urgesundem Bauholze im Volke Liebe, Zutrauen und Verständniß erwerben konnte.

Dahlmann's Wahlspruch war der, womit er 1834 seine Vorlesungen über deutsche Geschichte geschlossen haben soll: „man müsse auf deutschem Boden so leben, daß man seine Hoffnungen mäßige, man müsse sich wahren und sorgsam hüten vor allen eingebildeten Dingen, vor der unstäten Neuerungssucht, die den Gehorsam verpöne." Mit solchen Lehren wirkte er zwar auf heiße jugendliche Begeisterung wie mit kalten Umschlägen, aber er suchte dafür die auf Erfahrungsthatsachen gestützte Ueberzeugung zu erwecken, daß es im Wege der langsamen Reform besser werden müsse im Vaterlande, er suchte nicht bloß einen flüchtigen Enthusiasmus für politische Dinge zu erregen, sondern dauerndes Interesse am Staat, Lust am politischen Leben und Hingebung an das Vaterland in die Gemüther zu impfen. In seiner ganzen Charakterfestigkeit wurde Dahlmann aber erst erkannt, als die begeisterten Zuhörer ihm „als Mann des Wortes und der That" ein Hoch zujauchzen konnten — und auch Deutschland erkannte erst, was Göttingen in ihm besessen, als dieses ihn verlor. Wir hoffen, daß Dahlmann für Deutschland wenigstens nicht verloren sei und daß er nicht zu lange bei der Geschichte Dänemarks verweilen möge. Auch sollte er die Scheu und Aengstlichkeit ablegen, in öffentlichen Tagesangelegenheiten seine Meinung offen und frei abzugeben, die sich noch vor Kurzem bei

einer Briefangelegenheit, welche wir nur andeuten dürfen, gezeigt hat.

Seit 1830 haben sich zwei Privatdocenten der verwaisten Politik angenommen. Dr. Roscher, mehr philologischer und gründlicher geschichtlicher als philosophischer Bildung, scheint die Politik vom Standpunkte Dahlmann's zu betrachten; Dr. Vögel soll sich Hegelschen Principien zuneigen. Beide müssen erst mit selbstständigen Werken aufgetreten sein, ehe sich ein Urtheil über sie geben läßt. Des ersteren Zuhörer haben sich befriedigt gefunden.

Gervinus gehörte Göttingen von Ostern 1836 bis zum December 1837, also keine volle zwei Jahre an und sein Verlust ist unstreitig der schmerzlichste für die ganze Universität, indem er gerade der Mann war, die hier sich einer feierlichen Langsamkeit befleißigende Gelehrsamkeit wieder zu rascherer Arbeit und freierer Wissenschaftlichkeit zu beleben und für ein gemeinsames Ziel zu begeistern. Man würde alle früheren Abschweifungen und Weitschweifigkeiten, die Ausschreiberei und Geistlosigkeit der vorhergehenden Historiker haben verschmerzen können, wenn er Zeit gewonnen hätte, die Historie und damit die ganze Universität wieder in die Gegenwart zu rücken.

Die frühere Geschichte des berühmten Mannes dürfen wir als bekannt voraussetzen. In Göttingen wurde er gleich Anfangs mit großem Beifall aufgenommen, indem seine gewaltige Kraft, Originalität und richtige Stellung zur Wissenschaft wahrhaft imponirend auf die Geister wirkte. Gervinus las Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Geschichte Aragoniens, über Macchiavell's Buch vom Fürsten, Historik. Sein sonderbarer, in fortwährend sich überholendem Periodenbau fortschreitender Vortrag, der jedoch nie unklar wurde, den

Stoff stets in größter Fülle entwickelte und die Gedanken stets massenweise daran knüpfte, setzte die Zuhörer in die wohlthuende Nothwendigkeit, stets mit der größten Spannung zu folgen und die Klarheit, Präcision und Neuheit der Auffassung, der männliche Ernst und die geniale Ungenirtheit der Ausdrucksweise haben ihm schon in der kurzen Zeit eine Menge dankbarer Schüler zugeführt.

Gervinus hat den erst von Wenigen als nothwendig erkannten und versuchten wichtigen Schritt vom Geschichtsforscher zum Geschichtschreiber mit der größten Sicherheit gethan. Er stellt selbst das Bild des Historikers auf: „Dem ächten Historiker," sagt er, „muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd sein; er kann an keinem Gegenstande als solchem für sich, an keinem einzelnen, abgetrennten Dinge hängen, sondern Alles fesselt ihn nur in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa schriftstellerisch behandeln will, aus persönlicher Neigung und Liebhaberei, sondern er muß ihn aus den Forderungen und Bedürfnissen seiner Zeit und seiner menschlichen Gesellschaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologischen Antheile und Interesse behandeln, ohne welches die Schriftsteller der neuen Welt sehr selten schreiben oder urtheilen. Nicht einmal seine eigne Wissenschaft (so rigoristisch muß seine Entfernung von aller Vorliebe sein) kann er als die vorzüglichste an sich preisen oder einseitig als den Einen Weg ansehen, auf dem allein das Heil für den forschenden Geist läge, und wenn er sich auch noch so sehr durch seine Beschäftigung oder den Stern seiner Geburt, durch Gewöhnung oder Natur genöthigt sähe, jeden Gegenstand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in seinen Gesichtskreis fällt, der historischen Betrachtung instinctmäßig zu unterwerfen. Er

kann also selbst seinem Berufe nur aus Wahl und Ueberzeugung anhängen: er muß einsehen, er muß es aus geschichtlichen Erfahrungen wissen, daß in Zeiten, wie die unsern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, also der Kunst so gut wie entwachsen (?) und auf der andern Seite der Speculation, also der Philosophie noch nicht zugereift sind, sondern zwischen beiden schwanken, die allgemeinste Beobachtung, die von fester Erfahrung aus in alle Gebiete streift, welche der menschliche Geist zu bebauen fähig ist, allein*) dasjenige sein kann, worin gerade für diese Zeiten, für diese Generationen die sicherste Belehrung, der sicherste Gewinn zu erlangen ist. Der ächte Historiker würde die personificirte Gleichgültigkeit sein, wenn es nicht glücklicher Weise sein Beruf mit sich brächte, daß er sich für Alles gleichmäßig interessiren müßte, da ja der geschichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So ist er also nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurtheilslosigkeit; wer aber in dieser Weise uneingenommen forscht und die Gegenstände ohne alle Prädilection beobachtend an sich vorübergehen läßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen können, er sei groß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung gerade für dieſen Historiker, in dieſem Geschlechte mit dieſen Bedürfnissen ist. In ſich ist einem solchen Beobachter ohnehin Alles von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts geringfügig, sobald er nur dahin gekommen ist, Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen, Gesetze,

*) Man verkenne nicht, daß Gervinus hier schon als Historiker einseitig urtheilt. Er darf dies als solcher. Aber ist nicht das poetische Talent dazu ebenfalls berechtigt, um sich zu desto größerm Eifer zu concentriren? Auch der Philosoph dürfte es; thut es indeß am wenigsten, weil er sieht, daß die Gegenwart nicht allein nicht abgeneigt ist, sondern darauf dringt, daß sie durch alle Drei, durch Kunst und Geschichte und Philosophie gefördert werde.

gleichmäßige Geſetze in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Beobachter giebt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes."

Und ſolchen Grundſätzen iſt Gervinus beſtändig treu geblieben. Gründlich und vielſeitig in der Forſchung, ſo daß er bei dem Reichthum des Stoffs nicht mehr ängſtlich abzuwägen braucht, ſondern ſtets in's Volle greift und wieder darauf denken kann, das Maſſenhafte wegzuſchaffen und nur den Kern zu behalten, geht er darauf aus, hiſtoriſche Kunſtwerke zu ſchaffen, die alles Geweſene in ſeiner Eigenthümlichkeit, objectiven Berechtigung, in ſeinem Zeitgefüge erſcheinen laſſen: aber daſſelbe nicht bloß als etwas Geweſenes, Abgethanes hingeſtellt haben wollen, ſondern das darin Forttreibende, Fortentwickelnde feſtzuhalten, zu befreien ſuchen, um es ſo in ſich ſelbſt, um ſeinen Gedanken geſammelt, in der Periode des Hiſtorikers wieder lebendig werden zu laſſen und auf's Neue wirkſam. Man ſehe Gervinus' Schriften darauf an: ſie halten keineswegs eine ängſtliche puritaniſche Objectivität ein; im Gegentheil der Verfaſſer urtheilt viel und läßt den Autor in den Menſchen übergehen, der nun mit Empfindung und Gemüth an die Gegenſtände herantritt. Dann verlangt er aber keineswegs, daß man ſeiner Meinung ohne Prüfung beitreten, ſondern nur, daß man ihn mit ſeinen Anſichten toleriren ſoll, wie es jede fertige Individualität verlangen darf. Dieſe Abgeſchloſſenheit ohne Iſolirung und Starrheit hat ſich bei ihm, wie bei Wenigen der Gegenwart herausgeſtellt und wenn er damit an die Geſchichte tritt, ſo geſchieht jedesmal etwas Bedeutendes. Ganz natürlich tritt ſie am eminenteſten bis jetzt in ſeiner Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur hervor und hier wieder immer mehr und mehr hervor, je näher er der

Gegenwart rückt. Die ganze Vergangenheit muß in diesem Werke die Gegenwart begründen. Eine umgekehrte Pyramide steht das Werk da, immer breiter und breiter werdend, immer dichter und dichter an geistigem Gehalt. Ganz abgesehen von der unübertroffnen Belesenheit, die darin herrscht, ist die darin webende Idee so großartig, so mächtig und so großartig und mächtig herausgestellt, daß es jeden Deutschen von der Nationalität seiner Nation, von der Einheit und harmonischen Entfaltung des deutschen Geistes, der sich hier, trotz aller Hemmnisse, trotz aller Mißgriffe und Trübungen, doch eine lichte Bahn gebrochen hat, überzeugen muß. Was man sonst nur ahnete, ist hier klar geworden, das ganze Leben der Nation spiegelt sich in ihrer Nationallitteratur. Alle Strömungen und Wechselwirkungen sind gezeigt und selbst in dem Flüchtigsten, sich selbst Unbewußten, anscheinend Willkürlichen, wohl gar Negativen ist hier das Gesetzmäßige, Positive, Allgemeingültige so sicher herausgearbeitet, daß in dieser Litteraturgeschichte so recht die Seele des deutschen Volks gezeigt und nicht allein die bedeutendste Vorarbeit für die Philosophie der innersten deutschen Geschichte, sondern die Philosophie zum großen Theile selbst schon gegeben ist.

Bei diesem strengen Festhalten an den Principien der Wissenschaft, möchte er diese so wenig dem Leben, als das Leben der Wissenschaft entfremdet sehen und darin ist Gervinus Lessing ähnlich, den er so unvergleichlich geschildert hat, daß er der unersättlichste Bücherverschlinger gegen nichts mehr protestirt, als daß sich der Geist eines Volks in die Bücher zurückzieht, gleichsam auf Flaschen gezogen wird, um Bibliotheken zu füllen. „Keine Richtung des menschlichen Geistes, nicht Religion, nicht Wissenschaft, nicht Kunst und nicht Staat sollte sich je von dem Ganzen abtrennen, denn nur da

ist der rechte Mensch, wo das Fachwerk getilgt ist und wo alle geistigen Kräfte auf die Gesammtbildung des ganzen Menschen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirkenden Kräfte vor Allem bedeutend ist. So ist's mit dem Leben der Völker und wo sich in alten gesunden Zeiten ja eine Wissenschaft für sich selbst constituirte, geschah's, nachdem das Volksleben erstorben war. Aber sonst war die griechische Poesie, die den Selbstforderungen der höchsten Kunst entsprach, wie keine andere, stets auf den praktischen Gebrauch bezogen; so ging ihre Philosophie von dem Leben und dem Menschenverkehr aus und ihrer Weltweisen Leben war ihnen wichtiger als ihr System. Wo eine Wissenschaft oder Kunst unverhohlen von dem Geiste der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da ist sie ihrer Wirksamkeit sicher und kann die höchsten Zwecke in sich vollkommner befriedigen, als in der Absonderung und Isolirung."

Nur da, wo Gervinus von der zur Herrschaft gelangten Idee zu der noch ringenden übergeht, wird er etwas unsicher. Idealist, so weit die Geschichte der Idee nachkommt, verläßt er diese Anschauungsweise, sobald es darauf ankommt, der Idee zu folgen, wo sie der Geschichte vorhergeht. Damit kommt die Wissenschaft in der Gegenwart am allerwenigsten durch. Wir deuteten schon oben auf diese Einseitigkeit hin und sie tritt noch mehr da hervor, wo Gervinus darauf eingeht, was die Gegenwart will. Er sieht z. B. ein, daß, wenn die an der Spitze des Staats Stehenden einem Gedanken, mag er Preßfreiheit oder Redefreiheit oder Volksvertretung sein, sich widersetzen, sie sich den gefährlichsten, den unmittelbarsten Kräften der Menschheit widersetzen, die ihnen die unfehlbarste Gefahr bringen. Sodann spricht er aber nur von der Wirklichkeit oder Möglichkeit der Verwirklichung

ſolcher im Volke werdender Ideen, verzichtet aber, auf ihre Nothwendigkeit zu beſtehen, die oft ſchon eingetreten iſt, wenn ſelbſt noch jahrelanger Kampf Statt finden ſollte. Er fällt damit von der Philoſophie ab, die dieſe Nothwendigkeit zu vertreten hat, und ſpricht wohl gar von leerer Syſtemmacherei, an deren Stelle doch längſt inhaltsreiche Syſteme getreten ſind.

Dennoch iſt Gervinus ein ganzer Radikaler. Und trotz dem, daß er gegen den Liberalismus faſt eben ſo vornehm thut wie Dahlmann, iſt er ein Mann, der die Freiheit mit ganzer Seele liebt. Zwar ſieht er Jean Paul als „den großen Propheten des neuen, werdenden Weltreichs, der Menſchheitsrepublik und den Träger des chriſtlichen ſentimentalen Reichs der Liebe und AllEinheit etwas über die Schulter an und hat Recht inſofern, als wir uns immer knapp zwiſchen letzter Vergangenheit und nächſter Zukunft halten müſſen, um im weiten, unendlichen Strom der Geſchichte unſern Platz auszufüllen; Recht hat er, indem wir uns aus dieſer Kosmopolitie zurückziehen müſſen in das Germanenthum, um recht gedrungen und körnig und energiſch den noch unergründeten Reichthum unſerer Nationalität auszubeuten: aber Gervinus hat Unrecht, ſofern der Gedanke des chriſtlichen und Jean-Paulſchen Liebesreichs in der Poeſie und im Leben erſt ſeiner ganzen Weite nach ausgeſprochen ſein wollte und vorhergehen mußte, ehe Gervinus ihn negiren und die Zeit ſich in ihm beſchränken konnte, und Unrecht hat er, inſofern eine Zeit kommen muß, wo die Forderungen derer, welche jetzt als eifrige Patrioten auf der äußerſten Linken des wiſſenſchaftlichen Parlamentshauſes ſitzen, ganz rechts hinübergerückt ſein werden, ſo daß eine neue Linke opponiren wird, die unter veränderter Umgebung jenem vorläufig abgelehnten Kosmopolitismus wieder

näher rückt. Und so ist auch Börne von Gervinus zum Theil ungerecht behandelt, was ihm, dem letztern, viele Gegner gemacht hat. Er hat zunächst allerdings nur die pariser Briefe im Auge; wir glauben aber, daß er auch die übrigen Schriften nicht glimpflicher behandelt haben würde. Hier hat Gervinus aber die öffentliche Meinung gegen sich, die in der Gegenwart immer mehr bei der Beurtheilung eines Schriftstellers, namentlich Journalisten in Betracht gezogen werden muß, da er sich zu derselben stets als handelnde Person eines großen Dramas verhält und gewiß eben so sehr von ihr bedingt wird, als er auf seine Umgebung hinauswirkt. Das ist die ganz eigenthümliche Stellung Börne's, daß seine kleinen, bescheidenen Aufsätze, wie ein Volkslied dem Gedanken, welcher aller Welt auf der Zunge schwebt, das Wort leihen. — Indeß kann auch eine Ungerechtigkeit der Wahrheit nicht schaden; diese stirbt nicht sogleich an einer Recension und hilf dir selber! muß man ihr schon zurufen.

Wiederholt nun Gervinus seine Ansicht über den Verfall der deutschen Nationallitteratur noch in seiner Dedication des vierten Bandes seiner Litt.-Geschichte an Dahlmann, so meinen wir doch, daß er, wie sehr er auch in Bezug auf die jüngste Litteratur Recht hat, dennoch die Zukunft nicht hätte abschneiden sollen. Die Litteratur mußte sich erst besinnen, suchte einen neuen Durchbruch, irrte, wurde verschlagen und findet jetzt dennoch den richtigen Weg. Die Poesie kann nicht warten, bis ihr von der Politik Luft geschafft ist; sie muß selbst den Kampf beginnen und hat ihn, um nur einen zu nennen, in Herwegh glänzend eröffnet. Georg Herwegh hat in ganz Deutschland, sogar an der Leine einen solchen Anklang gefunden, daß ihm auch Gervinus seinen Beifall nicht versagen wird: das ist der moderne Heinrich Heißsporn,

während am Schluß jener Dahlmannschen Dedication nur erst der alte so zürnend aufbraust.

Daß Gervinus Göttingen verlassen, ist für dieses wie schon gesagt unstreitig der herbste Verlust; für die Wissenschaft ist es ein Gewinn. Wenn diese sich im staatlichen Verbande nicht frei bewegen kann, so muß sie zunächst heraustreten. Gervinus kann jetzt die Entfesselung von allen ängstlichen Rücksichten um so entschiedener benutzen, um die ächt demokratischen Grundsätze, die Poesie und Leben wieder verschwistern werden, und die in der Einleitung des vierten Theils der Litteraturgeschichte auf so höchst geistreiche Weise und bei aller Ferne der Beziehungen doch so nahe gelegt und so ungezwungen ausgesprochen sind, desto energischer weiter zu entwickeln. Und da möchten wir den sonst so vorurtheilsfreien Mann gern noch an Eins erinnern. Er nehme sich der Journalistik wieder an. Er thut Unrecht, wenn er hier nur von lesendem Pöbel spricht. Sein im Jahre 1835 gegründetes Journal machte kein Glück, weil darin zu viel gelehrte Aristokratie herrschte. Die Gelehrten dürfen jetzt nicht mehr bloß für Gelehrte schreiben wollen. Wir wissen wohl, das specifische Gewicht eines flüchtig vorübergehenden Journalartikels ist höchst gering gegen Gervinus' Bücher gehalten. Wer aber ein ächter Freund des Volks ist, muß auch die Stellung des fliegenden Blatts anerkennen, das trotz aller Mißhandlung, die es erfährt, unablässig die Gedanken, welche die Zeit bewegen, in glücklichem Wechsel, in rascher Kürze mit der bewußten „Aufdringlichkeit der Wahrheit" zu verbreiten strebt. Wo die Umstände der Freiheit auch nur ein Häkchen bieten, da muß die Debatte gleich eingreifen. Das kann sie nicht, wenn erst ein Buch geschrieben werden soll. Das Buch dringt erst nach Jahr und Tag durch; das Journal kann aber sogleich aufräumen und den Weg anbahnen.

So lange wir in Deutschland keine Preßfreiheit haben, so lange kann die Journalistik freilich keine Macht werden; sobald wir aber Preßfreiheit haben, so ist sie damit schon die Debatte einer deutschen zweiten Kammer. Doch muß man auch die beschränkte Freiheit schon so viel wie möglich benutzen, um es zu der unbeschränkten zu bringen, und wir meinen, es müßte sich auch jetzt schon weit mehr ausrichten lassen, als ausgerichtet wird, wenn sich Männer, wie Gervinus und Dahlmann in ihrer jetzigen ganz dazu gemachten Stellung der wissenschaftlichen Journalistik mehr annähmen und hier mit ihrem, bis tief ins Volk gefeierten Namen ebenso tief, tiefer als ihre Bücher dringen, zu wirken suchten. Sie würden der Intelligenz und der Freiheit unendliche Dienste erzeigen können. —

Als nach Dahlmann's und Gervinus' Entfernung Göttingen von Historikern gänzlich verlassen war, wurde Havemann speciell für braunschweig-lüneburgsche Geschichte hierher berufen. — Wilhelm Havemann wanderte von der Universität ins Gefängniß wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen. Er benutzte die ihm so gewordene Muße zu historischen Studien; hielt nachher in Hannover öffentliche Vorlesungen über vaterländische Geschichte, erwarb sich dadurch Gönner und ward Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld. Er hält gegenwärtig außer seinen Vorlesungen über die Geschichte, deren Nominalprofessor er ist, Vorträge über die Geschichte des Mittelalters, der letzten drei Jahrhunderte, der französischen Revolution. Seine Vorträge sprechen die akademische Jugend an, indem sie sich durch Klarheit und Gewandtheit auszeichnen, Forschung beurkunden, eine offne und ehrliche Gesinnung und ein für ächte Humanität schlagendes Herz bewähren. Nur Eins haben wir auszusetzen. Man merkt es Havemann noch an, daß er einst vor hannöverscher Noblesse

redete, die lebhaft unterhalten sein, die Vorträge schön finden, über ihren Inhalt hinwegschlüpfen wollte. Zu viel Rhetorik ist in den Vorträgen, zu viel Effect erstrebende Hast. Wir unterscheiden davon noch gar sehr die lebhafte Theilnahme des Redners an seinem Stoffe, den sorgfältigen Ausbau des Details, die historische Dialektik, die durch leichte Gruppirung der Thatsachen, prägnante Zeichnung der Charaktere und scharfe Nachweisung des pragmatischen Nexus, der leitenden Ideen, der Beziehungen zur Philosophie der Geschichte den Zuhörer sowohl für die Sache selbst, als für die Auffassung (nicht so sehr Darstellung) derselben zu interessiren weiß. Havemann arbeitet sich ab; ist beständig in Pathos, erzählt mit demselben Enthusiasmus, daß Karl XII. von Schweden nie seine Stiefeln ausgezogen habe, außer wenn sie befohlt werden mußten, womit er über die Sitzungen der französischen Nationalversammlung und die Reden Mirabeau's berichtet. Das beunruhigt den Zuhörer, der selbst an die Sache tritt und eignes Nachdenken in den Verfolg der Darstellung flechten möchte. Wo die Gegensätze nicht so schroff, wie wir ihn gestellt haben, da ist bei solcher dauernden Aufregung die Haupt- und Nebensache nicht so schnell zu unterscheiden. — Havemann's Hauptwerk ist seine „Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg für Schule und Haus," ein populäres Werk also, worin er, wie die Vorrede sagt, zusammenfaßt, „um zu ergötzen, zu spannen, die Neigung zum Weiterlesen zu erwecken, ohne die Treue zu verletzen." Das Princip ist damit freilich nicht ausgesprochen; indeß ist das Buch nicht ohne Quellenstudium geschrieben; viel Seltsames aus den Chroniken, manche Schönheit aus altdeutscher Sitte, Kunst, Poesie ist herangebracht; Abenteuer und Anekdoten in Menge; aber auch das Streben, überall das Volksthümliche, Hoch-

herzige, Gerechte, Freie den Gemüthern nahe zu bringen, ist nicht zu verkennen. Panegyrik bleibt nicht aus; doch ist sie weniger einseitig welfisch, als Raumer's Hohenstaufen ghibellinisch sind. Nur das innere Leben des Volks, der Städte und Städtebündnisse, die ihre Gerechtsame gegen Pfaff und Fürst zu wiederholten Malen siegreich zu vertheidigen wußten, hätten gründlicher berücksichtigt werden können. Die Reformationsgeschichte, die gerade in dem hier behandelten Bereich so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingriff, scheint uns der mit der meisten Sorgfalt abgefaßte Theil des Werks, das dann bis zum Jahre 1815 fortgeführt ist. Man kann es dem Werke selbst natürlich nicht zum Vorwurf machen, daß es hier schließt. Indeß drängt sich uns bei dieser Gelegenheit ein Gedanke auf, den wir nicht unterdrücken wollen. Die meisten unserer deutschen Geschichtswerke, sowohl der Universal- als Specialgeschichte schließen mit diesem Jahre ab, als sei nachher der Fluß der Ereignisse plötzlich, wie Röhrenwasser, ausgeblieben; als sei über das Thun und Nichtthun des folgenden Friedens nichts mehr zu berichten, als müßten die Ereignisse erst gehörig kalt und alt geworden sein, ehe sie die historische Bearbeitung vertrügen! Hat sich der Leser darum durch fast zwei Jahrtausende, durch Völkerwanderung, Kreuzzüge, dreißigjährigen Krieg und den Krieg gegen die Fremdherrschaft hindurchgewunden, um nachher namentlich in der Specialgeschichte gar nichts über die Zustände, welche sein ganzes Sein so sehr bedingen, über die Interessen der eigenen Regierung und Mitbürger, über die eigenen Pflichten und Rechte vom Standpunkte unparteiischer Forschung aus zu erfahren? Es will uns scheinen, als wenn Havemann in Bezug auf die Gegenwart resignirt hätte. Wir wollen mit ihm, der viel gelitten hat, nicht rechten. Indeß haben seine

beiden kleineren Schriften, die er als Professor über zwei wenig hervorragende Personen des Reformationszeitalters geschrieben hat, nur karge Bedeutung für das lebende Geschlecht. Sie sind mit mühsamem Quellenstudium ausgearbeitet, aber es liegt wenig daran, solche kleinliche Persönlichkeiten und Haushaltsangelegenheiten zu wissen, wie sie von der Herzogin Elisabeth z. B. erzählt werden.

Als Welcker 1819 einem Rufe nach Bonn gefolgt war, wurde Karl Otfried Müller, Lehrer am Gymnasium zu Breslau, nach Göttingen berufen. Er war der Lieblingsschüler Böckh's und Buttmann's gewesen und hatte durch sein Aegineticorum liber sich als selbstforschender Gelehrter gezeigt. Im Jahre 1820 erschien sein erstes, die Geschichte hellenischer Stämme und Städte eröffnetes Hauptwerk über Orchomenos und die Minyer. Er verbreitete über dieses merkwürdige Volk (in gewisser Beziehung die Normannen der hellenischen Heldenzeit) ein früher nie geahnetes Licht, und baute mit combinatorischer Kraft und kritischer Schärfe aus jenen alten Mythenkreisen ein lebensvolles Bild seines Lebens, in gelegentlichen Episoden auch andere dunkle Partieen der Urgeschichte beleuchtend. (Unter andern vindicirte er hier zuerst den Athenern die ihnen früher auf die Auctorität einer zweideutigen Stelle beim Platon abgesprochene Autochthonie.) Dieses Buch, welches durch Fülle des Wissens, Reife und Besonnenheit des Urtheils einem gelehrten Greise Ehre gemacht hätte, während in dem freien, kühnen Gedankenfluge die rüstige Jünglingskraft des Verfassers sich offenbarte, legte Grund zu seinem bald zur Berühmtheit sich steigernden litterarischen Rufe. Die Geschichte der Dorier folgte bald. Denn ihm, dem kritischen Lynkeus, waren die dunkelsten, jungfräulichsten oder in ein zähes Gewebe inveterirter Irrthümer und Vorurtheile gehüllten

Stoffe die liebsten Gegenstände der Untersuchung. Dies war allerdings der Hauptgrund, warum er die Geschichte der Dorier den schon gründlicher und vielseitig behandelten Joniern vorzog. Indeß erscheint seine Vorliebe für jene, gleichsam durch seine Forschungen wiedergeborenen Dorier doch auch nicht selten als Parteilichkeit, was um so klarer wird, wenn er sich direct gegen die demokratischen Institutionen Athens, z. B. bei Gelegenheit der Auflösung des privilegirten Gerichtshofs des Areopag erklärte.

Als Jüngling trieb ihn jener Drang, das Dunkel zu erhellen, sich in asiatische Studien zu versenken, doch bewogen ihn (wie ein ehrenwerther Gelehrter, sein Jugendfreund, in einer anziehenden Notiz über seine akademischen Jahre berichtet) bald eigene bessere Ueberzeugung, wie auch wohl Böckh's Einwirkung, seine Kräfte Griechenland ungetheilt zu erhalten.

So sehen wir ihn denn auch in seinen mythologischen Forschungen den von Creuzer eingeschlagenen Irrweg orientalischer Symbolik vermeiden, den hellenischen Mythos, wie er sich in den verschiedenen Culten, in den samothrakischen, eleusinischen und andern Mysterien gestaltete, auf ganz analoge Weise wie Strauß die Entstehung des christlichen Dogma darstellte, deduciren. Ja Strauß ist offenbar, wie seine Hinweisungen auf Müller's Prolegomena der Mythologie beweisen, durch Müller in seiner Idee befestigt und hat den von ihm in der Nachweisung über die Bildung griechischer Mythe eingeschlagenen Weg auf christlichem Gebiete weiter verfolgt. Wir meinen mit Recht, da uns Bruno Bauer schwerlich wird überzeugen können, daß Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter mit Selbstbewußtsein gemacht haben, wie er es von den Evangelisten nachzuweisen sucht.

Bei alle dem war Müller mehr für Erkenntniß der pla-

ſtiſchen Kunſt, des äußern Lebens, als für Erkenntniß der griechiſchen Speculation geſchaffen. Hier fehlte ihm offenbar der Durchgang durch die geſammte Philoſophie, um mit ihren neueſten Retaten an ihre älteſten Anfänge zurückzugehen. Wir läugnen aber damit keineswegs, wollen es im Gegentheil entſchieden ausſprechen, daß er überall der unübertroffene Meiſter war, wo es auf die Vergeiſtigung des Sinnlichen, das Weſen der griechiſchen Kunſt ankam. In der Archäologie der Kunſt ſtand er anerkannt am höchſten unter allen Mitſtrebenden. Raoul-Rochette hat ſein Handbuch der Archäologie für das einzige brauchbare erklärt und danach ſeine Vorleſungen gehalten. Bei geringem äußern Umfang zeigt dies ſein Werk die reichſte Fülle eigener Forſchungen und dabei faſt noch mehr unſchätzbare Winke für Selbſtforſchende. Seine mit Karl Oeſterley begonnene Sammlung von Abbildungen antiker Monumente, und ſeine zahlreichen, dieſen Zweig der Wiſſenſchaften berührenden Monographieen ſind eben ſo viel bleibende Denkmäler eines in das Zeitalter des Perikles nicht mühſam einſtudirten und unſicher umhertaſtenden, ſondern dort wahrhaft einheimiſchen, ſich frei bewegenden Geiſtes. Von zunächſt archäologiſcher Bedeutung iſt auch ſein umfangreiches Werk über die Etrusker, das ihm zugleich als Forſcher in der Geſchichte Italiens neben Niebuhr einen ehrenvollen Stand ſichert.

Noch entſchiedener aber als in allen ſeinen Schriften offenbarte ſich ſein Zuhauſeſein im Alterthume in ſeinen Vorleſungen. Ein ungekünſtelter, mit klarer und inniger Anſchauung in Wechſelwirkung ſtehender Enthuſiasmus für die Kunſtſchätze des Alterthums, die er in Abgüſſen und andern Copieen vorzeigte und erläuterte, ſprach ſich nicht nur in Worten, ſondern in dem ganzen Ausdruck, ſelbſt in der Mimik der Rede aus und riß die Zuhörer zu unwillkürlicher Begeiſterung hin.

Faſſen wir Otfried Müller's Wirkſamkeit als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer zuſammen, ſo müſſen wir ſagen, daß es erſt ſeinem helleniſch-ſchöpferiſchen Geiſte gelungen iſt, den Schlußſtein an das Gebäude zu legen, welches Heyne durch das Studium der Antike, wie durch Begründung einer geiſtdurchdrungenen, zu gleicher Zeit auf äſthetiſchem Wege von Winkelmann vorbereiteten Archäologie der Kunſt begründet, und gegen die, in eitel Grammatikaliſchem ſtarrende, holländiſche Philologie und ihre zu todter Buchſtabenweisheit herabgewürdigte Gelehrſamkeit aufgebaut hatte. Seinem raſtloſen Forſchungseifer, ſeiner oft an Dichter- und Sehergabe grenzenden Anſchauungskraft gelang es, der Entwicklung und dem Fortgange des Menſchengeiſtes, wie er ſich bei den Hellenen in Mythos und Geſchichte offenbarte, mit der Wünſchelruthe ächter Kritik in der Hand auf den Grund nachzuſpüren. Durch die Dunkelheit und Verworrenheit der Quellen mehr angelockt als zurückgeſchreckt, wußte er das Gegebene mit Leichtigkeit zu beleuchten, zu ſichten, zu ordnen, ſcheinbare Widerſprüche in Einklang zu bringen, aus früher unbeachteten, dem Blick des gewöhnlichen Forſchers entſchlüpfenden Andeutungen die überraſchendſten Reſultate zu ziehen. Seine eigenen Hypotheſen empfehlen ſich eben ſo ſehr durch Einfachheit und Klarheit, als durch Scharfſinn ſeiner Combination, innere Harmonie und Folgerichtigkeit.

Er ſuchte die Philologie in einer innigen Verſchmelzung der Archäologie der Kunſt, der Mythologie und der Geſchichte, wie der Sprachwiſſenſchaft zu höherer Vollendung zu heben. Aber was er ſuchte, war doch immer nur das Große einer erſtorbenen Vergangenheit, die er ſich nur durch die Phantaſie näher rückte, die im Leben und Wirken von ihm vergeſſen werden mußte. Denn alles dies Verſenken in den Genius

des Alterthums bringt es nur zu einem Selbstgenügen und Vergnügen an den Dingen, bleibt aber ein Wissen, das nie Können wird.

Wie sehr auch Müller in seiner Wissenschaft lebte und webte, der Ruhm, dieselbe in's Leben einzuführen, unseren modernen Gedankeneinrichtungen, unserm heutigen Trachten und Schaffen, das ihm als Ideal vorschwebende hellenische Leben praktisch einzubilden, hat er nie in Anspruch nehmen können, nie in Anspruch nehmen wollen. Jenes, den olympischen Göttern, aber keineswegs den Menschen geziemende Selbstgenügen, bei der innern Anschauung dieses Ideals, genügte ihm. Das aber eben ist der Fluch aller rein empirisch eleganten Studien, daß sie die Kluft des Wissens und Wollens erweitern, statt sie auszufüllen, daß ihr Wissen ein anderes ist, als ihr Leben selbst, daß sie die Durchdringung jener schönen vergangenen Zustände schon für das Höchste halten und nicht allein selbst auf die schöne That verzichten, sondern sie, wenn nicht für überflüssig, doch für unmöglich halten. Jedenfalls geschieht Müller zu viel Ehre, oder im Geist derer zu sprechen, die ihn etwa als würdigen Guelphenritter vertreten wollen, schreiendes Unrecht, wenn man ihn zu einem Heros liberaler Ideen machen will*). So gern seine Phantasie am Schreibtische und auf dem Katheder in der, in ihren mannigfachsten Gestaltungen ihm offen vorliegenden Griechenwelt sich erging, so freudig sein edler Geist an dem olympischen Feuer eines Pindar und Aeschylos sich erwärmte und es in die Brust empfänglicher Schüler überzutragen strebte, und so gern er

*) Verhaßt bis zum Vorurtheil war ihm jede Deutschthümelei à la Jahn. An einer merkwürdigen Stelle seiner noch in Breslau geschriebenen Minyer beschuldigt er die Thebaner aller „mit einem rohen Turnleben" nothwendig zusammenhängender Untugenden.

auch Sculptur und Architectur des Alterthums hätte erstehen sehen mögen, so gern er selbst in Bauwerken den griechischen Styl sich wieder verkörpern sah *), so befand sich gleichwohl sein ganzer Mensch als göttinger Hofrath und Professor in den glücklichsten häuslichen und amtlichen Verhältnissen zu wohl, als daß er geneigt gewesen wäre, durch eine bei der Realisirung der Idee unvermeidliche Opposition gegen Herkömmlichkeit die seichte behagliche Gegenwart „einem nicht zu realisirenden," im Leben wie im Geiste freien, hellenischen oder sonstigen „Utopien" zu opfern.

Wahrhaft komisch ist es, wenn die göttinger Theologen ihn zu den Ihrigen in religiöser Beziehung rechnen wollen. Dazu hatte ihn die classische Luft zu frisch angeweht. Im Grunde aber verhielt er sich gegen die Christlichkeit, wie früher schon einmal in diesen Blättern bemerkt wurde, indifferent. Die Religion als solche war seine Sache nicht. In anderen das öffentliche Leben angehenden Beziehungen war er indeß conservativ. Und eben vermöge dieser, den Zeitbewegungen von 1830 durchaus fernstehenden Gesinnung erschienen ihm die Ereignisse von 1837 und 1838 als revolutionäre, die Sicherheit aller bestehenden Verhältnisse bedrohende Eingriffe in rechtlich sanctionirte Zustände und veranlaßten ihn, sich mit den Schritten der Sieben, obgleich er ihre Protestation nicht mit unterzeichnet hatte, öffentlich einverstanden zu erklären. Deshalb trat er gegen die neue Ordnung der Dinge, so weit er als Bürger von Göttingen und als Mitglied des

*) Der akademischen Aula und dem eigenen Wohngebäude Müller's, die griechisch sein sollen, läßt sich indeß kein Geschmack abgewinnen, und wir möchten überhaupt in Hinsicht der Nachahmung griechischer Baukunst in Deutschland auf Gervinus' Bemerkungen über Schinkel verweisen. Kl. hist. Schrr. S. 411—435.

akademiſchen Körpers dazu befugt war, offen und unzweideutig in Oppoſition. Als nach dem über die Sieben ergangenen Zorngericht Alles in banger Erwartung fernerer Gewalt zitterte und ſchwieg, war es Otfried Müller, der die Univerſität zu einem ihrer würdigen Verhalten ermahnte, indem er in dem bekannten, im Namen des Exprorector Bergmann ausgegebenen Programm (März 1838), deſſen Abfaſſung ihm als Profeſſor der Eloquenz und Poeſie oblag und deſſen Gegenſtand de exilii poena bedeutungsvoll von ihm gewählt war, die denkwürdige Aufforderung an ſeine Collegen ausſprach: „zu helfen, daß die Univerſität die ſchweren über ſie verhängten Drangſale glücklich, oder, wenn das nicht vergönnt ſei, wenigſtens mit Ehren auskämpfe. Denn das liege in ihrer Hand und könne ihnen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht im Stich ließen, durch keine Unbill der Zeiten entriſſen werden.“

So wenig Müller's in den engſten Schranken geſetzmäßiger Oppoſition gegen Maßregeln der Gewalt und Rechtsverachtung ſich haltendes Verfahren ein Anſchließen an die Bewegungspartei ſeiner Zeit beurkundet, ſo ſehr verdient ſeine männliche Ueberzeugungstreue, welche in der Atmoſphäre der engherzigſten Selbſtſucht und Poltronnerie ſich bewährte, rühmende Anerkennung und ward auch von abſolutiſtiſcher Seite als ein Hinneigen zu revolutionärer Vermeſſenheit ungnädig vermerkt. Die Unluſt an der jetzt in Göttingen emporſprießenden Saat feindſeligen Mißtrauens, offenen und geheimen, die ſo hochgeprieſene Ruhe und Einförmigkeit des wiſſenſchaftlichen Lebens ſtörenden Haders war es wohl hauptſächlich, was Müller's längſt gehegten Plan zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Italien und Griechenland zur Reife brachte. Das Ergebniß derſelben iſt leider weltbekannt, ſein Haupt liegt an den Ufern des Kephiſſos gebettet, Göttingen iſt einer unerſetzlichen Zierde beraubt.

Von einem, Müller öffentlich gemachten Vorwurfe können wir ihn nicht befreien, dem, daß er Mittelmäßigkeit nach Göttingen gezogen und protegirt habe. Das offenbart sich nach seinem Tode nur zu deutlich.

Müller's Stelle ist bis jetzt unbesetzt. Archäologie liest statt seiner der Dr. Wieseler, dessen Tüchtigkeit gerühmt wird und dem wenigstens das zur Empfehlung gereicht, daß er nicht, wie Andere, von Müller hervorgezogen und protegirt ward, daß er es sogar wagte, Müller's Ansicht über die Eumeniden des Euripides noch bei dessen Anwesenheit in Göttingen zu bekämpfen. Wir haben zunächst von ihm die Resultate einer Reise durch Holland und Belgien zu erwarten, deren reiche Museen und Kunstschätze er kürzlich studirte.

Als Hintersassen Otfried Müller's sind die Professoren von Leutsch und Schneidewin zu betrachten, die sich jedoch weniger auf ihres Lehrers universelle und archäologische Forschungen, als auf die linguistische Erörterung der Classiker einlassen. Sie stecken noch voll von Redensarten, als sei das hellenische Alterthum die Blüthe aller Cultur, auf die wir immer und immer zurückgehen müßten, und wollen nichts von den Bestrebungen der Gegenwart wissen; sie finden aber selbst die Schätze jenes großartigen Geistes keineswegs in jenen umfassenden Verhältnissen von Verfassung, Gesetz, Leben, Kunst, sondern in einzelnen Wortgefügen, Parallelstellen und Partikeln. v. Leutsch hat eine 104 Bogen fassende griechische Metrik geschrieben, die ihre Ausdehnung durch den Abdruck aller bezüglichen Citate erhielt, sonst nur dürren Schematismus bietet. Schneidewin hat manches Kritische edirt und eifert gern gegen ein fabelhaftes junges Deutschland, zu dem er Alle rechnet, die noch nichts geleistet haben, und wozu er darnach merkwürdiger Weise selbst gehört. — Beide Herren leiten das

philologiſche Seminar, worin Latein geſprochen und Claſſiker interpretirt werden.

Hoeck hat ſeine praktiſche Thätigkeit beſonders der Bibliothek zugewendet. Er hält wenig Vorleſungen. Seine litterariſchen Arbeiten befaſſen das claſſiſche Alterthum und zeigen alle einen verſtändigen Pragmatismus, verarbeiten den fleißig geſammelten Stoff zu einem klaren Bilde, ohne gerade viel neue Gedanken in die Welt zu fördern. So Hoeck's Creta. Sein neueſtes Werk iſt die Geſchichte Roms vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Der Verf. nimmt darin beſondere Rückſicht auf die Verfaſſung und Verwaltung des Reichs und hat in der bis jetzt erſchienenen erſten Abtheilung des erſten Bandes in prägnanter Kürze ſchon ein recht klares Bild von dem in der Staatskunſt ſo großen Volke gegeben, deſſen freie und volksthümliche Inſtitutionen ſelbſt im Verfall noch ihre Gediegenheit beurkundeten, und ſelbſt weit in die Kaiſerherrſchaft hinein der Nation noch immer die Vortheile der einſt ſo feſten und ſtarken Republik gewährten. Hoeck hat die einzelnen Charaktere eines Pompejus und Cäſar, eines Cicero, Antonius, Octavian in ihrer ſo ſcharf markirten Individualität nicht gezeichnet, was ſelbſt bei dem Hauptaugenmerk des Buches nicht überflüſſig geweſen ſein würde; indeß entwickelt er in raſcher Schilderung das ganze Gewebe der Bürgerkriege ſo in's Detail, daß man leicht einſieht, wie außerordentlich die Perſönlichkeiten waren, die ſich hier an die Spitze eines in der Oeffentlichkeit über ſeine Angelegenheiten aufgeklärten Volkes zu ſchwingen wußten. Mehr läßt ſich, bevor das Ganze vollendet iſt, nicht ſagen.

G. H. Bode iſt, nachdem er aus einer ſehr vortheilhaften Stellung an der Akademie zu Northampton in Maſſachuſetts zurückgekehrt und England, Frankreich und Holland

bereist hatte, seit 1828 schon Assessor der philosophischen Facultät, ohne durch seine Vorlesungen oder Schriften etwas Durchgreifendes auszurichten. Seine ausführliche Geschichte der hellenischen Dichtung hält zu sehr den Gesichtspunkt von Ulrici in Halle ein, als daß sie jener reichen Poesie in einer frischen Darstellung wieder junges Leben verschaffte. Durch zahlreiche Abhandlungen in englischen Zeitschriften sucht Bode die deutsche Philologie auch in England bekannt zu machen.

August Bernhard Krische liest über Geschichte der alten Philosophie und einzelne Werke der griechischen und römischen Denker. Er zeichnet sich durch ein gründliches Studium vortheilhaft aus; er macht freilich keine Ansprüche auf eigenes Philosophiren, strebt aber durch genaue philologische Forschung und Kritik die Schriften der Alten zu erfassen und ihre Gedanken auf dem ihnen eigenthümlichen Standpunkte wieder zu erkennen. Er ist der hiesige Vertreter der neuerwachten Beschäftigung mit Aristoteles, dem er vielen Fleiß widmet. Seine Vorlesungen beruhen auf der großen Belesenheit und Quellenkunde, die seine „Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie" documentiren; bei der Geschichte dieser letzteren kommt es ihm besonders auf historische Richtigkeit an; doch hat auch er das Bewußtsein der neueren Speculation aufgenommen, die in der Reihenfolge der Systeme die Entwickelungskette des Denkens sieht und sich zur Anschauung eines werdenden geistigen Organismus erhebt. Immer aber ist Krische's Thätigkeit mehr eine gelehrte, und deshalb sind seine Vorträge mehr an das Heft gebunden als frei zu nennen, dabei jedoch klar und entschieden.

Wir erwähnen noch den Dr. Theodor Benfey, der die neuere Gestaltung der Philologie zur vergleichenden Sprachwissenschaft in Göttingen allein vertritt. Mag sein griechisches

Wurzellexikon als Grundlage der griechischen Grammatik auch an großer Redseligkeit und Breite leiden und „sich mühsam von Einzelnheiten zu Einzelnheiten fortwinden, immer den Ballast der Allgemeinheit mit sich schleppend, und wo man des letzteren bedarf, ihn wiederholt absetzend und uns stets vom Frischen der Länge nach vorweisend," wie Pott, der Hallenser, dasselbe charakterisirt; mögen darin eine Menge unhaltbarer etymologischer Vermuthungen ausgesprochen sein: das Buch zeugt von eben so großem Scharfsinn als ausgebreiteten und tiefen Kenntnissen, wie wir dies auf Pott's unbestrittene Auctorität wiederholen dürfen. Benfey's Monographie über Indien in Ersch und Gruber's Encyklopädie leidet an derselben breiten und peinlichen Breite, giebt aber reichhaltiges und gründliches Material, das denn auch neuerdings von Herrn Fr. Kolb in dem Rotteck-Welckerschen Staatslexikon tüchtig ausgebeutet ist. Benfey steht als Jude der Professur fern, daß aber auch seine Vorlesungen viel weniger benutzt werden als sie verdienen, ist bei der ohnehinigen Schwäche der Lehrstühle sehr zu bedauern.

Daß Göttingen in Ewald einen der bedeutendsten jetzt lebenden Orientalisten besaß, ist anerkannt. Da von ihm außerdem schon in den Hall. Jahrb. wiederholt die Rede gewesen und er noch ganz kürzlich bei der Universität Tübingen besprochen wurde, so dürfen wir uns wohl hier um so eher kurz fassen und seine Wirksamkeit in Göttingen ausschließlich hervorheben. Hier übte Ewald besonders als Bibelausleger den bedeutendsten Einfluß, und er hatte in der letzten Zeit eins der besuchtesten Collegien. Die ungemeine Umsicht, mit der er auf seinem Gebiete zu Werke geht, sein Scharfsinn und seine Klarheit, womit er das Kleine, wie Große behandelt, machten den Zuhörern das Verständniß der alttestamentlichen

Bücher ſo leicht, gaben dem Nachdenken immer einen ſolchen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und ſtellten den Inhalt der Bibel, ohne ſie aus der Reihe rein menſchlicher Bücher hervorzuheben, in ein ſo hohes, ehrwürdiges und zugleich mildes Licht, daß Viele ihn als den einzigen göttinger Theologen gelten laſſen wollten. Obwohl in ſeinen Vorträgen, ſowohl der Exegeſe, als der reſumirenden bibliſchen Theologie ſich der Grundton ſeines Strebens, die Einheit ſeines Denkens, das Ziel ſeiner Forſchung nie recht concentrirte, um ein Princip hervortreten zu laſſen, und der Punkt nie recht hervorleuchten wollte, wo Ewald bibliſche Wahrheit und rein menſchliche Wahrheit zur Einheit aufgehen ließ, ſo ſah man doch, daß er der Philoſophie nicht abhold war, ſondern im Gegentheil die Ideen der Jetztzeit auf ſich hatte einwirken laſſen; Eichhorn hatte eine zu feſte Grundlage gelegt. Die Verehrung, welche die Theologie Studirenden deshalb vor Ewald hatten, war allgemein, und wenn ihn die Nominalprofeſſoren der Theologie fürchteten, ſo war die Anerkennung der Jugend deſto unbedingter, oft zu unbedingt und unterwürfig, weshalb man es ſich wohl erklären kann, warum ſich Ewald in Tübingen nicht heimiſch fühlt. Denn an ſeinen Vortrag mußte man ſich wirklich erſt gewöhnen. Er hatte in allen Aeußerlichkeiten etwas Unfreies; nicht als wenn Ewald ſeines Stoffs nicht in jedem Augenblick mächtig geweſen wäre, ſondern es kam ein Etwas, man muß etwas Dämoniſches nennen, über ihn, das ſich nicht als unbefangene Begeiſterung äußerte, ſondern das im Finden des Gedankens, im Gedanken ſelbſt den Redenden faſt ſchwärmen ließ, ihn für denſelben faſt krampfhaft erregte. Die Sprache bekam ſodann etwas Unheimliches, Hohles, und der, welcher Ewald dabei vorurtheilsfrei anſah, konnte ſich bei ſeinem ſonderbaren Blick des Lächelns nicht erwehren. Dieſe prophetiſche

Unruhe und Ueberschwenglichkeit — ganz jedoch verschieden von dem phantastischen Pochen Matthäi's — fiel in Göttingen nicht mehr auf, man hatte sich schon daran gewöhnt, man trennte sie schon von dem Wesentlichen der Rede; sie mußte aber an einem fremden Orte, wo die Tradition von dem, was dahinter steckt, die Ueberraschung noch nicht gebannt hatte, unangenehm auffallen. Ewald, geborner Göttinger, war eigentlich nur für Göttingen geschaffen. Mit Allem, was mit der Fachwissenschaft nicht in Berührung stand, mit dem Leben fast unbekannt, wenn nicht gar feindlich gegen die meisten seiner Erscheinungen gestimmt, stand er ganz außer dem Verbande der Interessen, welche die Totalität der Gegenwart ausmachen. Es überraschte ihn vielleicht selbst, als er sich plötzlich bei einer politischen Demonstration betheiligt sah. Ewald's Theilnahme daran ging allerdings aus Gesundheit des Urtheils über den Eid hervor, aber daraus ausschließlich. Die ganze Stellung, in die er dadurch gerieth, hat er durchaus nicht begriffen. Es zeigt sein Benehmen nachher wenigstens von wenig Menschenkenntniß. Er hat sich nachher in einer Vorrede über politische Dinge ausgesprochen, unbehilflich, einseitig; doch bleibt der gute Wille immer zu achten.

Außer Ewald vertrat noch Assessor Wüstenfeld die orientalischen Sprachen; er hat aber selbst nach des ersteren Abgang als Lehrer kein Glück gemacht, während er sich als Gelehrter durch die Herausgabe arabischer Codices verdient gemacht hat.

Wie es mit Ewald's Ersetzung durch Redepenning bestellt sei, haben wir oben schon angedeutet; läugnet deshalb ein Freund des letzteren, daß Redepenning für die Exegese des alten Testaments berufen sei, so wäre dieser wichtige Zweig der Theologie freilich nur noch durch Dr. Bertheau, einen

Schüler Ewald's, vertreten. Bertheau's kürzlich erschienenes Buch „über die sieben Gruppen Mosaischer Gesetze in den drei mittleren Büchern des Pentateuch," welches mit hurtigem Selbstvertrauen da Organismus gefunden haben wollte, wo die tüchtigsten Vorgänger keinen solchen gesehen hatten, ist in der gelehrten Welt nicht sehr günstig aufgenommen worden.

Unter den deutschen Philologen nennen wir Benecke zuerst, der schon seit 1789 Göttingen angehört und wohl mit Recht als Vorläufer der Grimm's angesehen wird. Er bahnte den Weg für die altdeutschen Studien durch die Herausgabe vieler alter Handschriften, und machte die Litteratur unserer Vorzeit besonders zugänglich durch die mit Lachmann besorgte Ausgabe des Iwein und durch das mit viel Fleiß und sicherer Kenntniß der Eigenthümlichkeit der Sprache ausgearbeitete Wörterbuch dazu. — Außerdem ist Benecke ein so tüchtiger Engländer, daß selbst geborene Britten von der Correctheit und sogar Schönheit seiner Aussprache gefesselt wurden. Seine Hauptthätigkeit aber hat er der Bibliothek zugewendet, der er noch im hohen Alter als rüstiger Chef vorsteht. Die göttinger Bibliothek verdient aber ihren ausgebreiteten Ruf nicht allein wegen ihrer einmaligen Reichhaltigkeit und ihres glücklichen Mangels an unbrauchbarem, verstaubtem Papiere, sondern auch wegen der Sorgfalt ihrer Beamten, die über den einmal angewiesenen Fonds für neu anzuschaffende Bücher zu verfügen haben und denen nicht leicht ein bedeutendes Buch entgeht, das nicht angeschafft würde. Dazu kommt noch die große Ordnung, die in den Sälen herrscht, und jeder Fremde wird sich von der Gefälligkeit der Bibliothekare überzeugen können, so daß dadurch der hier angehäufte Reichthum erst ein rechter Schatz wird, indem er tüchtig benutzt und ausgebeutet wird.

Daß Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm acht Jahre lang ihr Zelt auf unserer Universität aufgeschlagen hatten, können wir als mehr zufällig ansehen, wie es der erstgenannte auch selbst thut. Denn beider Männer Thätigkeit war weniger für das Katheder als für das Buch. Wir behaupten keineswegs, daß namentlich Jakob Grimm den Anforderungen, die an ihn als akademischen Lehrer gestellt wurden, nicht Genüge geleistet hätte; doch erklärt er selbst, daß er sich oft in das frühere Stillleben zurückgesehnt habe, wo er zurückgezogen, aber frei wirken konnte. Allerdings mußte man den Mann liebgewinnen, wenn er in seiner mittelalterlichen Einfachheit vor seinen Zuhörern erschien, um sie in seine Wissenschaft einzuführen. Er hegt und pflegt unsere altdeutsche Mythe, Dichtung, Sitte, ganze Geschichte, ohne sich dafür, wie die Romantiker thun, einseitig zu borniren; er weiß ihr den wahrhaft geistigen Kern abzugewinnen, und er erzählte so hübsch die Geschichte der altdeutschen Poesie, erging und verlor sich so anmuthig in diesem Dichterhaine und es wehte uns eine so belebende Waldesfrische entgegen, daß wir die germanische Urkraft wieder zu ahnen anfingen, die mit dem dreißigjährigen Kriege so tief versunken ist und sich erst so spät wieder emporgearbeitet hat. Seine Vorträge über deutsche Grammatik geben zunächst nur die Elemente dieser Wissenschaft. — Durch ihre Bücher aber haben die Brüder die deutsche Philologie recht begründet. Da sind sie es, die das gesammte Deutschthum darstellen, wie es sich aus der Dunkelheit des Alterthums herausarbeitet und durch die weite Geschichte unsers Stammes hindurchlegt und wie ein wiederaufgegrabenes Pompeji vor dem Blicke des Forschers ausbreitet. Wenn man aber für diese Bücher schwärmt, als bildeten sie den Kern, um den sich Alles, was deutsch heißt, ansetzen müßte, so ist man im Irrthum.

Die Grimm's ſind ſelbſt am weiteſten davon entfernt, zu meinen, ſie hätten den einheitlichen Bau, ſo zu ſagen das Rückenmark der deutſchen Cultur in ſeinem Organismus gezeigt. Ungeheure Maſſen des Materials hat Jak. Grimm angehäuft, chaotiſch noch, roh aus dem Felſen gebrochen, wenig geordnet in ſeinen Rechtsalterthümern, ſeiner deutſchen Mythologie, und denen unzugänglich, die hier nicht ſelbſt mitforſchen, ſondern Reſultate der Forſchung künſtleriſch zurechtgelegt ſehen möchten; aber deſto inhaltsreichere Vorarbeiten für den, welcher die Architektur des mittelalterlichen Denkens in ihren kühnſten Wölbungen und unſcheinbarſten Verzierungen, in ihrer ganzen Reinheit und Sicherheit des Styls zeigen will. Möchte Jakob Grimm ſelbſt noch Zeit gewinnen, wo er dieſen Reichthum altdeutſchen Kernrechts ſyſtematiſch verarbeitete, um der Verwirklichung des Gedankens ſelbſt noch näher zu rücken, den er bei Eröffnung ſeiner Vorleſungen über Rechtsalterthümer in Berlin ausſprach, die alte deutſche Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, das Finden des Rechts durch das Volk ſelbſt dem Bewußtſein der Menſchen wieder einzuprägen. Bis jetzt haben wir erſt ſtatt der claſſiſchen Philologie eine altdeutſche, und wir haben uns hier noch mehr zu hüten, als dort, darin ſtecken zu bleiben. Denn man darf nicht vergeſſen, daß Jakob Grimm ſelbſt ſein großes Werk der Grammatik als eine Vorarbeit bezeichnet. Sie iſt umfaſſend, wie noch keine Arbeit der Art, und betreibt mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen die Phyſiologie der Sprache, iſt aber noch keineswegs zu ihrer Pſychologie durchgedrungen. Ob dies überhaupt möglich, iſt eine andere Frage, der ähnlich, die ſich nach dem Sitz, nach der Werkſtatt, nach den Werkzeugen des Gedankens erkundigt. — Einen eigenthümlichen Reiz, mit allgemeiner Verſtändlichkeit verbunden, hat das Büchlein über den altdeutſchen Meiſtergeſang.

Die Kinder- und Hausmährchen sind bekannt genug. Und daß die Grimm's ihrem Kerne nach immer ächt deutsche Männer, in ihrem Sinne poetisch und was damit zusammenfällt freisinnig sein würden, konnte man nicht anders voraussetzen. Wer die deutschen Urverfassungen, die Autokratie des Volks und die sinnige, herzliche Religion der Germanen auch bis hinter die Zeit ihres Christenthums zurück bis tief in die Eichenwälder und die friesischen Ebenen verfolgte, der weiß diese Freiheit und Ursprünglichkeit auch heraufzuleiten bis in die Gegenwart. Wer sich in Griechenlands oder Roms Geschichte zurückzieht, der mag vielleicht das Vaterland vergessen; wer es aber, wie die Grimm's, kennt, der liebt auch seine Freiheit. Entfremdet sich Jakob Grimm auch, durch Göttingen angesteckt, der unmittelbaren Gegenwart, und dünkt er sich erhaben über allen Parteien und meint, er fühle in gewissen Punkten zusammen sowohl mit dem Liberalen, dem Servilen (!), dem Constitutionellen und Legitimisten, Radikalen und Absoluten, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler sind, so dürfen wir ihn wohl nur auf das stammverwandte England verweisen, wo er vom Werth der Partei überzeugt werden wird. Und daß wir selbst da, wo wir früher besser waren, heute so sein müssen, wie wir sind, können wir vom philosophischen Standpunkte nicht zugeben. Wir brauchen zu dem Bessern, in seinem damaligen Ensemble zumal, nicht zurückzukehren, wir müssen es aber immer auf's Neue bilden.

Gegenwärtig liest ein Dr. Wilhelm Müller über Hartmann's Gedicht „der arme Heinrich": das Linguistische ist für Müller die Hauptsache, und der arme Heinrich entwickelt ja auch keinen sonderlich poetischen Reichthum.

Es sind hier noch die Mathematiker zu erwähnen.

Georg Carl Justus Ulrich, seit 1821 außerordent-

licher, seit 1831 ordentlicher Professor der Mathematik, ist einer derjenigen Lehrer, die nicht über das Gewöhnliche in ihrer Wissenschaft hinauskommen, die aber darum doch für den gewöhnlichen Praktiker nützlich, ja unentbehrlich sind. Ulrich ist zu bescheiden, um eine andere Bedeutung in der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen; sein Wohlwollen und seine Freundlichkeit machen ihn neben seiner praktischen Nützlichkeit den Studirenden lieb.

Dr. Moritz Stern dagegen, seit 1829 hier Privatdocent, hat durch eine große Menge gediegener mathematischer Aufsätze in Crell's Journal für reine und angewandte Mathematik, durch zahlreiche Recensionen und ein selbstständiges Werk über populäre Astronomie, sich früh der gelehrten Welt als ein feiner mathematischer Kopf bekannt gemacht. In seiner Theorie der Kettenbrüche hat er namentlich das Frühere nicht nur gesammelt und geordnet, sondern seinem Gegenstande auch viele neue Seiten abgewonnen. Seiner Abhandlung über die Auflösung der transcendentalen Gleichungen, die diese noch fast gar nicht bearbeitete schwierige Materie auf scharfsinnige Weise förderte, wurde 1839 von der Societät zu Copenhagen der Preis zuerkannt. In diesem Jahre gewann eine Abhandlung desselben über die Theorie der Zahlen in Brüssel den Preis.

Stern interessirt sich aber nicht nur für seine Wissenschaft, sondern zeigt für alles Höhere und Edlere, was sich in unserer Zeit regt, einen sehr theilnehmenden Geist. Er würde ohnstreitig längst Professor sein, wäre er nicht Jude und als solcher im Hannöverschen wie sonst in ganz Deutschland von der Professorschaft exeudirt. Dagegen hat sich das Curatorium in Hannover seit Kurzem bewogen gesehen, ihm unter dem Namen Remuneration einen festen jährlichen Gehalt von 300 Thlrn. zu gewähren. Ein Beispiel bis jetzt ohne Gleichen.

Carl Wolfgang Goldſchmidt iſt ſeit Harding's Tode (1834) als Obſervator bei der Sternwarte angeſtellt. Als ſehr gewandter Calculator leiſtet er Gauß bei großen Berechnungen treffliche Dienſte und nimmt regen Theil an den Unterſuchungen über den Erdmagnetismus. Er hat des leider zu früh hier verſtorbenen Prof. Schmid's Lehrbuch der analytiſchen Optik herausgegeben und im Jahre 1831 den Preis für Studirende gewonnen.

Durch Bouterweck's Tod war 1828 auch für die Philoſophie im engern Sinn eine Profeſſur erledigt. Daß man dem in Göttingen lebenden Chr. Fr. Krauſe dieſelbe nicht übertrug und warum dies nicht geſchah, haben wir ſchon oben angedeutet. Amadeus Wendt, 1783 zu Leipzig geboren, war, wie die meiſten der göttinger Philoſophen, von theologiſchen und philologiſchen Studien ausgegangen, hatte aber als Hofmeiſter auch einen Curſus der Rechtwiſſenſchaft durchgemacht, dann 1811 eine außerordentliche, 1816 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie in Leipzig erhalten.

Sein Aufenthalt in Leipzig brachte ihn in eine rührigere Stellung zur journaliſtiſchen und belletriſtiſchen Litteratur, als dies ſonſt bei Profeſſoren der Fall zu ſein pflegt. Er redigirte zwei Jahre das leipziger Kunſtblatt, dann von 1821 bis 1825 das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, in Göttingen den Muſenalmanach (in den Jahren 1830, 34 und 36), deſſen Redaction dann Chamiſſo übernahm. Er berichtete für das Morgenblatt, für die Zeitung für die elegante Welt, für die berliner und leipziger muſikaliſchen Zeitungen, ſchrieb eine ſehr große Anzahl Aufſätze für das Brockhauſſche Converſationslexikon, kurz er war eben ſo ſehr Journaliſt als Profeſſor. Dies würde ihm in Göttingen eben nicht zur Empfehlung gereicht haben; allein außerordentlich fleißig wie er war, hatte er auch den Tennemannſchen Grundriß und deſſen größeres Lehrbuch über Geſchichte der Philoſophie bearbeitet, und das entſchied für ſeine Berufung.

Er war außerdem, wie man dies in Göttingen liebte, keiner bestimmten Schule zugethan, überhaupt weniger selbstdenkender Philosoph, als Kunstliebhaber und Aesthetiker. Er hatte sich selbst nur zum Ziel gesetzt: „den Evolutionen des denkenden Geistes treu zu folgen, die Ergebnisse der neuesten Speculation selbst in diesem Sinne aufzunehmen und zu verarbeiten," wie er im Conversationslexikon von sich sagt.

Mit der Theologie hatte er sich schon früh durch seine „Reden über Religion" abgefunden, indem er den positiven Glauben mit der Speculation zu „vermitteln" suchte, und die Speculation halb und halb zur Dienerin desselben machte. Er legte überhaupt gegen alle empirischen Wissenschaften eine sehr große Hochachtung an den Tag und beruhigte sich bei der eingeschränkten und untergeordneten Stellung, welche der Speculation in Göttingen einmal angewiesen war. Erst nachdem Herbart nach Göttingen berufen und sogar zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission für die Schulamtscandidaten ernannt war, klagte er über Zurücksetzung freier Wissenschaftlichkeit. Auch mit den in Göttingen herrschenden Persönlichkeiten hatte er sich bald zu befreunden gewußt, er sprach mit der Latina lateinisch und nahm an den Intrepretationen eines alten Auctors regen Antheil. Deshalb widerfuhr ihm denn auch die Ehre, Mitglied der philologisch-historischen Classe der Societät der Wissenschaften zu werden.

Hätte Wendt nur ein wenig mehr eigene Kraft besessen und nicht diese zu große Nachgiebigkeit, diese ewige Vermittlungsschwäche, sein Einfluß hätte ein sehr wohlthätiger für Göttingen werden können, besonders nachdem Krause hatte weichen müssen. Denn Wendt war wenigstens kein Feind der neueren Speculation. Allein seine Schwäche veranlaßte ihn, dieser nur eben die zugänglichsten, an die dermaligen Zustände sich anschließenden Seiten abzugewinnen, und dies sagt der Jugend niemals zu.

Wendt machte den Versuch, durch philosophische Conversatoria und Disputatoria den Sinn für Philosophie unter den Studirenden

zu beleben. Allein da er dieſe von dem rein ſpeculativen Gebiet immer fern zu halten ſuchte, ſogar mit Auctoritäten hervortrat, wo er widerlegen ſollte, fand er wenig Theilnehmer.

Von mehr Erfolg waren ſeine Bemühungen für eine freiere Geſelligkeit. Er war bei Gründung und den ſpäteren Erweiterungen des akademiſchen Leſemuſeums äußerſt thätig. Eigene geſellige Gewandtheit konnte man ihm nicht abſprechen, doch hatte ſie etwas Gedrücktes und Aengſtliches, was nach dem leipziger Magiſter ſchmeckte.

Wendt's Arbeiten für die Gött. Gelehrten Anzeigen gehören zu den beſſeren, die dieſe Blätter in der letzten Zeit lieferten. Zwei Werke, in denen er ſich ſelbſtſtändiger als ſonſt zeigte, verdienen noch jetzt größere Beachtung, als ihnen zu Theil zu werden ſcheint. Wir meinen die Schriften: über die Hauptperioden der ſchönen Kunſt oder die Kunſt im Laufe der Weltgeſchichte dargeſtellt, und: über den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik, beſonders in Deutſchland, und wie er geworden iſt.

Daß Wendt auch noch als göttinger Hofrath fortfuhr, für die Zeitung der eleganten Welt zu berichten, z. B. über Oeſterley's Tochter Jephtha's und ſeine eigene Reiſe nach Belgien, wollte dem göttinger Hofrathston gar nicht zuſagen und erregte manches Naſenrümpfen. Wendt ſtarb am 15. Oct. 1836.

Neben Wendt lehrte noch einige Jahre Johann Friedrich Herbart. Er war ſchon 1805 Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, trat 1808 als Kant's Nachfolger in Königsberg auf und wurde 1833 an Schulze's Stelle nach Göttingen zurückberufen. Hier ſammelte ſich anfangs eine zahlreiche Zuhörerſchaft um ihn und man ſah, daß die ſtudirende Jugend wirklich eine Sehnſucht nach Philoſophie empfand. Allein die Theilnahme nahm ſehr bald ab, da man über diejenigen Dinge, worüber man am meiſten Belehrung erwartete, gar Nichts oder höchſt Ungenügendes vernahm. So große Mühe ſich Herbart auch gab, eine Schule zu ſeinen Füßen zu bilden, es gelang ihm nicht. Es blieb am Ende nur der

in allen Aeußerlichkeiten correcte Vortrag, der noch Zuhörer heranzog, vielleicht auch die Kenntniſſe und Erfahrungen im pſychiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Gebiet, die Herbart ſtets mit Vortheil anzubringen wußte. Aber doch lag auf ſeinen Vorträgen ſtets eine todte Kälte, die nicht geeignet war, den jungen Gemüthern Vertrauen zu dieſer Philoſophie einzuflößen. Die in die wiſſenſchaftliche Speculation näher Eingehenden fielen, ſobald ſie Schelling und Hegel ſtudirt hatten, in ihrer philoſophiſchen Ueberzeugung faſt regelmäßig von Herbart ab. Es blieben ihm nur die Wenigen, welche ſich von jenen Philoſophen von vorn herein abgeſperrt hatten. Die Gründe des Uebertritts ſollen hier nicht weiter erörtert werden; der Grund jener Apoſtaſie zeigte ſich aber bald beſtimmt genug darin, daß Herbart weder ſeine überſichtlichen, einleitenden Vorleſungen, noch ſeine einzelnen Disciplinen in Beziehung zu dem Geſammtgebiet der Wiſſenſchaft, namentlich zur Theologie und Geſchichte zu bringen wußte: mit einem Wort, daß er nicht in ſeiner Zeit ſtand. Es iſt eine eben ſo abgenutzte als geiſtloſe Redensart, ſich den Wirren der Zeit zu entziehen und ſich „aus der ſchwülen Atmoſphäre des irdiſchen Daſeins" in die ewig lichten Räume reiner Wiſſenſchaft aufzuſchwingen. Auch der ſublimſte Philoſoph, wie er aus der Zeit und aus der Weltgeſchichte hervorgeht, ſo muß er ſich auch wieder bequemen, ſich unter die Menſchen herabzulaſſen und ſeine Himmelswahrheiten an das Klima der Erde zu gewöhnen. Herbart aber iſolirte ſich. Er verkannte die Ideen, welche das Geſammtbewußtſein der cultivirten Menſchheit ausfüllen, und die im Proceß der geiſtigen Entwicklung begriffenen Wahrheiten haben von ihm keine Förderung erlangt. In Herbart lebte keine Begeiſterung für die Wahrheit und für die Menſchheit und egoiſtiſch genug ſagte er, der Lohn der Forſchung liege in der Forſchung ſelbſt: was ſehr abſtract iſt. Warum theilt ſich die Forſchung denn mit? Warum wird der Forſcher Profeſſor, Schriftſteller, Politiker? Warum nimmt er ſeine

Resultate nicht ungesagt mit sich in's Grab? Der Mensch ist ein „politisches Leben" und nur in dieser Gemeinschaft des Lebens gelangt er zur Vernunft und zur Forschung. Wozu er in seiner Einsamkeit sich sammelt, das ist nur der Geist des Lebens; und was ihm das Leben gegeben, das muß er ihm wiedergeben. Man giebt gern zu, daß „der Philosoph nicht mehr sagt, als er weiß;" man verdenkt es demselben aber vom wissenschaftlichen Standpunkte eben so sehr, wenn er weniger sagt, als er weiß, oder als er wissen kann und wissen muß, wenn er alle Wahrheitsfäden, welche durch die Vergangenheit in die Gegenwart laufen, an sich herangezogen haben sollte. Der Philosoph muß wie der Dichter am sausenden Webstuhl der Zeit sitzen; er muß gestalten und schaffen. Denn eine philosophische Schule zu bilden, kann in der Gegenwart, wo sich jeder bessere Kopf emancipirt, nicht mehr heißen, Schüler erziehen, die sich in dem vom Lehrer gesteckten Kreise bewegen und nie darüber hinausschauen, nur seine Ideen ausmünzen. Erst wenn der Philosoph auf seine Zeit hört, hört sie auf ihn.

Ob aber Herbart's Separation consequent war von ihm, ist eine andere Frage. Sie lag allerdings wohl in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Weltanschauung. Denn Herbart suchte seine Hauptforce in einer zersetzenden Skepsis und es ist bloße Ueberrumpelung, wenn er sich in manchen Punkten dem Glauben ergiebt. Gegen die Skepsis an sich läßt sich noch nichts einwenden, indem jede Philosophie im Kriticismus den Haupthebel ihrer Thätigkeit sucht. Auch läßt sich nicht läugnen, wo unser Philosoph gegen Kant und Fichte polemisirt, da zeigt er häufig mehr Verstand, als wo er eigene selbstständige Behauptungen aufstellt; da muß man sich gar wohl vor seinem Scharfsinn hüten, der der Erfahrung nicht selten Widersprüche nachzuweisen sucht, wo gar keine solche vorhanden sind. Wenn er in der Metaphysik von dem Gegebenen ausgeht, so fehlt sogleich die Verbindung zwischen der Form der Empfindung und der Form der äußern Erfahrung.

Die Annahme, daß die Eindrücke, welche uns durch die Empfindung bewußt werden, Schein seien, ist willkürlich und ohne Beweis hingestellt. Ebenso ist bei der wichtigen Frage vom Sein zwar behauptet, dasselbe gehe aus einer doppelten Verneinung hervor, aber die schlechthinige Einfachheit desselben ist nicht nachgewiesen. Auf diese Weise läßt sich Herbart bei der Bestimmung des Realen, bei der Inhärenz, bei dem Problem der Veränderung, der Materie, des Ich die augenscheinlichsten Inconsequenzen zu Schulden kommen und mancher längst widerlegte Irrthum taucht hier auf's Neue auf. Das einfache Reale, heißt es, kann nicht mehrere Merkmale haben; diese können nur aus der Verbindung mehrerer Realen hervorgehen und doch hat das einfache Reale in der weitern Deduction plötzlich nicht allein Kugelform, sondern sogar Theile. Wenn Herbart die Veränderung von einem wirklichen Geschehen abgeleitet hat, dann aber sogleich behauptet, das Werden könne die Dinge selbst nie berühren und nun nicht weiter kann, so muß Attraction und Repulsion endlich die Materie hervorbringen! — Besonders augenfällig ist der Irrthum, den Herbart bei dem Ich begeht; er sieht in dem von Fichte aufgestellten Satze: das Ich ist die Identität des Objects und Subjects, einen Widerspruch, indem er in dem Sichvorstellen des Ich eine unendliche Reihe entdeckt und das Selbstbewußtsein in die Vorstellung von der Vorstellung des Vorgestellten setzt; und doch ist es klar, daß das Ich und das Object Sich als zwei unverrückbare Posten festgehalten werden können und müssen, um auch die Vorstellung des Einen und Andern als eine einfache Thatsache zu begreifen. Daß Herbart auch die Mathematik auf die Psychologie anwandte, ist ihm oft, zum Theil jedoch mit Unrecht vorgeworfen worden. Denn wiewohl ihn die Mathematik, wie in der Metaphysik, so auch hier, oft irre geleitet hat, so ist es doch falsch, wenn man annimmt, er habe Kräfte durch mathematische Gesetze bedingen wollen: daß vorliegende psychologische Verhältnisse auf diesem Wege in ihrer Denk-

arbeit weiter bloßgelegt werden können, hat diese sogenannte mathematische Psychologie namentlich an dem Verschwinden und der Reproduction der Vorstellungen unzweifelhaft dargethan.

Wir bemerken hier noch, daß kein Philosoph leichter, als gerade Herbart die Frage über die Unsterblichkeit gelöst hat, so daß es unbegreiflich bleibt, warum sich die Theologen das noch nicht zu Nutze gemacht haben. Hier hätten sie ja eine dem Dogma ungefährliche Philosophie! einen Gewährsmann, der bei jedem Angriff leicht vorzuschieben gewesen wäre! Die Religionsphilosophie selbst hat Herbart nirgend systematisch behandelt. Nur zerstreute Bemerkungen deuten darauf hin und er, der Nichts sagen will, was er nicht weiß, hält „das Fundament unsers positiven Glaubens für vollkommen classisch." Auch das haben die frommen Theologen nicht gewußt; sonst würden sie sich nicht begnügt haben, ihm nachzurühmen, er habe eine heilige Scheu vor der geoffenbarten Religion gehabt und habe eingesehen, wie Philosophie und Offenbarung zwei ganz verschiedene Dinge seien. Daß Herbart aber, so skeptisch auf eigenem Gebiete, ein Glauben, also nach seinem Ausdruck ein Fürwahrhalten o h n e Gründe statuiren mag und die Anzweifelung unserer Religionsurkunden a u s Gründen und die hier obwaltenden Streitigkeiten unter den Theologen selbst, wie er die, sagen wir, ignoriren mag, läßt sich eben nicht anders erklären als dadurch, daß er klug genug war, sich die Theologen nicht zu Feinden zu machen, die ihn in seiner behaglichen Ruhe leicht stören konnten.

Ueber die Aesthetik hatte Herbart sehr oberflächliche Begriffe, was um so mehr zu bedauern, da er nicht allein die Kunst, sondern auch die Moral darauf baut. Das Schöne hat bei ihm ursprüngliche Evidenz; der Begriff davon kann nicht erlernt, also auch nicht weiter ausgebildet werden. Das Kunstschöne beruht nach ihm auf Verhältnissen, wo möglich mathematischen und die Seele eines Kunstwerks hat er nicht erfaßt. Am meisten würde ihm noch in der Musik Einsicht

und Kennerschaft zuzutrauen gewesen sein, indem er diese selbst ausübte; aber auch da sah er kein Pathos, sondern nur die allerdings oft berechenbaren Tonsätze. Für die Fuge war er deshalb besonders eingenommen.

Am gröbsten versündigt sich Herbart übrigens an der praktischen Philosophie. Sie ist wohl nirgend unpraktischer gewesen, als bei unserem Denker. Zur Geschichte und zur Gegenwart verhält er sich, wie schon gesagt, ähnlich jenem Schiffskoch bei Seatsfield, der während des entsetzlichsten Sturmes ruhig seine Pfanne dreht und meint, was draußen vorgehe, sei der Steuerleute Sache. So wenig Herbart an den äußersten Grenzen des menschlichen Wissens und Denkens neues Licht verbreitet, so wenig thut er es in den Binnenländern der Philosophie. Er sieht kein geistiges Leben des All und so hat er auch keine Idee vom Menschheitsleben und der ganzen Verpflichtung und ganzen Berechtigung Aller und jedes Einzelnen. Kein anderer Philosoph behauptet wohl, daß man den Begriff des Nützlichen von der praktischen Philosophie ausscheiden müsse, „weil dem Einen leicht gefährlich werde, was dem Andern nütze: die Wissenschaft liege nicht in so engen Verhältnissen mit dem Menschen, daß sie hier Freunde, dort Feinde haben könne." Mit solcher Scheu vor der Praxis, die Ideal und Wirklichkeit sich immer mehr durchdringen lassen soll, will Herbart die Fragen des Rechts und der sittlichen Ordnung, der Politik und der Pädagogik erörtern und hat er sich in der letzteren sogar einen Namen erworben! Da konnte es denn nicht fehlen, daß seine Sätze in Allgemeinheiten zerfuhren, und daß in all diesen paragraphenreichen Büchern kaum ein frisches, im Gemüth haftendes, anregendes, eine neue Bahn eröffnendes Wort vorfällt. Herbart stellt selbst den Satz auf, daß der Staat ein Organismus ist, der im Großen alle Kraftäußerungen des Individuums wiederholt; wer aber weiß, daß derselbe Denker z. B. von Volksvertretung gar Nichts hielt, die doch allein die Einheit und Betheiligung aller Glieder

annäherungsweise wieder geben kann: wer da weiß, wie geradezu absolutistisch seine Ansicht in dieser Hinsicht war, mit Verkennung der Entwicklung aller großen Völker, der wird bei Herbart weder eine wahrhaft wissenschaftliche, noch praktische Staatslehre suchen, die das Völkerleben auch nur um Einen Schritt förderte. Herbart meinte, daß die Nationen im Ganzen sich nie aus der Unmündigkeit herausarbeiten könnten.

Wenn deshalb Schüler Herbart's ihrem Lehrer beipflichten, der stets nur Wenige für berufen hielt, in die tiefsten Gründe der Wissenschaft hinabzusteigen und die fortgeschrittne Cultur als das Werk einer geringen Anzahl von Männern ansah, so ist das eine Meinung, die keines großen Wortschwalls zu ihrer Begründung bedarf. Auf Herbart selbst soll sie aber doch wohl keine Anwendung finden und auf diejenigen, welche dazu beigetragen haben, daß das Leben sich in die Bücher zurückzog und daß die Bücher vom wirklichen Leben Nichts wissen!? Allerdings hat Herbart mehr aus den Büchern, als aus dem Leben geschöpft und wir erinnern uns, mit welchem Behagen er die Kantische Kritik der reinen Vernunft vorzeigte, um zu beweisen, wie sehr er das Buch zerlesen habe. Die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts verschanzten sich aber nie feig in ihrer Bibliothek. Ein Blick auf ihr Leben beweist, wie sehr sie in der Mitte des Volkes standen: auf dem Markte, auf den Bergen, im Thor redeten sie, und die That galt ihnen stets, was sie werth ist, denn sie wußten, daß ihr Denken und Reden That und Schöpfung war. Herbart schwieg aber auch da, wo ein Wort zur rechten Zeit sich eingestellt hätte, ohne daß es darum die Botschaft einer neuen Welt gewesen wäre. Gegen wissenschaftliche Gegner pflegte er sich nicht zu vertheidigen. Schelling und Hegel ignorirte er am liebsten; nur gegen Spinoza suchte er in seinen Briefen über die Freiheit des menschlichen Willens das Anathem zu schleudern, das aber nirgend in der wissenschaftlichen Welt einen Eindruck gemacht hat.

Heinrich Ritter, früher Professor in Kiel, wurde an Wendt's Stelle berufen, besonders um die Geschichte der Philosophie zu vertreten. Sein Standpunkt ist der philologische. Die Geschichte der alten Philosophie, die Ritter geliefert hat, ist sehr weitläufig und breit, ohne in das Innere der Erkenntniß einzugehen. Ritter gehört zu der Classe von Historikern, die wie Tennemann und Tiedemann ohne Ahnung wahrhafter Speculation die Entwicklung des Denkens zu schildern unternehmen; aber aller äußere Apparat der Gelehrsamkeit kann hier die mangelhafte Anschauung des Absoluten nicht ersetzen. Es gilt auch von der Philosophie, was Faust von der Natur sagt:

Geheimnißvoll am hellen, lichten Tag
Läßt sie sich ihres Schleiers nicht berauben
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

So herrscht denn bei Ritter oft in der Untersuchung der wichtigsten Probleme und der inhaltreichsten Gedanken der Alten gar häufig eine unverzeihliche Unsicherheit uud ein unangenehmes Schwanken, das sich vergebens durch viele Worte den Schein der Unparteilichkeit zu geben sucht. Nirgend fühlen wir in dieser Darstellung bei aller Referirseligkeit den eigenthümlichen geistigen Hauch, der uns bei den Griechen in seiner Ursprünglichkeit so sehr erquickt und die Monotonie der Schilderung vermischt sowohl die Mannigfaltigkeit der Farbe und des Tons, als sie die wechselnde Fülle des Inhalts erstickt. — Seine selbstständigen, eigenen Forschungen hat Ritter bis jetzt in drei Bänden „kleiner philosophischer Schriften" niedergelegt, die über den Begriff des Ich und seine Erkenntniß, über Vernunft und Sinnlichkeit handeln, die Principien der Rechtsphilosophie oder Politik und die Principien der Aesthetik erörtern sollen. Als Anfang der Philosophie setzt Ritter die Verwunderung: ein Paradoxon für die, welche nil admirari festhalten. Auf die Frage, was ist der Mensch? antwortet er glücklich mit einem alten Philosophen: „das, was wir Alle wissen." Er erörtert Vielheit der Dinge oder

Einheit alles Seins nur um auf die baare Empirie zurückzukommen; setzt die Selbsterkenntniß des Ich, was ihm nicht zu verdenken ist, als Thatsache, hält sich an die Erforschung des Characters, nimmt die Freiheit als die Möglichkeit unsere Erkenntniß zu erweitern: aber Alles in solchen Gemeinplätzen, daß der Leser am Schluß eines Capitels nie weiß, was denn eigentlich bewiesen sein soll. Wenigstens erörtert Ritter in einem leichten und glatten Styl lauter Dinge, die wir mit jenem alten Philosophen längst wissen, in überlangen Auseinandersetzungen. Wir bekommen nicht etwa die Quintessenz unserer breiten Erfahrung, sondern nur Sätze, denen, möchte man sagen, die Erfahrung, die Beziehung auf dieselbe genommen ist. Was ist damit gesagt, wenn es heißt, die Sinnlichkeit dürfe nicht unterdrückt werden, die Vernunft aber dürfe sich ihr eben so wenig unbedingt hingeben? Das Vernünftige wird als das Bleibende aufgeklärt; das Besondere und Zufällige gilt als Kennzeichen des Sinnlichen, das Allgemeine und Wesentliche als Kennzeichen des Vernünftigen. Wer es nun nicht findet, darf Ritter keine Vorwürfe machen. Die Zurechnungsfähigkeit, „die größer oder geringer sein kann," ist da größer, wo die menschliche Seele weniger abhängig ist von den sinnlichen Eindrücken, als da, wo die sinnlichen Eindrücke die Vernunft beherrschen. In solchen vagen Ergüssen fließen diese Abhandlungen dahin; für die Wissenschaft, für die Lebenspraxis ohne alles Resultat. — Deutlicher wird dies noch in den Principien der Aesthetik. Ritter geht nicht etwa darauf aus, die Aesthetik als die Philosophie der Kunst oder bestimmter der schönen Kunst zu begründen; sondern er will die Anwendung der Muße zum heitern Spiel im Gegensatz zu dem sittlichen Leben als Kampf betrachtet, rechtfertigen. Er erörtert weitläufig, daß die schöne Kunst keine Ermahnung und Belehrung über das Sittliche bezweckt; sucht den relativen Gegensatz zwischen Muße und Arbeit nachzuweisen; kommt auf die sittliche Aufgabe der Muße. Sie besteht in einer selbst

beim Spiel gepflogenen Uebung unſerer Kräfte und Fertigkeiten, welche uns weiter bringt in der Entwicklung unſerer Vernunft, oder in der Herrſchaft über unſere leiblichen Kräfte. Namentlich aber ſoll ſie beſtimmt ſein, die bei unſeren Berufsgeſchäften ſich nothwendig aufdrängende Einſeitigkeit unſerer Weltanſchauung wieder zu beſeitigen. Dieſer Zweck der Muße, heißt es ſehr ſcharfſinnig, muß den Einzelnen nicht allein in die Einſamkeit zurückdrängen, ſondern muß ihn auch der Geſellſchaft wiedergeben. Man muß ſich geſellig freuen. Die Kunſt muß in größern und kleinern Kreiſen, wie die Religion, Feſte ſogar veranlaſſen: denn beide haben es mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menſchen zu thun. Es fehlt weiter nichts, als daß Ritter, wie Herbart einmal, behauptet, die Kunſt ſei aus Langerweile hervorgegangen, und eine Theorie der Langenweile hinzufügt: praktiſch arbeitet er durch ſein Buch wirklich darauf hin. Im weitern Verlauf werden uns keine Principien der Aeſthetik und des Schönen und der Kunſt gegeben, ſondern höchſtens Principien des Dilettantismus. Nirgend eine höhere Idee. Nirgend wird ein Nagel auf den Kopf getroffen. Ritter kann das Schöne nur als Geſchmacksſache, worüber nicht weiter zu disputiren iſt, zur Geltung bringen. Die künſtleriſche Begeiſterung wird äußerſt nüchtern mit der geſelligen Erregung verglichen. Statt von dem Verhältniß des Künſtlers zur Idee zu ſprechen, iſt nur von ſeiner hervorragenden, die Aufmerkſamkeit der Menſchen erregenden Stellung die Rede, „die ihn keineswegs zu perſönlicher Anmaßung in der Geſellſchaft berechtigt.“ — Sollen wir auch noch einige Grundwahrheiten der Ritterſchen, keineswegs ritterlichen Politik mittheilen? Nachdem die Entſtehung de Staats zwiſchen Vertrag und Uſurpation gelegt worden, fährt unſer Denker fort: wenn wir feſthalten, daß die Vereinigung von Menſchen, aus welcher der Staat hervorgehen ſoll, kleiner ſein muß, als die Menſchheit und größer als die Familie, ſo muß uns wohl das Volk einfallen. Wie alſo der Urſprung

des Staats tiefsinnig zwischen Usurpation und Vertrag verlegt worden, so steht das Volk, das den Staat bildet, zwischen Menschheit und Familie. Unerhörte Wahrheit! Wäre es nicht besser gewesen, mit jenem alten Philosophen wieder zu sagen, der Staat ist, was wir Alle schon wissen? — Um das Gesetz der Bildung eines Volks zu bezeichnen, sagt Ritter: es hat eine Geschichte. Unrichtig ist das nicht, aber ist das schon philosophisch, was bloß nicht falsch ist? Sprache, Sitten, Gesetze, Vaterland, heißt es weiter, sind es hauptsächlich, die der Mensch als seine Heiligthümer verehrt. Wer nun weiß, fährt der Philosoph fort, daß Gesetze nicht etwas rein Willkürliches sein dürfen, wenn sie dauernde Kraft haben sollen, sondern meist aus Gewohnheiten stammen, der wird auch die Gesetze des Volks als ein ihm angeerbtes Band zu betrachten haben, welches alle die vorher bezeichneten Güter bewahrt und weiter ausbilden soll. Was ist mit solchen Redensarten gewonnen? Kommen wir damit dem bestehenden Staate auch nur um einen Schritt näher, um seine Rechtsbeständigkeit, seine Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit und seine Fortentwicklung zu begreifen? Wir kommen weder zu dem Bilde eines einzigen historisch gewordenen Staats, noch zu einer Idee, welche alle historischen Staaten zu ihrer Voraussetzung hätten und immer concreter zu entwickeln hätten. Wir haben in diesen Abstractionen schon eine Obrigkeit, ehe wir ein Recht haben, und diese Obrigkeit bekommt schon das Recht, das Gemeingut zu verwalten und darf schon im Interesse des gemeinen Besten Zwang über Unterthanen verhängen, ehe ausgemacht ist, was Gemeingut, was gemeines Beste sei, wie die Obrigkeit sogleich Unterthanen bekomme, wie sie ohne Weiteres Zwang ausüben köune. Solche „Principien" verrathen nicht allein eine grenzenlose Unklarheit der Begriffe, sondern auch einen gänzlichen Mangel an historischen Kenntnissen. Nichts als ein Chaos hohler Sätze, die sich um den Unterschied zwischen einem staat-

bildenden Volke und einem volkbildenden Staat drehen. Und wer über Revolutionen gern Etwas hören will, der findet hier die scharfsinnige Bemerkung, daß solche in einem volkbildenden Staate weit gefährlicher seien, als in einem staatbildenden Volke. Für wen gefährlicher, ist nicht einmal hinzugefügt. Da aber der volkbildende Staat eigentlich der Schemen der Despotie ist, das staatbildende Volk der Schemen der Demokratie, so möchten wir allenfalls zugeben, daß bei einer Revolution die Tyrannei unter Umständen sehr schlecht wegkommen kann. Die Begriffe Absolutismus und Demokratie mit ihren Nüancen kommen übrigens in dem ganzen Buche nicht vor. Sie müssen also mit Principien wohl Nichts zu thun haben. Um aber das Ganze zu krönen, wird ignorirt, daß der Staat um des Volks willen da ist und der volkbildende Staat wird für vollkommner — in relativen Sätzen ist Ritter überhaupt sehr stark — erklärt, als das staatbildende Volk; offenbar wäre damit dem Absolutismus das Wort geredet, wenn damit überhaupt etwas gesagt würde. — Ritter's Vorträge, die sich durch ihre Glätte einschmeicheln, finden mäßigen Beifall.

Bohtz giebt sich für einen Anhänger Schelling's und Hegel's aus.

— „Dies sind die Kleinen
Von den Meinen." —

Doch verbindet er mit einer nicht zur Klarheit durchgedrungenen Anhänglichkeit an diese Männer so viel empirischen Eklekticismus, daß wir bezweifeln müssen, ob Bohtz zu rechter Selbstständigkeit durchgedrungen ist. Er trägt hauptsächlich Aesthetik vor; auch Religionsphilosophie und die Psychologie nach Carus. Die Aesthetik findet die meisten Zuhörer: sein Stützpunkt dabei ist Solger. Bohtz verbindet aber auch hier mit seiner Verehrung Shakespeare's, Schiller's, Goethe's, Lessing's und Raphael's und Correggio's eine so principlose Pietät vor Calderon, Tieck, Steffens und dem künstlerischen Katholicismus der Gegenwart, daß darin der romantische

Gott und der Pantheismus, classische Freiheit und phantastische Symbolik, christliche Versöhnung und philosophische Identität noch wirr durch einander liegen. Wir haben von Bohtz „die Idee des Komischen" zu erwarten, er wird sich darin hoffentlich auch als lustige Person zeigen, und wir sind gespannt darauf. „Die Idee des Tragischen," vor einigen Jahren erschienen, entwickelt auf den allerdings eng gesteckten Gebiet viel Umsicht. — Bohtz liest, wie Tieck, recht gut deutsche Dichter vor. Seine Kathedervorträge aber ereifern sich gar zu leicht; statt durch ruhige Begründung der Wahrheit die Ueberzeugung zu begründen, lassen sie oft die Sache selbst vor Redensarten nicht zum Wort kommen. Solches Pathos erregt leicht den Verdacht des affectirten Enthusiasmus. — Nach Herbart's Tode hieß es, Bohtz sei entschlossen, auch Logik und Metaphysik zu lesen. Die Anschläge für dieses Semester bestätigen das Gerücht indeß noch nicht. Wir glauben auch, daß er in diesen abstracten Wissenschaften schwerlich Glück machen und es zu einer eigenthümlichen, den heutigen Bedürfnissen entsprechenden, durchgreifenden Richtung bringen würde. Denn hier giebt es einen gewaltigen Kampf. Bohtz' Religionsphilosophie ist schon ein mystisches Gewebe, mit dem weder der Orthodoxe, noch Philosoph einverstanden sein kann, und wer hier nicht entschieden ist, wird die Wahrheit wenig zu fördern vermögen. Eine ängstliche Vermittlung kann zu gar Nichts führen. Bohtz beschränke sich auf das Kunstgebiet, wo er am meisten zu Hause ist; durchforsche dieses in seiner ganzen Weite immer gründlicher und suche von da aus auf die allgemeine Bildung der jetzt so sehr durch ihre Fachwissenschaft eingeschnürten Jugend einzuwirken. Gerade von der Seite der Kunst und der Aesthetik aus, zu der sich jeder glücklicher ausgestattete Kopf gern hinneigt, läßt sich der wissenschaftlich Strebende am ersten auf die Höhe universellen Ueberblicks emporheben. Durch das Ideal gelangen wir zur Idee; vermittelst des Geschmacks für das Schöne zur Lust

am Schaffen des Wahren und Geistesfreien. Es geschieht in Göttingen so wenig für die Kunst*), um die Gemüther durch das Behagen an derselben zu ihrem Verständniß zu leiten. Da ist es eine um so dringendere Pflicht des Lehrers der Aesthetik, die Empfänglichkeit dafür nicht absterben zu lassen. Seit Gervinus abgegangen, hat Bohtz sich auch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur angenommen. Es fehlt ihm indeß der historische Argusblick, der das ganze Gebiet der Geschichte durchmessen haben muß, wenn er ein besonderes Feld derselben anbauen will. Der ästhetische Tact reicht dazu nicht hin. Es fehlt Bohtz außerdem die zähe Geduld, die den Forscher nicht verlassen darf, und vielleicht auch der Muth, der Geschichte einen Gesichtspunkt abzugewinnen, der, ohne das Object zu beeinträchtigen, recht energisch in die Gegenwart einschneidet. Denn in der That, seitdem sich Wolken thürmten, hat Bohtz das Schönfahrsegel freudiger und furchtloser Begeisterung für die neuen Ideen längst eingezogen. Er lavirt gewaltig.

Hiermit wäre denn unsere Schilderung der Universität Göttingen abzuschließen. Man wird gefunden haben, daß wir das Jahr 1837 als das Normaljahr angenommen haben. Wie groß der Verlust der Sieben und der durch O. Müller's und Herbart's Tod herbeigeführte unter den jetzigen Umständen anzuschlagen sei, leuchtet von selbst ein; zieht man diese Namen ab und reiht die nachher herangezogenen, von uns ebenfalls besprochenen wieder ein und fügt einen derben Gedankenstrich hinzu, so hat man die unmittelbarste Gegenwart. Die Ereignisse, welche in den letzten vier Jahren die Universität von außen berührt

*) Wir denken hier besonders an die moderne Kunst; von der antiken ist bei O. Müller die Rede gewesen. Nur die Malerei ist durch Carl Oesterley, der sich, der düsseldorfer Schule angehörend, durch Jephtha's Tochter, Leonore, Moses einigen Ruf erworben hat, vertreten. Oesterley giebt sich viele Mühe, den Kunstsinn zu heben und eine Vorlesung über Raphael's Leben, wobei er die ihm zu Gebote stehenden Kupferstiche vorzeigte, sprach an. Uebrigens ist Musik und Schauspiel auf den Nothbehelf angewiesen und will man die Reitkunst nicht mitrechnen, so giebt es in Göttingen weiter gar keine Künste.

haben, ſind bekannt genug und ſind noch im vollen Zuge, ſo daß ſie ſich gegenwärtig noch nicht in die Rechnung bringen laſſen. Sie zu beſprechen, iſt noch nicht vergönnt*).

Es bleibt uns deshalb nur noch übrig, einige Worte in Bezug auf die Studirenden hinzuzufügen. Man hat ihnen von jeher nicht mit Unrecht Fleiß und ernſtes Streben nachgerühmt. Indeß war ihre ganze wiſſenſchaftliche Richtung immer, wie natürlich, durch die jedesmaligen Lehrer bedingt. Von dieſen ging doch meiſt der erſte Impuls aus. Während ſich deshalb früher nicht ſelten wiſſenſchaftliche und poetiſche Vereine bildeten, die, wenn auch oft ohne Nachwirkung, doch den Reiz des Zuſammenſeins der jungen Leute erhöhten, hört man jetzt Nichts von dergleichen.

*) Um zu zeigen, wie nach Abgang der Sieben und nach Müller's Tode jedes politiſche Bewußtſein allmälig von der Univerſität gewichen iſt, ohne das in der Gegenwart weder Corporationen noch der Einzelne eine feſte Poſition in der Geſellſchaft einnehmen kann: ſtellen wir folgende Facta rein hiſtoriſch zuſammen, das Urtheil über den politiſchen Tact, den Sinn und die Conſequenz der Profeſſoren in einer das Wohl des ganzen Landes angehenden Frage, der Verfaſſungsfrage, dem Leſer ſelbſt überlaſſend. Am 3. Febr. 1838 ſchob die Univerſität die Wahl hinaus, während O. Müller gegen dieſelbe proteſtirte; wählte dann am 18. Febr. den Hofrath Gauß; nachdem dieſer jedoch im Wahltermine ſelbſt erklärt hatte, daß er die Wahl nicht annehmen werde, wurde der Ober-Appellations-Rath Planck zu Celle erwählt. Vier Profeſſoren enthielten ſich der Wahl. Planck lehnte am 28. Febr. die Wahl ab und die Univerſität wurde von Neuem zur Wahl aufgefordert. Es war damals die Zeit des Temporiſirens und die Univerſität, anſtatt zu einer neuen Wahl zu ſchreiten, beſchloß am 4. März Planck nochmals um Aufnahme der Wahl zu erſuchen. Da dies Erſuchen ohne Erfolg blieb, und von Hannover gedrängt wurde, wählte man am 18. März den Juſtizrath von Pape zu Hannover. Auch dieſer lehnte die Wahl ab. Am 26. April wurde endlich der Profeſſor der Theologie Reiche mit 21 Stimmen (einſtimmig) gewählt, 10 Profeſſoren hatten ſich jedoch der Wahl gänzlich entzogen. Reiche ſtimmte am 25. Juni 1838 für den bekannten Incompetenzbeſchluß. Im Jahre 1839, als die vertagte Verſammlung wieder berufen war, reſignirte Profeſſor Reiche und die Univerſität erklärte unter dem 2. Febr. mit 18 gegen 3 Stimmen, daß ſie für diesmal auf eine Wahl verzichte. Am 24. Mai gelangte eine neue ſchärfere Ordre zur Wahl an, allein im Wahltermin am 26. Mai erſchienen von den berufenen 32 ordentl. Profeſſoren nur 21, von dieſen erklärte ſich eine Majorität von 17 gegen eine Minorität von 4 für die Wahl, die aber nicht vollzogen wurde. Unter den nicht erſchienenen befanden ſich: Hugo, Gauß, Ritter, Kraut, Lücke, Reiche. So blieb die Univerſität im Jahre 1839 ſich conſequent und unvertreten.

Im Jahre 1840 am 21. Febr. erſchien der Curator der Univerſität

Viele der tüchtigsten deutschen Männer verdanken allerdings Göttingen einen großen Theil ihrer Bildung. Gelehrte von Fach, Staatsmänner, Publicisten, Dichter sind von hier ausgegangen; aber in neuester Zeit hat man stets die Behauptung hören müssen, daß solche an jedem andern Orte wenn nicht mehr, doch eben so viel Anregung erhalten haben würden, wie hier. In Göttingen haben sich die rüstigsten Köpfe immer unbehaglich befunden. Man vermißt den Einfluß des Zusammenlebens der Studirenden. Wir schlagen auch diesen Verkehr der Studirenden unter einander wirklich nicht gering an. Denn der gesellige Verkehr derselben mit den Professoren ist nicht so wesentlich. Dieser wurde und konnte nur immer Wenigen zu Theil werden und erstreckte sich selten auf die geistig Begabteren, wurde vielmehr nur den durch Stand und Vermögen Bevorzugten. —

Freiherr von Strahlenheim persönlich, um die Wahlverhandlungen zu lenken. Man sprach viel von vertraulichen Eröffnungen über eine Reorganisation der Universität nach österreichschen Mustern, im Fall einer Widerspenstigkeit. Es wurde denn auch Justizrath von Bothmer erwählt. Sechs Professoren enthielten sich des Abstimmens, sechs andere des Erscheinens im Wahltermine. Bothmer, nachdem er sich persönlich von der nicht gehörigen Composition der Versammlung überzeugt, sendete der Universität das Mandat mit nicht sehr schmeichelhaftem Briefe zurück, indem er aussprach, daß es von einer so angesehenen Corporation nicht sehr viel Muth bezeuge, sich selbst der Verlegenheit dadurch zu entziehen, daß man sie auf einen Einzelnen werfe. Am 29. März kam Befehl zu einer neuen Wahl, zu welcher man sich am 31. März versammelte. Von 30 wahlberechtigten Professoren erschienen 18 persönlich, 4 waren durch Stimmzettel vertreten. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 3 Stimmen, 9 weiße Zettel erklarten sich gegen die Wahl. Reiche erklärte, die Wahl nicht annehmen zu können, weil sie nicht durch absolute Stimmenmehrheit erfolgt sei. Es wurde sofort zu einer neuen Wahl geschritten, dabei jedoch nicht in Erwägung gezogen, daß, da die Stimmzettel jetzt weggefallen, eine beschlußfähige Zahl der Wähler nicht mehr vorhanden. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 1, 7 weiße Zettel sollten Protestationen bedeuten. Reiche erbat sich jetzt Bedenkzeit, resignirte am 1. April, aber eine Estaffette beschied ihn am 2. April nach Hannover, wo er in die Versammlung (die er zwei Jahre früher für incompetent erklärte) eintrat und eine vollständig unterschriebene Vollmacht erhielt. In diesem Jahre wurde der Universität von Hannover aus aufgegeben, den Canzlei-Secretair Hoppenstedt in Hannover zu wählen, was einstimmig geschah.

Dies sind Facta, welche einer Erläuterung wahrlich nicht bedürfen, und wenigstens diejenigen sehr abkühlen könnten, welche sich große Ideen von der Unabhängigkeit der Corporationen zu machen pflegen. Die Sieben waren keine Corporation, sie waren ein Princip.

Aus dem Umstande selbst ist dem Professor kein Vorwurf zu machen: er kann sich unmöglich ganz zum Erzieher der oft ungehobelten Jünglinge hergeben. Desto mehr sollte man aber den Verkehr der Jugend unter sich befördern, zumal derselbe sich bei der gehörigen Freiheit ganz von selbst ergiebt. Trotz dem, daß in Göttingen immer eine schroffe Scheidung des Adels, besonders des hochmüthigen hannöverschen, und der Bürgerlichen herrschte und das alte Landsmannschaftswesen hier recht gewuchert hatte, suchte doch später, zur Zeit des rüstigen Lebens auf allen deutschen Universitäten, auch hier ein süddeutsches Element den unfreundlichen, wortkargen, hannöverschen Ton in einen allgemeinern und lebhaftern umzuschmelzen. Dieser schöne Anfang deutschen Gemeinsinns und diese reine Lust am freien, ungenirten, lebhaften Verkehr gebildeter und nach dem Ideal ringender Menschen wurde aber hier, wie überall, ebenfalls gefährlich befunden. Die polizeiliche Beaufsichtigung wurde von Jahr zu Jahr strenger und hat denn allmählig in Göttingen eine so todte Ruhe hervorgebracht, daß von einem eigentlichen Studentenleben nicht mehr die Rede sein kann.

Ueber die Bibliothek brauchen wir wohl nichts hinzuzufügen. Ihre Vortrefflichkeit ist allgemein anerkannt.

Um etwas über die Buchhaltung der Wissenschaft, Göttingens Journalistik zu sagen: so gab es eine Zeit, wo von dortigen Gelehrten zwölf bis zwanzig periodische Schriften herausgegeben wurden. Da standen allen voran die Staatsanzeigen; es gab ein göttingsches historisches Magazin, ein gött. philosophisches Museum, eine philosophische Bibliothek, eine Bibliothek für theologische Litteratur, für alte Litteratur und Kunst, eine orientalische exegetische Bibliothek, ein Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, litterarische Blätter (Bouterweck), ein Magazin für Kirchenrecht, Hugo's civilistisches Magazin, Annalen der Entbindungsanstalt u. s. w.

Dazu kamen noch der Musenalmanach, der göttinger Taschenkalender, der Revolutionsalmanach, Reinhard's Romanenkalender.

Als allgemeines Organ der Georgia Augusta erschienen endlich die Gelehrten Anzeigen. — Eine reiche Blüthe des Journalismus deutet jedenfalls auf einen kräftigen, gesättigten Boden und so fällt denn auch jene Thätigkeit der periodischen Presse mit dem jugendlich kräftigen Aufschwunge der Universität zusammen. Seitdem ist die Georgia Augusta alt geworden, sehr alt und es sind ihr noch die Gelehrten Anzeigen geblieben. Jene Blätter, auf dem grauen Papier gedruckt, worauf außer ihnen nur noch der hannöversche Landes-Katechismus erscheint, und die nicht die Druckkosten, geschweige denn das Honorar aufbringen, diese G. G. A. waren bestimmt, den Fortschritt der Wissenschaft in allen Theilen zu verfolgen, eine möglichst gründliche Erörterung aller neuen gelehrten Werke zu geben. Das haben sie eine Zeit lang geleistet und leisten es, was historische, physikalische ꝛc. Wissenschaften anlangt, auch noch jetzt. Meistens kommen aber nur die Werke zur Sprache, welche die Bibliothek anschafft, und die Schriften der göttinger Gelehrten — in Selbstrecensionen. Da kommen denn oft naive Histörchen vor. Manche Mitarbeiter sagen übrigens selbst, wir wollen nicht gelesen sein, wir schreiben nur für uns. Ein schönes, einheitliches Princip! Heute diese Richtung, morgen jene, wie die Aufsätze im Redactionskasten liegen. Heute ein bescheiden lächelnder Pectoraltheolog, morgen ein eifernder Hengstenberger. Wässerige Lückenbüßer aller Art. Das π. ρ. ist gottlob abgethan, aber ein Herr Meier in Clausthal giebt sich noch immer die überflüssige Mühe, zu beweisen, wie schlecht die Kritik auf dem Harze gedeiht. In Beziehung auf ausländische Litteratur leisten die G. G. A. indeß mehr als irgend ein anderes Blatt.

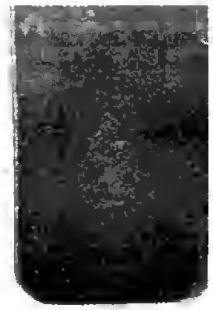
Die von Ewald kurz vor seinem Abgange im Verein mit Rückert, Neumann, Gabelentz u. s. w. begründete Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes können wir, obwohl sie in der Dieterich'schen Buchhandlung erscheint, nicht füglich mehr eine götting'sche nennen.

Ganz neuerlich gaben Havemann und Schaumann — bekannt durch seine bei Gelegenheit des Jubiläums gekrönte Preisschrift im Gebiet der niedersächsischen Geschichte — ein Archiv für vaterländische Geschichte heraus, das unter den jetzigen Verhältnissen wohl schwerlich zu großer Bedeutsamkeit kommen wird.

Dagegen ist das litterarische Museum, durch Wendt, Bauer, O. Müller gestiftet, eine recht gute Anstalt, auswärtige periodische Schriften und politische Zeitungen zugänglich zu machen. Namentlich ist anzuerkennen, daß durch die Unterstützung der Bibliothek eine so reiche wissenschaftliche Journalistik geboten wird, wie sie wohl nicht leicht an einem andern Orte zu treffen ist.

Zuletzt nur noch die Bemerkung, daß, wie hart auch unser Urtheil in vielfacher Hinsicht ausgefallen sein mag, wir durchaus nicht in persönlicher Gereiztheit, sondern nur im Interesse rücksichtsloser, freier Wissenschaftlichkeit gesprochen haben. Daß Göttingen in einem tiefen Verfall begriffen sei, weiß ganz Deutschland: es kam darauf an, dies allgemeine Urtheil einmal in allem Detail zu motiviren. Wird uns also unsere innigste Theilnahme an der Sache der Wissenschaft, der Vernunft und der Freiheit als Eingenommensein gegen die Personen ausgelegt, so hat die wissenschaftliche Opposition dieses Schicksal mit der politischen in unsern kleinlichen deutschen Verhältnissen gemein und wir werden uns darüber zu trösten wissen. Vorläufig, hoffen wir, wird unsere Skizze, so flüchtig sie auch nur hingeworfen werden konnte, doch manches Licht auf die wirklichen Zustände verbreitet haben und nicht aller zeitgemäßen Flamme entbehren:

„Es ist ein Lied; wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besond're Wirkung spüren."

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Digitized by Google